n.v.

29g
2
OS 242 n.v.

A. 1. 11 6 1 n 9.

Jun. Bl. Tumulus Jovis Optimi.

Inventus Jahr 1843.

44

Eutonia

Ein Geschenk für junge Leute, welche schon fertig lesen können und schön zu lesen wünschen.

von

Dr. J. H. P. Seidenstücker.

Zweite Ausgabe.

Dortmund bey den Gebrüdern Mallinckrodt.

1810

Deklamatorisches

Lesebuch

für

mittlere und obere Schulklassen;

gesammelt

von

Joh. Heinr. Philipp Seidenstücker,

Doktor der Philosophie; Magister der f. K. und Rektor des Gymnasiums zu Lippstadt.

Zweite Ausgabe.

Dortmund,

bey den Gebrüdern Mallinckrodt.

1810.

67.

1314089992

Bibliothek
Passau

Vorrede
zur ersten Auflage.

Ein Mann, dessen Stimme von Gewicht ist, der verewigte Klopstock, behauptete, daß der Geschicklichkeit, ein wissenschaftliches Kunstwerk, in gebundener oder ungebundener Rede, zu schaffen, die andere, gewöhnlich für sehr leicht geachtete, Geschicklichkeit, ein solches Kunstwerk fehlerlos vorzulesen, nur um einen Grad nachstehe; — und dieser Behauptung widerspricht die Erfahrung nicht. Jedoch möchte ich den Grund der Erscheinung, daß sich unsre Redner und Vorleser so selten durch eine fehlerlose Deklamation auszeichnen, nicht in der Schwierigkeit der Sache allein suchen; es scheint mir vielmehr, als falle hiervon auch unsern Schulen ein großer Theil zur Last.

Zuvörderst behandeln unsre Schulen die Uebung des deklamatorischen Lesens zu sehr als Nebensache. Wenn jede Sache um so mehr und anhaltender geübt werden muß, je schwieriger sie ist: so sollte man meinen, daß für das deklamatorische Lesen in allen Schulen, vorzüglich in Gelehrtenschulen, eigne Uebungsstunden angesetzt sein würden. Allein man frage nach, und man wird finden, daß in den meisten Schulen die Leseübungen auf die untersten Klassen, in welchen die Kinder zum Wörterlesen angeleitet werden, beschränkt sind. Man scheint die Meinung zu hegen, daß bei der Uebung des Wörterlesens das Gedankenlesen so nebenbei genügend geübt werde, oder auch, daß sich das Mangelnde späterhin allenfalls durch das Uebersetzen der alten Autoren, bei welcher Schulübung es am Lesen nicht fehle, überflüßig einbringen lasse. Wie irrig diese Meinung ist, liegt am Tage. Was das Wörterlesen betrifft, so ist diese Uebung, wie ich nachher zeigen werde, eben so sehr dem deklamatorischen Lesen entgegen, als sie selbst durch Beimischung des letzten gestört und aufgehalten wird; die Vereinigung beider Uebungen erinnert an den Ausspruch des Evangeliums, daß Niemand zwei Herren dienen könne. Daß aber aus dem gelegentlichen Lesen in den alten Autoren eben so

we-

wenig ein Tonlesen hervorgehen kann, als aus dem Nachschreiben des Studenten in den Hörsälen der Professoren ein Schönschreiben hervorgeht, läßt sich schon aus dem fragmentarischen Lesen, welches bei dem Uebersetzen der Autoren üblich ist, abnehmen. Nichts ist der Gelangung zum Gutlesen so sehr entgegen, als ein abgebrochenes Lesen.

Wenn aber auf der einen Seite Mangel an Uebung den Schulen zur Last fällt, so trifft dieselben auf der andern Seite wieder der Vorwurf einer verkehrten Uebung. Man darf behaupten, daß unsre Schulen das deklamatorisch lesen dadurch in seinem Keime ersticken, daß sie das Wörterlesen und Gedankenlesen mit einander verbinden. Beide Uebungen sind ihrer Natur und ihrem Zwecke nach wesentlich von einander unterschieden; das Wörterlesen ist etwas rein Mechanisches, und sein Zweck eine Fertigkeit. Untersucht man, aus welchen Elementen die Fertigkeit des Wörterlesens gleichsam zusammengesetzt ist, so ergibt sich, daß jeder Bestandtheil auf bloß mechanischem Wege aufgenommen wird. Zuförderst nimmt das Gedächtniß die einzelnen Buchstaben für das Auge und für das Ohr, oder als sichtbare Zeichen und als hörbare Laute, mechanisch

in

in seine Kammer auf; die Zunge mit ihren Gehilfen wirkt eben so mechanisch, diese einzelnen Bestandtheile der Wörter mit Geläufigkeit auszusprechen; endlich übt sich das Auge nicht minder mechanisch, anfänglich mehrere Buchstaben, sodann mehrere Sylben und Wörter mit einem Male zu übersehen und den Sprachwerkzeugen als fertigen Dienern gleichsam zu übergeben. Kein Urtheilen, kein Schließen, überhaupt keine Thätigkeit des Verstandes wird bei der Uebung des Wörterlesens in Anspruch genommen.

Das Gedankenlesen ist dagegen etwas durchaus Geistiges; es ist nicht der äußern Form, dem Körper der Worte, anzusehen, wo die Stimme gehoben oder gesenkt, wo sie geschwächt oder gestärkt, in ihrem Laufe angehalten oder beschleunigt werden muß; dieß liegt lediglich in dem Geiste der Worte; wer diesen durch die Stimme ausdrücken will, muß ihn vorher ergriffen haben; dieser Geist der Schrift läßt sich aber nur wieder durch Geist ergreifen, gleich dem Diamant, der sich nur durch Diamant schleifen läßt.

Verbindet man nun das Geistige mit dem Mechanischen, das Gedankenlesen mit dem Wörterlesen, so tödtet der Geist eben so gewiß Buchstaben, als der Buchstab den Geist tödtet, das

eine hält nicht nur das andere auf, sondern das eine stört und hindert auch wirklich das gute Gelingen des andern. Daß die Fertigkeit des Wörterlesens durch die Berücksichtigung des Tonlesens verspätet werden muß, ist ohne weitern Beweis einleuchtend; denn wenn ein bestimmtes Maß von Thätigkeit auf zwei Gegenstände vertheilt wird, so kann es natürlicherweise nicht so viel wirken, als wenn es vereinigt auf einen einzigen Gegenstand geleitet wird. Schnelle ist aber in allen mechanischen Theilen des Unterrichts für den Geist des Lernenden von einer Wichtigkeit, die mehr beherzigt zu werden verdiente, als gewöhnlich geschieht. Alles, was demnach ein schnelles Gelangen zur Lesefertigkeit hindert, muß als verderblich von einer gesunden Pädagogik verdammt werden. Man kann daher behaupten, daß jede Bemerkung des Lehrers über Tonsetzung, jede Bemerkung über den Inhalt des Lesestücks, kurz! jedes Wort, mit welchem der Lehrer den Schüler im Wörterlesen unterbricht, Verstoß gegen eine gute Methode ist. Noch nachtheiliger ist die Vereinigung für das Gedankenlesen, und man mag dreist behaupten, daß dieses in seinen zarten Anfangsfäden, die, ohne künstliche Hilfe, von der bloßen Natur aus der lebendigen Umgangsspra-

che

che in die todte Bücherſprache hinübergeſponnen werden, dadurch zerriſſen wird, daß der Schüler Worte leſen ſoll, ehe er Wörter zu leſen gelernt hat. So lange dem Schüler noch die Fertigkeit fehlt, eine Reihe von Wörtern mit Leichtigkeit zu überſchauen und mit Geläufigkeit zu leſen, ſo lange bleibt es ihm auch unmöglich, ſeinen Leſeſtoff mit dem erforderlichen Tone zu begleiten, geſetzt auch, daß der Inhalt ſeinem Faſſungsvermögen völlig entſpricht. Denn wie wäre es ihm möglich, die Gedankenreihe, wie kurz dieſelbe auch ſei, zu überſchauen, wenn er die Wörterreihe noch nicht überſchauen kann? Soll der Schüler gleichwohl das Leſepenſum mit Accentuation begleiten, ſo muß es ihm der Lehrer entweder vorleſen, oder der Schüler muß angehalten werden, jede Gedankenreihe zweimal zu leſen, das erſte Mal die Wörter, das zweite Mal die Worte. Lieſt es der Lehrer dem Schüler vor, ſo darf dieß erſt geſchehen, wann es der Schüler ſchon wörterrecht geleſen hat. In beiden Fällen alſo, der Lehrer mag die Deklamation durch eigenes Vorleſen, oder durch das bloße doppelte Leſen des Schülers leiten wollen, in beiden Fällen, ſage ich, lieſt der Schüler ſeinen Leſeſtoff das erſte Mal der Deklamation zuwider. Dieſe Nothwendigkeit, während einer

längern oder kürzern Zeit der Deklamation zuwider lesen zu müssen, geht nach und nach in Gewohnheit über, und zwar bei dem fleißigen Schüler, der sich ohne Beisein des Lehrers übt, am leichtesten. Wie viel aber überhaupt in jeder Sache auf den Anfang, auf die Grundlegung, ankomme, und wie schwer es halte, üble Angewöhnungen bei den Kindern zu vertilgen, dieß erfahren Schullehrer täglich bei weit unwichtigern Gegenständen, als der erwähnte ist. Ich bin daher der Meinung, daß man einen pädagogischen Fehler begeht, wenn man in die Uebung des Wörterlesens auch nur das Mindeste von Deklamationsübung einmischt, und behaupte, daß das Wörterlesen und das Gedankenlesen strenge von einander geschieden werden müsse.

Aber, wird man sagen, wirkt es denn nicht auch nachtheilig auf das deklamatorische Lesen des Schülers, wenn man denselben einen geistigen Stoff Jahrelang geistlos lesen läßt?

Allerdings! Eben daraus folgt nun von neuem, daß die Bücher für das Wörterlesen eine andere Einrichtung erhalten müssen, als man ihnen zu geben bisher beflissen gewesen ist; daß man sie von dem Geistigen möglichst entblößen, und, da sie zum Wörterlesen bestimmt sind,

sie

sie auch aus Wörtern, und nicht aus Worten, zusammensetzen müsse. Man verliert, wahrlich! den Zweck solcher Bücher ganz aus den Augen, oder setzt, zu großem Nachtheile, dem einzig wahren Zwecke einen falschen Zweck zur Seite, wenn man dieselben mit moralischen Erzählungen, Sprichwörtern, Fragmenten aus Geschichte, Geographie ꝛc. anfüllt. Wenn man es für nöthig erachtet, dergleichen Kenntnisse schon früh dem jugendlichen Geiste mitzutheilen; muß denn gerade das Lesebuch das Vehikel dazu sein? Wer alles überall und an allen Orten leisten will, leistet gewöhnlich nirgends etwas Rechtes. Man lasse doch ja die erste Leseübung sein, was sie ihrer Natur nach einzig sein kann — eine Uebung, das Körperliche der Sprache mit Geläufigkeit und Fertigkeit lesen zu lernen; man reinige diese Uebung von jedem störenden Nebenzwecke und gebe deswegen den Büchern, in welchen sich der Schüler Lesefertigkeit erwerben soll, einen Inhalt, so geistlos, wie die Noten sind, oder sein können, an welchen der Musikschüler seine Finger geläufigen soll. Ein Lesebuch, welches aus lauter isolirten Wörtern bestände, (wie das Gedikische in der ersten Hälfte) am besten aus Eigennamen, oder aus Bestandtheilen einer fremden Sprache, wenigstens,

wenn

wenn aus den Bestandtheilen der Mutterſprache, doch auf die gehaltloſeſte Weiſe zuſammengeſtellt, und nur in Anſehung der Körperlichkeit der Sylben und Wörter nach dem Geſetze der Stufenfolge geordnet; ein ſolches Leſebuch würde ich für das zweckmäßigſte erklären. Durch ein Leſebuch dieſer Art wird der Hauptzweck, Leſefertigkeit, erreicht, und die Empfänglichkeit des Leſeſchülers für Deklamation durchaus rein erhalten. Dieſer letzte Gewinn iſt zwar nur negativ, aber er muß ſehr bedeutend erſcheinen, wenn man bedenkt, daß durch unſre geiſtreichen und gehaltvollen Leſebücher das Ohr des Schülers nach und nach für die Tonſetzung ganz abgeſtumpft wird.

Ich ſtelle meine Anſicht von den Elementar-Leſebüchern der Beurtheilung der Pädagogen anheim. Auf jeden Fall wird man einräumen, daß die Leſeübungen auf Schulen noch geſteigert werden müſſen, weil die bisherigen Uebungen für Deklamation noch nicht ſo erſprießlich geweſen ſind, als man wünſchen muß, wenn man den großen Einfluß einer guten Deklamation erwägt. Ein ſchönes, ausdrucksvolles Gedankenleſen verdient es, wahrlich! vor manchen andern Lehrgegenſtänden, daß ihm auf jeder Schule wöchentlich eine, oder beſſer einige,

Stun-

Stunden durch alle Klassen hindurch ausschließlich gewidmet werden. Der Redner, der Sprecher, der Vorleser — wirken sie nicht oft eben so viel durch ihren Ton, als durch den Gehalt ihres Vortrags? Aber diese Uebung muß ebenfalls durch ein passendes Buch geleitet werden; nicht durch ein Buch, welches auf wissenschaftliche Belehrung, auf moralische Veredlung, oder auf bloße Unterhaltung und Ergötzung berechnet ist, sondern durch ein solches Buch, welches, mit Beseitigung jedes andern Zweckes, lediglich die Deklamation zu seinem Zielpunkte hat. Lesebücher, wie die bekannten von Seiler und Wilmsen, mögen ihre anderweitigen großen Vorzüge haben; zu diesem Behufe sind sie nicht geeignet. Denn obgleich auch sie, wie jede Schrift, selbst der geringste Zeitungsartikel, mit gebührendem Tone gelesen werden müssen, so passen sie doch nicht zu Uebungsbüchern für die Deklamation. Ein Buch dieser Art muß lauter Stücke von sehr lebhafter Deklamation enthalten, denn in solchen Stücken wird die Deklamation am leichtesten von dem Schüler getroffen; die Stücke müssen sich an die Umgangssprache anschließen, damit der Schüler in kein fremdes, sondern in ein schon bekanntes Feld komme, in ein Feld, in wel-

welchem ihm die bloße Natur den Weg zeigt. Es ist äußerst wichtig, der Natur mehr durch Natur, als durch Kunst zu Hilfe zu kommen. Ist der Lesestoff so beschaffen, daß ihn der Schüler ohne fremde Anweisung von selbst, wenigstens ziemlich richtig deklamiren kann, so wird das Gefühl für schöne Tonsetzung unvermerkt in dem Schüler erwachen, und auf bloß praktischem Wege viel weiter kommen, als es durch theoretische Regeln je geführt werden würde; der Sammler eines solchen Lesebuchs muß daher bei der Wahl auf die Leichtigkeit dieses Selbstauffindens seine ganze Aufmerksamkeit richten. Zwei Haupteigenschaften dürfen daher einem solchen Buche nicht fehlen: Verständlichkeit und Deklamirbarkeit. Ich kenne kein Lesebuch, welches diese Eigenschaften in einem so vorzüglichen Grade besitzt, als der vierte Band des Erzählungsbuches von Glatz. Unsere sogenannten Deklamirbücher versehen es gewöhnlich dadurch, daß sie sich zu sehr an Gedichte halten, und vorzüglich zu viele Lieder aufnehmen. Diese gereimten Stücke eignen sich am wenigstens für den Anfänger, wie jeder Lehrer aus eigner Erfahrung wissen wird. Indessen will ich keinesweges behaupten, daß unter der großen Zahl von Lesebüchern, mit welchen in den letzten Decennien

cennien die Jugend beschenkt worden ist, nicht recht viele sein sollten, die, wie das Glatzische, dem angegebenen Zwecke entsprächen; ich kenne sie nicht alle, und es dürfte auch einem Schulmanne, der den Vortheil eines Buchladens entbehrt, kaum zugemuthet werden, sie alle zu kaufen, um zu sehen, ob nicht eines seinem Schulbedürfnisse entspricht. Ich habe es wenigstens, da ich unter meinem Vorrathe kein dem angegebnen Zwecke zusprechendes und für das hiesige Gymnasium passendes Lesebuch fand, für das kürzeste gehalten, selbst ein Buch nach meiner Idee abdrucken zu lassen. Dieß erscheint nun hier, und ich hoffe, daß es den Beifall derjenigen Schulmänner, die mit mir von einerlei Grundsätzen ausgehen, nicht verfehlen wird. Die meisten Lesestücke sind aus einem Vorrathe, der seit 10 Jahren zu den jährlichen Redeübungen auf dem hiesigen Gymnasium benutzt worden ist, ausgelesen, und wenn ich einige andere z. B. den Edelknaben, den dankbaren Sohn ꝛc. hinzugefügt habe, so ist auch dieß nicht aufs Gerathewohl, nicht einmal im blosen Vertrauen auf mein alleiniges Urtheil geschehen; ich habe mit jedem Stücke vor der Aufnahme einen Versuch, ja! mit mehrern einen vielfachen Versuch gemacht, habe sie von größern und kleinern

Schü-

Schülern lesen lassen, und erst nach dem Ergebniß gewählt. Ich darf daher behaupten, daß alle aufgenommenen Stücke, wenn auch das eine mehr oder weniger, als das andere, doch alle in einem genügenden Grade dem angegebenen Zwecke entsprechen; von einigen möchte man beinahe behaupten, daß sie sich selbst deklamiren, so einladend ist Alles zur Deklamation; man vergleiche mit dieser Behauptung das Stück: Der sonderbare Spieler. Daß ich das Meiste aus Engels Schriften genommen habe, wird man dem Zwecke des Buches gemäß finden.

Was den Inhalt der Stücke anbetrifft, so hat derselbe, wie aus dem Gesagten schon zu entnehmen ist, nur einen negativen Einfluß auf meine Wahl gehabt; mochte derselbe belehrend oder nicht belehrend sein, beides war für den Haupt- oder viemehr einzigen Zweck des Buchs ganz gleichgiltig; nur schädlich und verderbend sollte er nicht sein. Dieß bitte ich jedoch nicht so zu nehmen, als billigte ich gerade alle Meinungen und Grundsätze, die die Verfasser der einzelnen Stücke aufgestellt haben, oder als glaubte ich, daß der Schüler gar nicht durch den Inhalt in seinem Urtheile irre geführt werden könnte. Nein! ich stimme nicht Allem bei;

billige z. B. das Verfahren des Vaters in Nr. 23. ganz und gar nicht. Allein darum halte ich den Inhalt dieses Stücks noch nicht für schädlich; das Irrige in den Maximen kann durch den Lehrer berichtigt werden. Ueberhaupt sind die fehlerlosesten Schulbücher, auf welche der Lehrling wie auf ein Evangelium bauen kann, nicht immer die besten; nichts weckt die Aufmerksamkeit des Schülers so sehr, nichts übt dessen Scharfsinn so kräftig, als wenn derselbe findet, daß er seiner Kritik mit Erfolg das Lehr- oder Lesebuch unterwerfen kann. Läßt man doch zu einem solchen Behufe Manches sogar absichtlich fehlerhaft abdrucken! Schädlich nenne ich das, was die Leidenschaft des Knaben aufregt, seiner Phantasie schmutzige Bilder vorführt, kurz! was auf sein Gefühlvermögen nachtheilig einwirkt; üble Eindrücke auf das Gefühl lassen sich oft durch keine Belehrung, durch keine Ermahnung wieder auslöschen; die Phantasie ergreift den Fund, und mahlt das Fehlende nur zu leicht noch mit lieblichen Farben aus. Von einem solchen Inhalte sind, denke ich, alle aufgenommenen Stücke frei.

Noch muß ich ein Wort darüber sagen, daß ich dem Leseschüler durch Accente, gesperrte

Schrift

Schrift und ähnliche Mittel nicht zu Hilfe gekommen bin. Ich gebe es zu, daß die Deklamation durch solche Hilfsmittel, wenn auch nicht in ihren feinsten Schattirungen, wenigstens in ihren groben Umrissen geleitet werden könne; allein es scheint mir eine solche Betonung und Bezeichnung für den Anfänger theils überflüssig, theils sogar nachtheilig zu sein. Ueberflüssig, weil sie, wie gesagt, nur die groben Umrisse der Deklamation anzugeben geeignet ist, dieß Grobe aber weit vollständiger durch die dem Lesestoffe gegebene Form angezeigt werden kann; nachtheilig, weil der Schüler durch ein solches äußerliches Notenwerk von dem innern Geiste dessen, was er liest, abgehalten wird, die Leitung der Deklamation durch das Innere aber gerade die Hauptsache ist, die bei der ganzen Deklamationsübung bezielt wird. Was durch äußerliche Tonbezeichnung für die Deklamation gewonnen wird, wenn überhaupt durch dieselbe etwas gewonnen wird, ist dem Mechanischen verwandt; was aber das Innere, der Geist, erzeugt, das ist selbst geistig und für den Schüler wahrhaft bildend, und auf dieses Bildende richtet mit Recht die Pädagogik in allen ihren Bemühungen ihr Hauptaugenmerk.

Von der Stelle, die ich den einzelnen Stücken angewiesen habe, ist nichts zu sagen; man kann die Zusammenreihung für willkührlich ansehen. Jedoch glaube ich, daß das Leichtere mehr im Anfange, das Schwerere mehr am Ende des Buches seine Stelle gefunden habe. Das natürlichste Anordnungsprinzip für ein solches Buch ist unstreitig die Tonart; allein da diese in den gewählten Stücken gemischt ist, so konnte keine Anordnung nach der Tonart getroffen werden.

Die Setz- und Korrecturfehler sind meistentheils von geringer Bedeutung, und von der Art, daß sie mehr die Aufmerksamkeit des Leseschülers erregen, als den Sinn stören können. Findet sich außerdem hin und wieder eine Unrichtigkeit, oder wenigstens ein Mangel an Genauigkeit, wie dieses z. B. sogleich auf der ersten Seite der Fall ist in den Worten: „Der Vater sagte, er möchte den Wunsch in seine (wessen?) Schreibtafel schreiben;“ wo das Pronomen sein sehr zweideutig gestellt worden ist: so bleibt dieß der Bemerkung eines jeden Lesers anheimgestellt; ich selbst habe es mir nicht erlauben mögen, in dergleichen Grammatikalien den Verfassern meine Ansicht unterzuschieben; nur da, wo eine zu

nackte

nackte Schilderung dem jugendlichen Gemüthe zum Aergerniß gereichen konnte, glaubte ich, einzelne Zeilen, und auch längere Stellen wegschneiden zu müssen, welches mir die Verfasser in Berücksichtigung der individuellen Bestimmug des Buches zu Gute halten werden *).

Da übrigens ein niedriger Kaufpreis unter den Bewegungsgründen zur Herausgabe dieses Lesebuches nicht der letzte war, ein solcher sich aber nur durch einen starken Absatz bewirken läßt: so wird es mir schon aus diesem Grunde lieb sein, wenn das Buch auch den Wünschen meiner Kollegen in der Nähe und Ferne zuspricht. Bei Einführung desselben in ihren Schulen dürfen sie auf die größte Billigkeit der Verlagshandlung rechnen.

Weil es schließlich nicht undienlich sein mag, auch mit den Recensenten, bei denen wol nicht mit Unrecht die Kompilationen im übelm Geruche stehen, ein Wort in Lieb und Freundschaft vorab zu sprechen: so sagte ich denselben, daß ich jetzt zum ersten Male fremden Arbeiten meinen Namen als Sammler vorsetze. Wer meine

eig-

*) Auch aus diesem Grunde ist manchem Stücke der Name der Verfasser nicht beigesetzt; wenn es aber aus andern unterblieben ist, so ist doch wenigstens meine Absicht nicht gewesen, mir etwas Fremdes zuzueignen.

eignen Arbeiten kennt, die ich seit 20 Jahren nach und nach habe drucken lassen, wird mir das Zeugniß geben, daß ich weder fremde Federn liebe, noch zu denen gehöre, die sich ihre schriftstellerischen Arbeiten gern leicht machen. Man wird also bei meinem dießmaligen Unternehmen dem Gedanken an ein wirkliches, oder wenigstens für wirklich gehaltenes Bedürfniß Raum geben.

Lippstadt im Oktober 1806.

J. H. P. Seidenstücker.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Die Eutonia hat, sowohl in den öffentlichen Beurtheilungen der Recensenten, als in dem Privaturtheile vieler Schulmänner, welche dieselbe als Deklamationslesebuch in ihre Schulen eingeführt haben, den vom Herausgeber erzielten Beifall in einem solchen Grade gefunden, daß sie nun in ihrer, wenn auch nicht neuen, doch erneueten Gestalt schon dreister ins Publikum eintreten darf. Wesentliche Veränderungen durfte sie als eingeführtes Schulbuch in der neuen Auflage nicht erleiden, daher ist keines der einmal aufgenommenen Stücke mit einem andern vertauscht worden; nur das letzte Stück, die Uferpredigt von Kosegarten, die sich unberufen der Sammlung angeschlossen hatte, glaubte ich, dem Urtheile des Recensenten in der Leipziger Zeitung beistimmend, weglassen zu dürfen; sie ist durch einen Anhang von neuen Stücken ersetzt worden und dieser Anhang ist, um die für den Schulgebrauch nöthige Harmonie zwischen

der

der alten und der neuen Ausgabe zu erhalten, auch besonders abgedruckt und wird den Besitzern der ersten Ausgabe für 3 ggr. überlassen. Daß ich übrigens dem Texte bei dem neuen Abdrucke noch mehr Korrectheit zu geben gesucht habe, wird nicht getadelt werden; die dadurch entstandenen kleinen Abweichungen sind nicht störend, wohl aber mitunter geeignet, gerade durch ihre scheinbare Geringfügigkeit die Aufmerksamkeit des Schülers zu regen und zur Erforschung der Sprachgesetze aufzurufen.

Was man, soviel mir bekannt geworden ist, der Eutonia noch angewünscht hat, besteht vorzüglich in folgenden drei Punkten:

1) daß der Inhalt mehr der Bildung zur Moralität zusprechen,
2) mehr neuen, noch nicht zu solchen Büchern gebrauchten Lesestoff enthalten, und
3) der Deklamation durch Bezeichnung, oder wenigstens durch Vorausschickung methodischer Winke zu Hilfe kommen möchte.

Da ich keinen dieser Wünsche der neuen Ausgabe befriedigt habe, so ist es billig, daß ich dem Publikum die Gründe meines Verfahrens vorlege.

Auf den ersten Wunsch antworte ich, daß die Eutonia kein moralisches, sondern ein dekla-

matorisches Lesebuch sein soll. Die Deklamation verdient es wohl, daß ihr auf jeder Schule eine eigene, alle Nebenzwecke ausschließende Lection gewidmet werde. Ueberdieß erreicht, wer in einer Lection Alles erreichen will, am Ende nichts. Aber fehlt es denn wirklich der Eutonia an moralischem Gehalte? Bei einer abermaligen Prüfung hat es mir fast scheinen wollen, als sei, unbeabsichtigt, so viel Moral in der Eutonia gelegt worden, daß aus ihr und über sie ein ganzer Jahrgang Predigten geschrieben, folglich auch wohl ein ganzes Jahr hindurch ein moralischer Schulunterricht an dieselbe geknüpft werden könnte. Vielleicht ist die Eutonia, eben weil sie nicht bei jedem Stücke ein moralisches Schild aushängt, mehr geeignet, moralischen Sinn zu wecken und zu beleben, als unsere moralischen Lesebücher, die jede Tugend und jeden Fehler in einer zierlichen Erzählung darstellen. Diese moralischen Erzählungen, welche zur pädagogischen Mode des Tages gehören, gleichen solchen Eltern, die ihre Kinder stündlich ermahnen, warnen, zurechtweisen und — dadurch verderben; die Eutonia gleicht mehr einem Vater, der selten und nur bei Vorfällen des wirklichen Lebens zu seinem Sohne spricht: gehe hin und thue desgleichen. Gewiß

nur auf dem letzten Wege wird der Götterfunke, moralischer Sinn, aus der menschlichen Sele herausgeschlagen; die gedichteten moralischen Erzählungen blasen diesen Funken zehnmal aus, ehe einmal an. Das Weitere über diesen nicht unwichtigen Gegenstand behalte ich mir für die pädagogische Bibliothek vor.

Bei dem zweiten Wunsche ist unbeachtet geblieben, für wen und wozu ich einzig und allein die Eutonia bestimmt habe. Sie soll nicht dem Lehrer, sondern dem Schüler dienen; nicht jenem ein Repertorium, aus welchem bei Gelegenheit einer feierlichen Redeübung neuer Vorrath herausgegriffen werden könne, sondern diesem ein Lesebuch sein, welches durch seinen bloßen deklamirbaren Inhalt das Schönlesen befördere. Es kam bei diesem Zwecke nicht darauf an, ob ein Stück alt, oder neu war, sondern, ob es dem Zwecke zusprach. Ich will nicht in Abrede stellen, daß für die aufgenommenen alten Stücke gleich zweckmäßige neue hätten gewählt werden können, allein da für diejenigen Schüler, denen die Sammlung bestimmt ist, auch das Alte neu ist, so schien mir ein ängstliches Suchen nach Neuem wenigstens unnöthig zu sein. Läßt man also, wie bisher geschehen ist, der Eutonia die Gerechtigkeit widerfahren, daß

ihr

ihr Inhalt ihrem Zwecke zuspreche, so, hoffe ich, wird die Altheit des Inhalts ihren Werth nicht mindern.

Ueber den dritten Wunsch habe ich mich der Hauptsache nach schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe erklärt, und will nur noch Folgendes hinzufügen. Alle Deklamation beruht auf drei Stücken:

1) auf der Stärke und Schwäche, oder dem innern Gehalt der Stimme, da man entweder lauter oder leiser, rauher oder sanfter, fester oder wankender, gröber oder feiner, dumpfer oder heller, voller oder dünner spricht;
2) auf der Höhe und Tiefe, oder Modulation der Stimme, auf dem harmonischen Auf- und Absteigen mit den Tönen;
3) auf dem Rhythmus der Stimme, da man entweder schneller oder langsamer, in kürzern oder längern Aufsätzen, gebundener oder gestoßener spricht.

Soll ein Zeichensystem für die Deklamation nicht auf halbem Wege stehen bleiben, so muß es alle aus diesen drei Stücken hervorgehenden Schattirungen, bis zu den feinsten, vollständig umfassen. Dieses ist nur durch vollständige Anwendung des musikalischen Notensystems erreichbar.

bar. Es spricht aber von selbst, daß sich die Eutonia mit einer Tonbezeichnung dieser Art nicht befassen konnte, also hätte sie sich auf die gröbsten Andeutungen, auf ein Stark und Schwach, ein Hoch und Tief, ein Geschwind und Langsam beschränken müssen. Wem hätte diese Betonung frommen sollen? Dem Lehrer? Wenn dieser solcher Fingerzeige auch bedürfte, so wäre doch erst zu erwägen, ob er sie verdiente. Also dem Schüler. Allein diesem sind die groben Fingerzeige auf jeden Fall durch den deklamirleichten Inhalt der Eutonia, also auf weit nützlicherm Wege, gegeben worden; und sollte ein Schüler unempfänglich sein für dieses so deutlich sprechende innere Zeichensystem: würde ich nicht den Lehrern zu nahe treten, wenn ich durch Accente, gesperrte Schrift und dergleichen nur das Grobe der Deklamation andeutende Mittel zu verstehen gäbe, daß ich auch ihnen eine solche Geistesbeschränktheit zutrauete? Sonach mußten die Accente wegbleiben, gesetzt daß ich auch nicht aus pädagogischen Gründen so überzeugt gewesen wäre, als ich es bin, daß Accente, sie mögen zum Behuf des Schönlesens in der Muttersprache, oder der richtigen Aussprache fremder Sprachen angewandt werden, durchaus nachtheilig wirken, die Erreichung des

Zweckes zurückhalten, statt zu befördern, und überhaupt die Sache des lebendigen Geistes in Sache des todten Mechanismus umsetzen.

Die Eutonia mit einer Deklamatorik auszustatten, schien mir eben so wenig zweckdienlich zu sein. Die Eutonia mußte als Schülerbuch möglichst wohlfeil verkauft werden können. Methodische Winke, sollten sie für die Lehrer von Werthe sein, mußten nicht bei der Oberfläche stehen bleiben, sondern tief eindringen, folglich weitläuftig werden und das Buch vertheuern. Und warum den Schüler zu kaufen zwingen, was nur zum Frommen des Lehrers geschrieben wird? Ist es nicht zweckmäßiger, den Lehrer das, was ihm Noth thut, in einer eigenen Deklamatorik suchen zu lassen, als jedes Lesebuch, das der Schüler in Händen haben soll, mit einem Abrisse über die Deklamirkunst zum Behuf des Lehrers zu belästigen? Bei Schulbüchern, wie beim Unterrichte überhaupt, sollte man das „Alles an seinem Orte, und Alles zu seiner Zeit“ nie aus den Augen verlieren. Faßt man aus diesem Gesichtspunkte die Eutonia ins Auge, so, hoffe ich, wird man den Wunsch, ihr eine Deklamatorik vorangestellt zu sehen, gern fahren lassen.

Wohl wünschte ich eine andere Vollkommenheit dem Texte der Eutonia zu geben, nämlich grö-

ßere Bestimmheit durch Interpunktion, wenn ich nicht fürchten müßte, daß man die Aufstellung neuer Unterscheidungszeichen gerade einem Schülerbuche anstößig finden würde, und ohne Vermehrung der üblichen Zeichen läßt sich die Sache doch nicht thun. Vielleicht lege ich einmal unseren Grammatikern jeinen Erweiterungsversuch zur Prüfung vor; fände dieselbe Beifall, so würde ich mich weniger scheuen, falls es mit der Eutonia zu einer dritten Auflage kommen sollte, den Text derselben durch die neuen Zeichen schärfer zu bestimmen. Vorzüglich müssen unser Semikolon und Ausrufungszeichen mehrere Nebenzeichen erhalten, wenn nicht Ober- und Untertheile, Befehl- und Bittsätze, kurz! die größten Verschiedenheiten unter einerlei Firma gebracht werden sollen.

Lippstadt im April 1810.

S.

In-

Inhalt.

Seite

Die vier Jahrzeiten; von Campe. — — 1
Das Kameel und die Katze; von dems. — — 4
Das wohlbestrafte Kind; von Eschenburg. — 5
Der kleine wohlthätige Mirtill. — — — 12
Der Maulwurf und das Eichhörnchen; von Fulda. 16
Der Goldkäfer; von dems. — — — 17
Die Sonne und die Wolke; von dems. — — 18
Die beiden Johanniswürmchen; von dems. — 18
Die Katze; die alte Maus; die junge Maus; von Willamov. — — — — 19
Das Schaaf; von Lessing. — — — 20
Zeus und das Schaaf; von dems. — — 21
Mirtill; von Geßner. — — — 22
Die verpfändete Ehre. Samml. schöner Handlungen. 5r Th. — — — — 23
Der Vater verlaßner Waisen. Samml. sch. H. 5r Th. 26
Der Kaiser von Sina. Samml. — — — 31
Der arme Wandersmann. Samml. — — 32
Der sonderbare Spieler. Aus dem Deutschen Patrioten. 34
Der Greis und die drey Jünglinge. — — 37
Der dankbare Sohn; von Engel. — — 39
Joseph II. und der Bauer. Samml. — — 80
Der Bär und der Zaunkönig; von v. Kleist. — 82
Die Freundschaft des jungen Wolfs; von M. — 86
Die Freundschaft. — — — — 87
Die Mauersteine; von Fulda. — — — 92
Tobias Witt; von Engel, — — — 97

Zeus

	Seite
Zeus und das Pferd; von Lessing. — —	104
Die Rosenknospe; von Krummacher. —	105
Das Irrenhaus; von Engel. — —	109
Der Edelknabe; von dems. — — —	121
Der Bettelstolze; von Westphal — —	165
Major v. Tellheim und sein Bedienter Just; Lessing.	175
Die Spinne; von Engel. — — —	181
Das Schloß; aus der Deutschen Monatsschrift. —	189
Die Höhle auf Antiparos; von Engel. —	199
Empfehlung; von dems. — — —	206
Joseph Timm; von dems. — — —	210
Nikolaus der Taucher: von v. Kleist. —	218
Krösus; von Bürde. — — —	236
Graun und Euler; von Engel. — —	256
Das Umsuchen: aus der Deutschen Monatsschr. —	262
Die belohnte Wohlthat; von Bronner. —	279
Freundschaft und Bruderliebe. — — —	284
König Philipp. Don Karlos; von v. Schiller.	294
Friedrich II.; von Engel. — — —	308
Fürstenfreuden. — — — —	317
Das Goldstück. — — — —	322
Euphenion. — — — —	324
Die Erfindung des Schachspiels. — —	328
Reichthum und Ehre. — — — —	339
Das Sterbebette. — — — —	353

Die

Die vier Jahrszeiten.

Ach, wenn's doch immer Winter bliebe! sagte Ernst, als er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's. — Der Winter verging; es kam der Frühling. — Ernst stand mit seinem Vater bey einem Blumenbeete, auf welchem Hyazinthen, Aurikeln und Narzissen blüheten, und war vor Freuden ganz außer sich.

Das ist eine Freude des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach, antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre! Schreib diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte sein Vater; und er that's. — Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem warmen Sommertage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag. Rund

um sich her sahen sie grüne Saaten, und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten.

Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und sie ließen sich's den ganzen Tag über recht wohl sein.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehn, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre! — Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst. Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen; und die Zweige der Bäume waren von reifen Früchten niedergebeugt. Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber, als Obst, aß. Die schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben.

Ach, sagte Ernst, ich wollte, daß er weg bliebe, und daß es immer Herbst wäre! Wolltest du das wirklich? fragte sein Vater. Wirklich! war seine Antwort. — Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal,

was hier geschrieben steht; lies doch. „Ich wollte, daß es immer Winter wäre!“ Und nun lies einmal hier auf dieser Seite, was steht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre!“

Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre!“

Kennst du, fuhr er fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschtest du jetzt eben?

Ich wünschte, daß es immer Herbst sein möchte.

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschtest du, daß es Winter, im Frühlinge, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herbst sein möchte. Denk einmal nach, was folgt wohl daraus?

Daß alle Jahrszeiten gut sind.

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind; und daß der liebe, große Gott viel besser, als wir armen Menschen, sich auf das Weltmachen verstehn muß.

Hätt' es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlitten fahren und immer Schneemänner machen zu können. Und wie viel andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen!

Wohl uns, daß es nicht auf uns ankömmt, wie es in der Welt sein soll; wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

Das Kameel und die Katze.

Katze. Willkommen, Bruder!

Kam. Wie? Dein Bruder? Ich?

Katze. Nun ja doch! sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kam. Mag sein; doch, kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Katze. Das sollst du mich nicht zweimal fragen;
Nur her damit! Ich werd' es spielend tragen.

Kam. Bedenke, Thor, mein Pack ist fast für mich zu schwer.

Katze. O, welch Gerede! doch nur her,
Nur her damit!

Kam. Es sei! Tritt näh'r;
Da ist's!

Katze. O weh mir! welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kam. Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühl' auch ihre Bürde!

Das wohlbestrafte Kind.

Der arme Rudolf kam, gebeugt
Vom Holzstoß, den sein Rücken trug,
Einst aus dem Walde später noch,
Als je, zurück, und sprach im Gehn
Bekümmert:

Ganz gewiß ist nun
Mein gutes Weib betrübt und weint,
Daß ich so lange zög're; Fritz
Ist auch betrübt, das gute Kind!
Der Mutter wahres Bild! — Er wird,
Wenn Gott ihm beisteht, fromm und gut.
Sie weinen jetzt; doch wenn sie bald
Mich sehn, wie werden sie sich freun!
Wie mich umarmen! —

Rudolf kam
In seine Hütte; sah sein Weib
Am Bette sitzen, in die Hand
Das Haupt gelehnt; sie weint und seufzt;
Und Fritz liegt knieend vor ihr, drückt
Und küsset ihre Hand, die sie
Zurückzieht.

Kinder, weint nicht mehr,
Sagt Rudolf, ich bin da! seht her,
Welch schönes Holz! — Ihr sagt mir nichts?

Du Fritz umarmst mich nicht? Kein Kuß
Belohnt mir heute meinen Fleiß? —
Ihr wollt mich strafen? — Hört nur an,
Wie mir es ging:

Es war noch früh,
Mein Bündel war gemacht; schon ging
Ich aus dem Wald. Ein armer Greis
Dort aus dem Dorf, das unten liegt,
Kam mir entgegen; mühsam schleppt'
Er seine Schritte fort. Ihr scheint
Schon müde, sprach ich, guter Mann!
„Ach Gott!" — so seufz't er. — Mich durchdrang
Der Seufzer, und ich nahm die Axt
Und fällt ihm etwas Holz, und band's
Ihm auf den Rücken; freundlich dankt'
Er mir, und drückte meine Hand.
Jetzt wollt' ich laufen; doch der Schnee
Hielt mich zurück.

Nun, Grete, was?
Du seufzest noch, Du willst mir nicht
Verzeihn? — So liebst du mich nicht mehr?
Das dacht' ich nicht!

Unglücklicher,
Sprach sie, und faßt' ihn bei der Hand,
Ich soll dich lieben? Ich, die dir
Solch einen bösen Sohn gebar?

Fritz böse? Nein, sein Herz ist gut;
Noch ist er Kind und flatterhaft;
Doch wird er nur erst groß, fürwahr!
Dann wird er weis' und gut.

Dann wird

Er grausam!

Nein, ich steh' dafür,

Das wird er nicht. — Und, Fritz, du schweigst
Dazu? Komm her und sage mir,
Was machtest du? Du thust so scheu:
Es muß was Arges seyn!

Sehr arg!

Doch schämt er sich, das ist noch gut.

Was that er denn?

Gern möcht' ich dir's

Verschweigen; denn du wirst gewiß
Auch traurig werden.

Sag es nur!

Es sei! Ich öffnete, weil du
Nicht kamst, von Zeit zu Zeit die Thür;
Da flog ein Vögelchen in's Haus.
Es flatterte herum, und schien
Recht sehr zu frieren; da nahm ich's
In meinen Busen, und mein Hauch
Und meine Hände wärmten es.
Da kam die kleine Liese, die
Im Fallen über'n Zaun den Arm

Sich aufriß, wies mit Thränen mir
Den Arm, der frisch noch blutete.
Sie wollte dir ihn zeigen; doch
Weil du nicht kamst, verband ich sie,
So gut ich konnte, nahm dazu
Den Balsam dort im braunen Topf;
War das der rechte?

Ja, recht schön!

Nur weiter!

Während ich das that,
Schlich Fritz, dem ich das Vögelchen
So lange gab, in Winkel sich,
Und drauf —

Nun was?

Berupft er es.

Berupft es?

Ja, den ganzen Leib,
Nur nicht die Flügel, öffnete
Darauf die Thür, und ließ es aus.
Du glaubst nicht, wie das arme Ding
Umherflog, wie es ächzend sich
Beklagte! Mann, ich hört's; mir ging's
Durch's Herz! Er wird ein Bösewicht;
Denk' nur, wenn er erst größer ist!
Das kränk't mich. — O, das hättest du
In deiner Kindheit nicht gethan! —

Oft sagt ich: unser Fritz wird gut,
Gut, wie sein Vater! — Ach, wie hab'
Ich mich in ihm geirrt! o Gott! —
Sei ruhig, Grete, weine nicht;
Es lebt ein guter Gott, der liebt
Der frommen Eltern Redlichkeit;
Wird er ein Bösewicht, so nimmt
Ihn Gott von uns hinweg. —
Kommt her!
Mein Sohn, sieh, welchen Kummer du
Uns heute machest! — Gut, du weinst;
Ich weine auch; komm, lege mir
Die Hand auf's Herz; bisher war dieß
Dein Wohnplatz, denn ich liebte dich;
Doch jetzt nicht mehr —
Umsonst! dich lieb'
Ich immer noch! — Gott! lieb' ich denn
Solch einen — — Nein, ich will dir, Sohn,
Nicht fluchen; —
Grete, komm, laß uns
Des Vogels Federn sammeln; hier
Am Balken hängen wir sie auf,
Und sehen, wenn zu zärtlich wir
Ihn lieben, diese Federn an,
Und sagen: Solch' ein hartes Herz
Muß man nicht lieben.

Denk'st du denn,
Mein Sohn, (bleib hier auf meinem Schoß!)
Daß bloß der Frost das Vögelchen
In unser Haus gebracht? Gott selbst
Gab ihn in unsre Hand, um ihn
Zu retten; denn für Thiere sorgt
Er, wie für Menschen; und du hast
Ihn so geplündert! —
Wenn ich nun
Die ganze Nacht dich ohne Kleid
Auch draußen frieren ließ? Du hast's
Verdient; doch grausam wär' ich dann
Und gliche dir, und litte mehr
Dabei, als du!
Komm, zittre nicht;
Sei ruhig; denn noch liebt mein Herz
In dir den Sohn und hasset nur
Den Uebelthäter. — Ach, von dir
Hofft' ich des Alters Trost für mich,
Für deine Mutter! Und du willst
Uns unser Leben kürzen?
Ach!
Mein Vater, meine Muttter! ach,
Verzeiht mir! O, ich will euch nie
Mehr kränken, will gern Gutes thun;
Verlaßt euch drauf, ich werd' euch gleich.

Leicht ist der Eltern Herz erweicht.
Ihm ward verziehn; und Fritz ward gut
Und ohne Falsch und tugendsam,
Ein Muster für die Kinderwelt.

Einst sah er, ach! mit trübem Blick,
Zur Deck' hinauf; die Mutter sah's,
Nahm eine Leiter: „Steig hinauf,
Mein Fritz, sprach sie, und nimm nur gleich
Die Federn weg; sie machen dich
So traurig; wirf sie in das Feu'r;
Dein Vater wird's zufrieden sein,
Nicht wahr?

„O ja!“

„Verbrenne sie,
Die bösen Federn!“ —

Mutter, nein!
Sie sollen bleiben; und wenn mir
Der Himmel auch einst Kinder gibt,
Dann weis' ich sie mit Thränen drauf,
Und spreche: seht, einst war ich bös',
Und, daß ich besser ward, verdank'
Ich Gott und frommer Eltern Rath.

Der

Der kleine wohlthätige Mirtill.

Der alte Likas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte.

Sein kleiner Sohn, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehn, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete.

Dieß befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich.

Mirtill eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich in den Schoß.

Was ist dir, Lieber? sagte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren; fehlt dir etwas?

Nichts, lieber Vater, ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast geweint?

Mirtill. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtill. Lieber Vater, verlang' es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du etwas haben, was dein Vater nicht wissen dürfte?

Mirtill. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen?

Likas. Auch sollst du das nicht thun; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Mirtill. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam sein. Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde ging, um ihm das Abendbrot zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehn, wer er sei.

Es war ein alter, armer Greis; der lag auf der Erde, und neben ihm ein großes Bündel Holz, auf das er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen.

Ich hörte, indem ich hinter dem Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen.

Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit.

Indem er das sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel.

Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrot, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben ihm auf's Holz. Dann lief ich zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrot, und brachte es meinem Bruder.

Indem ich nun jetzt zurückkam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der alte Mann lag, weckte ihn mein Geräusch.

Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrot und die Flasche Milch erblickte; ist ein Engel Gottes hier gewesen, um mich und meine Kleinen vom Tode zu retten?

Aber, wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hingelegt hast, Gott segne, Gott belohne dich! — die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

Doch, fuhr er fort, ich Unglücklicher! wie werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Gott wird mich leiten, das ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe.

Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort.

Ich selbst nahm einen Umweg, lief eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. Gott grüß' euch, guter Vater, sagte ich, als ich bei ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche Milch und das Brot, ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt.

Ich fragte ihn, wohin er wollte, und führte ihn zum Walde hinaus.

Er

Er erzählte mir mit nassen Augen, wie Gott während seines Schlafs für ihn gesorgt habe, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sei. Alle Morgen, sagte er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott beten, denn er hat vom Tode uns errettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie Hungers sterben.

Ich bracht' ihn bis nahe zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreut haben, da ihr Vater zu Hause kam, und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater, sonst hätte niemand etwas davon erfahren sollen.

Er schwieg; und Likas drückt' ihn mit Inbrunst an seine Brust.

Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, da ich weiß, daß ich einen Sohn hinerlasse, der tugendhaft und glücklich sein wird.

Der Maulwurf und das Eichhörnchen.

1) „Du armer Schelm da unten in deiner finstern Kluft, raunte ein Eichhörnchen einem Maulwurfe in sein Loch hinein, du dauerst mich! Denk nur, wie gut ich es habe! Ich hab' ein hübsches Häuschen, hoch auf einem Baume, beschattet von seinen grünen Zweigen, und köstliche Früchte die Fülle. Kurz, ich habe dir's so gut gegen dich; du solltest es nur einmal sehen." — Kann wohl sein, versetzte der Maulwurf, aber eben, weil ich's nicht sehe, kümmert mich das nicht, und ich befinde mich Gottlob! ganz wohl in meiner finstern Kluft bei meinen Erdwürmern.

Spare die Klagen, glänzender Mann, über den armseligen Zustand des dürftigen Mitbruders! Er ist nicht so übel d'ran, als du denkst, wenn er nur deinen Glanz nicht kennt.

2) „Aber komm doch nur einmal heraus aus deinem schmutzigen Loche, finsterer Murrkopf, und nimm wenigstens meinen Wohlstand in Augenschein!" fuhr das Eichhörnchen fort.

Der Maulwurf ließ sich bereden, und ging mit. Jetzt stand er unten am Baume, spähete mit seinen blöden Augen hinauf, beschauete die hohe Burg, fing an zu bewundern, und allmählich lüstete ihn nach dem Zustande des Eichhörnchen. „Nun, hub er an, Freund,

dein

dein Glück reizt mich. Sag' an, wie kann ich meine Lage verbessern?" Ja, das weiß ich nicht, war die Antwort, „Du weißt's nicht? Kannst du denn nichts für mich thun?" Nichts, guter Maulwurf, gar nichts! gab das Eichhörnchen zum Bescheid. Deine ganze Natur ist ja nicht für meine Lebensart; du kannst ja nicht einmal einen Baum erklimmen. Kurz! ich kann dir nicht helfen, armer Erdbewohner. — Traurig schlich sich der Maulwurf fort, und aus war's nun mit seinem Wohlbefinden in seiner finstern Kluft bei seinen Erdwürmern.

Willst du dich nicht an der Ruhe des dürftigen Mitbruders versündigen, glänzender Mann, so verbirg ihm deinen Glanz, wofern du nicht auch im Stande bist, ihm seinen Zustand zu verbessern.

Der Goldkäfer.

Pah! die ganze Natur muß doch vor mir Respekt haben und meinen Glanz anstaunen! sprach ein Goldkäfer stolz vor sich hin. Eine Nachtigall hörte es, und kam und packte ihn. „Was? Was? schrie der Käfer, du poetischer Vogel wirst mir doch nichts thun wollen? Du bist ja immer so friedlich, und singst eins." Ja, erwiderte sie, ich bin auch friedlich, aber die prahlerischen Goldkäfer fresse ich auf.

Die Sonne und die Wolke.

Vor das große Licht der Welt trat eine finstere Gewitterwolke. Die Sonne ward eine Zeitlang verdeckt; kaum aber war ihre Feindinn etwas entwichen, so besäumte ihr Strahl dieselbe mit einem goldnen Rändchen.

Ein Licht der Welt verdient der Mann zu heißen, der selbst seinem Feinde wohlthut, sobald die Stunde der Unterdrückung vorüber ist.

Die beiden Johanniswürmchen.

He! nun will ich hoch da hinauf fliegen, sagte ein junges Johanniswürmchen zum alten; da werden mich die Leute hier unten recht bewundern, und mich zu sich herab wünschen. Das werden sie nicht, erwiderte das alte, denn sie werden dich gar nicht erkennen. Nicht erkennen? fuhr jenes fort; sie erkennen ja die Sterne! Ja, versetzte das alte, wir sind auch um des Bischen hellen Glanzes willen noch keine Sterne!

Laß immer dein Licht leuchten vor den Leuten, junger Schriftsteller, aber bleib' ein wenig in ihrer Nähe, damit sie dich sehen, und halt dich nicht für ein Lumen mundi, das aus der Ferne bemerkt werden müsse.

Die

Die Katze; die alte Maus; die junge Maus.

Katze. Du allerliebstes kleines Thier,
Komm doch ein wenig her zu mir,
Ich bin dir gar zu gut! Komm, daß ich dich
nur küsse!

Alte Maus. Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze. So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Junge Maus. O Mutter, höre doch, wie sie so
freundlich spricht!
Ich geh' — —

Alte Maus. Kind, gehe nicht!

Katze. Auch dieses Zuckerbrot und andere schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Junge Maus. Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn!

Alte Maus. Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus. Was wird sie mir denn thun? Welch
ehrliches Gesicht!

Katze. Komm, kleines Närrchen, komm! —

Junge Maus. Ach Mutter, hilf! O weh!
Sie würgt mich! Ach die Garstige!

Alte Maus. Nun ist's zu spät, nun dich das Un-
glück schon betroffen.

Wer sich nicht rathen läßt, hat Hilfe nicht zu hoffen.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttinn. — Warum versäumt das fromme Schaf, uns wohlmeinend sein Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttinn, ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttinn.

Ich ärmstes! so sprach es, ich habe jetzt weder Wolle noch Milch, was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere.

Indem drang, mit des Hirten Gebet, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Thieren viel leiden; da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich zu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein! sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Thieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach, versetzte das Schaf, die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset!

Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirn pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich Andere, dir zu schaden, fürchten sollen.

Müßt' ich das? seufzte das Schaf; o! so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen,

gen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen.

Mirtill.

Bei stillem Abend hatte Mirtill noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn in stillem Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater, sanft schlummernd im Mondschein hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt' er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da; sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Rebenlaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohne vom Auge.

O du, so sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater, wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feiern, und betend schlie-

fest du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater. Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet. Oder warum ruhet unsere Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unserer Heerde und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest: ach, was empfind' ich dann, Vater! Ach! dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quellen vom Auge. Da du heut' an meinem Arme aus der Hütte gingst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seid immer gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch gegen seligere Gefilde vertauschen. Ach! Vater, bester Freund, bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach! dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab pflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmahl streun.

Jetzt schwieg er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er jetzt schluchzend; es sind von seinen frommen Thaten im Traume vor seine Stirn gestiegen. Wie der

Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt' er ihm die Stirn, sanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Die verpfändete Ehre.

Ein fast hundertjähriger Greis, von Profession ein Schneider, hatte zwölf Söhne, die alle Soldaten waren, und nichts als ihre Löhnung zu verzehren hatten. Einst bekamen sie Urlaub vom Regiment, und bedienten sich desselben, ihren alten Vater zu besuchen. Als sie kamen, hatte er kein Brot. „Kein Brot, schrie einer, und hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben? Dem guten Vater muß Hilfe geschafft werden!" Aber wie? — „Ist denn kein Leihhaus hier?" sagte der jüngste, der viel Vertrauen zu Gott und guten Menschen besaß. — „Ein Leihhaus? Was wird das helfen, wir haben ja nichts zu verpfänden!" „Wir hätten gar nichts zu verpfänden? — Ihr sollt sehen, meine Brüder. Unser Vater ist ein Schneider gewesen, hat das Handwerk lange genug getrieben; er stirbt Hungers; dieß beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir dienen alle seit verschiedenen Jahren; niemand kann unserer Ehre den geringsten Schandfleck anhängen.

Laßt uns diese Ehre versetzen; man wird uns doch wohl 50 Pfund Sterlinge auf ein solches Pfand leihen?“ — Dieser Gedanke fand allgemeinen Beifall, und die zwölf Brüder schrieben und unterzeichneten folgendes Billet:

„Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Direction des Leihhauses um die Summe von 50 Pfund, um ihren unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden wir unsere Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.“

Dieses Billet übergaben sie der Direction. Man zahlte ihnen die verlangten 50 Pfund aus, zerriß das Billet und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er noch lebe. Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Reiche und Arme, den Schneider zu sehen, und keiner kam mit leeren Händen. Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande war, seinen rechtschaffenen Söhnen ein kleines Kapital zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

Der Vater verlaßner Waisen.

Ein Verwalter oder Meier in dem Meklenburgischen, die man dort auch Holländer nennt, wohnte ehemals zu A. in der Rostockschen Gegend, und besuchte von da aus seinen Schwager, der zu B. unter dem Herrn von C. wohnte. Eines Abends saßen sie in vertraulichen Gesprächen vor der Thür, als ein kleines Mädchen im erbärmlichsten Aufzuge vorbei ging. Der Holländer bemerkte dasselbe und sagte zu seinem Schwager: „Wie das Kind elend geht! Selbst das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt doch auch schlechte Menschen im Dorfe haben; des Kindes Mutter muß ein faules, untüchtiges Weib sein.“ Ach! erwiderte der Schwager, es hat weder Vater noch Mutter mehr, und es sind noch zwei andere Kinder, die dazu gehören. Seit einem Vierteljahre gehen diese Kinder in der Irre umher; niemand ist, der sich ihrer annimmt. Wenn sie hungrig sind, setzen sie sich wol vor der Leute Thüren hin; gibt ihnen dann jemand einen Bissen Brot, so nehmen sie ihn mit Dank an; aber bitten mögen sie nicht, dazu sind sie zu ehrliebend. Dieser letzte Zug rührte vollends das Herz des guten Mannes. „Es ist unverantwortlich, sagte er, daß die armen Würmchen so verlassen sein sollen. Sie jammern mich herzlich, und ich muß euch gestehen, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen und sie zu mir zu nehmen. So viel

fällt nebenher immer ab, ein paar solche Kinder satt zu machen.“ Nun stellten der Schwager und dessen Frau ihm alles vor, was sie konnten, um ihm diesen Entschluß auszureden: er hätte ja selbst Kinder; er kenne diese ja gar nicht; es wäre noch ganz ungewiß, was aus ihnen werden würde; wie, wenn sie nicht gut geriethen? Bedenke doch, lieber Bruder, was deine Frau für Last haben wird; die Kinder sind in Schmutz und Unreinigkeit versunken u. s. w.

Aber dem guten Manne war sein einmal gefaßter Gedanke zu fest im Kopfe; er hörte kaum alle Einwürfe, geschweige, daß er darauf antwortete. Er brach auf, und legte sich zu Bette, wohin ihn aber sein Entschluß begleitete, und ihn die ganze Nacht nicht schlafen ließ. Am andern Morgen ließ er das älteste Mädchen rufen, das damals 12 Jahre alt war. „Wie ich höre, so hast du keine Eltern mehr; wie ich an deinem Aufzuge sehe, so geht es dir wol nicht zu gut?“ Ach! es geht uns sehr schlecht. „Hast du denn keine Verwandten, die sich deiner annehmen?“ Ja, ich habe wol welche, aber die können sich mit uns nicht abgeben, weil wir so arm sind. — „Nun! möchtest du wol mit mir reisen, und meine Tochter werden?“ — Ach, wenn der Herr so gut sein wollte! — „Gut, es bleibt dabei. Aber ich bin zu Pferde hier; ich kann dich und deinen Bruder (ein Kind von 7 Jahren) nicht gleich mit mir nehmen; deine kleine Schwester aber, die ich gestern sah,

(sie war damals 4 Jahre alt) will ich gleich mit auf meinem Pferde fortnehmen. Laß die Kleine zu mir kommen, daß ich ein wenig bekannt mit ihr werde.“ Das Kind kam, und ward gleich so voll Vertrauens zu dem freundlichen Manne, daß es freudig mit ihm zog.

Als er mit seiner lieben Last zu Hause ankam, fragte ihn die Frau: Vater, was ist das für ein Kind? — „Das ist dein Kind, Frau.“ O nein, sage recht, was ist das für ein Kind? — Nun erzählte er ihr kurz die Geschichte, wie er das Mädchen gestern Abend gesehen, seine Armuth und Verlassenheit gehört, sich seiner erbarmt und es mitgenommen hätte, um es seinen eignen Kindern gleich zu halten. Während der Erzählung hielt sich das Kind fest hinter ihm an seinen Rock und weinte. Die Frau zog es sanft zu sich, nahm es auf den Schoß, und tröstete es mit den Worten: Hat dir mein Mann versprochen, dein Vater zu sein, so will ich deine Mutter werden; weine nicht, mein Töchterchen. — „Aber, Frau, da sind noch zwei andere Kinder, Schwester und Bruder von diesem Mädchen, denen es eben so geht.“ Nun! wenn du meinst, so reise hin und hole sie. — Des folgenden Tages reisete er also mit seinem Wagen ab, um die andern beiden Waisen gleichfalls zu holen. In Gottes Namen fahre hin, sagte seine Frau beim Abschiede, Gott wird uns wol Brot für sie geben. Aber der Herr von C. hatte unterdessen das Vorhaben des Holländers erfahren, und wollte die Kinder

nicht mitziehen lassen. Er ließ ihn zu sich kommen, und gab ihm einen Verweis, daß er schon, ohne weiter die Erlaubniß des Gutsherrn zu suchen, das jüngste Mädchen fortgenommen hätte. Sein Vater, (er war ein Schneider gewesen) der immer ein Trunkenbold war, sagte der gnädige Herr, ist über 50 Thaler schuldig geblieben; für diese Schuld will ich die Kinder unterthänigen. — „Das gebe ich nicht zu, gnädiger Herr, rief der Holländer; und wenn es auf weiter nichts, als die 50 Thaler, ankömmt, so reise ich nach Hause und hole sie; denn die Kinder liegen mir zu sehr am Herzen.“ — Er ging, kam wieder, bezahlte das Geld, und nahm die Kleinen mit sich.

Er pflegte hernach, wenn man ihn um seine Kinder befragte, zuweilen halblachend zu sagen: „Ich habe in Allem zehn Kinder, sieben eigne und drei habe ich mir gekauft. — Gottlob! fügte er einst im Jahre 1781 über seine angenommenen Kinder hinzu, es hat mich und meine Frau noch nie gereuet; es sind gute Kinder; ich habe sie, wie meine eignen, gehalten; auch ist unter ihnen und meinen eignen nie Zank gewesen. So klein sie auch noch waren, als ich sie zu mir nahm, so wenig haben sie je eine harte Züchtigung nöthig gehabt. Jetzt sind sie alle groß. Die eine dient mir zu M— als Ausgeberinn, und führt mir da die Wirthschaft sehr ordentlich. Dieß ist die Kleine, die vier Jahre alt war. Den Sohn, einen verständigen jungen Menschen,

habe ich bei mir; und das älteste Mädchen ist verheirathet. Sie hat einen Fischer zum Manne, und lebt sehr vergnügt. Ich habe ihre Mitgabe besorgt, als wäre sie meine leibliche Tochter gewesen. Sie hat schon zwei Kinder, und ich habe die Freude, daß sie mich Großvater nennen.“ Eben der brave Mann nahm nachher auch seinen Schwager, der nach dem Tode seiner Frau in schlechte Umstände gerathen war, nebst einigen Kindern zu sich. „Denn, sagte er, als er's erzählte, ich war ihm ja der Nächste. Nun sollte man meinen, daß wir selbst alles brauchten, was ich verdiene, und man glaubt's auch nicht eher, als bis man es versucht hat. Aber es bleibt doch immer etwas übrig, das man abgeben kann.“ Der Name dieses edeln Mannes ist, wie wir nicht anders wissen, Gerhard; und der Name des oben — rühmlichst — erwähnten Herrn — — —

Der

Der Kaiser von Sina.

Ein Kaiser von Sina fand auf seiner Reise durch seine Staaten die Gebeine eines Menschen, der noch keine Ruhestätte von dem Mitleiden seiner Bürger erhalten hatte. Der gerührte Fürst befahl, sie zu begraben. Ein Höfling, der neben ihm stand, sagte: wozu diese Mühe? man kennt ja die Gebeine nicht; die Anverwandten des Verstorbenen mögen sie mit Erde bedecken. — Bin ich nicht, erwiderte der edle Monarch mit Hitze, der Herr und Vater dieses Königreichs? Bin ich nicht auch Vater dieses Unglücklichen? Hat er keine Anverwandte: so bin ich der Nächste, der ihm diesen Liebesdienst erweisen muß. — Hier zog er sein kaiserliches Oberkleid aus, ließ die Gebeine hineinlegen und nach Landessitte begraben. Da rief der beschämte Höfling aus:

„Wenn die Liebe unsers Kaisers gegen die Todten so groß ist, wie groß wird sie nicht gegen die Lebendigen sein!“

Der arme Wandersmann.

Ein armer Wandersmann ging nach einer großen Stadt, um dort Verschiedenes einzukaufen, und einiges Geld zu holen, welches man ihm daselbst schuldig war.

Auf seiner Reise kam er auch durch einen großen, finstern Wald.

Kein einziger Vogel ließ sich hören; es war alles still, und der Wanderer ging ruhig vor sich hin. Auf einmal sprang aus dem dicken Walde ein großer, starker Mann hervor. Sein Haar war pechschwarz, sein Anzug schmutzig, sein Auge finster. An seiner linken Seite hing ein Säbel, und in der rechten Hand hielt er ein Pistol.

Der Wandersmann erschrak nicht wenig, als er diesen furchtbaren Mann erblickte. Das ist ein Räuber, dachte er bei sich selbst, und er hatte sich nicht geirrt.

Heda! rief mit schrecklicher Stimme der Räuber; steh still! Der Wandersmann stand still.

Das Geld her! rief der Räuber, und setzte dem armen Wandersmanne das Pistol an die Brust. Geld? sagte der Wandersmann, ach! ich habe nur diese wenigen Groschen, hier sind sie, nehmet sie hin. Damit ist mir nicht gedient, schrie der Räuber, du hast noch mehr Geld bei dir; nur her damit, sonst drücke ich los! —

So wahr ich ehrlich bin, versetzte der zitternde Wandersmann, ich habe weiter nichts bei mir. Aber ich gehe eben in die nächste Stadt, um eine Summe Geldes zu holen; laßt mich ruhig weiter reisen, ich verspreche euch, in ein paar Tagen wieder zurückzukehren und euch dann jene Summe Geldes zu bringen. Schonet nur, ich bitte euch, meines Lebens.

Der Räuber dachte ein paar Augenblicke nach, sah dann dem Wandersmanne scharf in's Gesicht, und sagte: wirst du aber auch Wort halten, und mir das Geld, das du holst, wirklich bringen?

Ich will es dir bringen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

Nun, so ziehe fort, rief der Räuber, du wirst mich hier wieder finden, wenn du zurückkehrst.

Der arme Mann setzte nun seine Reise fort.

Geh nur, armer Schelm, murmelte der Räuber, das weiß ich wohl, daß du nie wieder kömmst.

Aber der Räuber irrte sich. In einigen Minuten kam der Wandersmann zurückgelaufen, und rief: He! Landsmann, nicht fortgegangen! ich bringe etwas. — Und was bringst du? fragte der Mann mit dem Pistol und dem Säbel.

Ei, seht nur her! Hier habe ich einen Beutel mit vielen Goldstücken gefunden, wahrscheinlich habt ihr ihn verloren; da nehmt ihn hin!

Der Räuber wurde durch diese Ehrlichkeit so ge-

rührt, daß er den Mann bei der Hand faßte und zu ihm sagte: Du bist ein braver Kerl; behälte den Beutel mit den Goldstücken; auch will ich das Geld nicht haben, das du mir versprochen hast.

Der Wandersmann ging nun immer der Stadt zu; der Räuber aber trat in den finstern Wald und ward auf einmal unsichtbar.

Der sonderbare Spieler.

Ein Erzbischof von Canterbury kehrte auf einer Reise in einem Gasthofe ein, der einem Wäldchen gegenüber an der Straße lag. Er machte einen Spaziergang nach dem Wäldchen zu, und sah da einen wohlgekleideten Menschen, der mit sich selbst sprach und umhergestikulirte, als führe er hier ein Monodrama auf.

Der Erzbischof redete ihn an, und fragte, was er da mache.

„Ich spiele," antwortete der Unbekannte.

Sie spielen?

„Wie gesagt."

Mit wem spielen Sie denn? Sie sind ja ganz allein!

„Ich bin nicht allein."

Nicht? Wo ist denn ihr Mitspieler?

„Sie sehen ihn nicht. — Ich spiele mit Gott."

Mit Gott? Sie haben einen mächtigen Gegner!

„Einen

„Einen gerechten.“

Welches Spiel spielen Sie denn mit ihm?

„Schach.“

Schach? Spielen Sie denn um etwas?

„Freilich.“

Ihr Gegner ist Ihnen sehr überlegen!

„Er bedient sich seiner Ueberlegenheit nicht; er spielt bloß als Mensch.“

Wenn Sie nun aber gewinnen, oder verlieren, wie wird denn da gerechnet?

„Wie gewöhnlich.“

Wie steht es denn jetzt um Ihr Spiel aus?

Der Unbekannte murmelte einige Worte, sann nach, und antwortete endlich:

„Jetzt habe ich verloren.“

Wie viel?

„Funfzig Guineen.“

Viel Geld! — Wie bezahlen Sie aber? Nimmt denn Gott Geld von Ihnen?

„Nein — er hat seine Schatzmeister.“

Wer sind die?

„Die Armen. — Gewinnt er, so schickt er immer einen redlichen, rechtschaffenen Mann, der den Verlust von mir einkassirt. Jetzt hat er Sie geschickt.“ Damit zog er die Börse, gab dem Bischofe 50 Guineen, sagte, er würde heute nicht wieder spielen, und ging. Der Erzbischof blieb betroffen zurück, hatte seine

Gedanken, reiste endlich weiter und vertheilte das erhaltene Geld unter die Armen.

Auf seiner Rückreise kehrte er in dem nämlichen Gasthofe ein, sah, was er wünschte, den Spieler wieder, und ging wieder in das Wäldchen zu ihm. Er redete ihn wie einen alten Bekannten an, und fragte, wie es ihm bisher gegangen wäre. —

Der Unbekannte antwortete, er habe abwechselnd bald verloren, bald gewonnen.

Spielen Sie jetzt?

„Wie Sie sehen.“

Wie steht ihr Spiel?

„Gut. — Noch einen Zug. — Matt!“

Wie viel haben Sie jetzt gewonnen?

„Fünfhundert Guineen.“

Eine schöne Summe! Wer bezahlt Sie aber nun?

„Wie ich auszahle, so nehme ich auch wieder ein. Gewinne ich, so schickt Gott jederzeit einen frommen Mann hieher, mich zu bezahlen, und dieser, Mylord, sind jetzt Sie. — Gott ist sehr pünktlich.“ Damit zog er ein Pistol aus der Tasche, und — der Erzbischof bezahlte. — —

Der sonderbare Spieler strich das Geld ein, empfahl sich, und der betroffene Erzbischof wußte nun, mit wem er es zu thun gehabt hatte.

Der Greis und die drei Jünglinge.

Ein achtzigjähr'ger Greis pflanzt' einen Lindenbaum. —
„Der Mann ist kindisch; noch am Rande
Des Grabes pflanzen? Wie, wenn er noch baut'? und kaum
Verdiente dieses Nachsicht. Am Verstande
Trägt er nicht schwer." So sprechen unter sich
Drei Jünglinge, die ihn bei dieser Arbeit finden,
Und einer red't ihn an: Ei! guter Vater, sprich,
Du denkst wol noch im Schatten dieser Linden
Zu ruhn? Nicht wahr, du bist noch jung,
Und rechnest auf ein Patriarchenleben?
Pfui! schäme dich und denk' an deine Wanderung,
Denk' an dein Grab, und laß uns das Bestreben
Nach Glück und Lust; laß uns das weite Reich
Der Hoffnung und der Menschenfreuden. —
Ach! Kinder, (spricht der Greis) ich will euch nicht beneiden;
Allein es ist auch nicht einmal für euch.
Wer kann auf Lebensjahre bauen?
Das Werk des Sekulums zerstört ein Augenblick.
Die Parzen zählen nicht, sie folgen dem Geschick';
Ihr Eifer schwebt bald über meinem grauen,
Bald über eurem schwarzen Haar.
Wem wird zuerst von uns der Lebensfaden reißen?

Kann wol ein Augenblick den zweiten uns verheißen?
Ich pflanzte diesen Baum; ich pflanzte ihn (fürwahr!
Nicht für mich selbst) zum Schatten meiner Kinder.
Doch ist mein Glück dabei nicht minder,
Als kühlte mich schon diesen Augenblick
Sein Schatten: diesen Vorschmack, dieses Glück
Genieß' ich heut, vielleicht auch morgen,
Vielleicht noch dann, wann ihr von allen Sorgen
Im Grabe ruht; so wenig rechne man
Auf eine Spanne seiner Lebensbahn. —
Er sprach's, und hatte Recht; denn von den dreien
Ging einer nach Amerika,
Und starb zur See; der andre sah
Mars und Viktoria den Helden Lorbe'rn streuen,
Und starb der Helden Tod; der dritte stürzt
Von einem Baum, und kürzt
Sein Leben selbst im Lenze seiner Jahre.
Der Greis folgt weinend seiner Bahre,
Und gräbt auf seinen Leichenstein —
Die rührende Geschichte ein.

Der dankbare Sohn.

Ein Lustspiel.

Personen:

Rode, ein alter Bauer.
Rachel, seine Frau.
Gretchen, seine Tochter.
Michel, ihr Bräutigam.
Käthe, Michels Mutter.
Der Küster aus dem Dorfe.
Ein Feldwebel.
Ein Rittmeister.
Soldaten und alte Bauern aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher, mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauerhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode. (tritt aus der Hütte, und dehnt sich)

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen! Es liegt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da herauf kommt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht ist auch jetzt mein Sohn schon heraus — im Kriege schläft man nicht lange; vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, als du noch klein warst, daß ich so viel Freude an dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Schon hier, Vater? Ich wußte nicht, wo du warst.

Rode. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehen. Sie hat mich so eben an unsern Fritz erinnert. Was er wol machen muß, Mutter?

Rachel. (betrübt) Ach! — vielleicht macht er nichts mehr.

Rode. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch, wir werden ihn wieder sehn, so gewiß, als ich lebe! Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

Rachel. Er ist Soldat, liebrr Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wann ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt, daß ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt — ich kann es nicht ansehen, ohne daß mir angst und bange um's Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut, und wir, seine Eltern, sollen's nehmen und uns Gutes davon thun? — Ach Vater! —

Rode. (den Kopf schüttelnd) Sein Blut bezahlt ihm der König?

Rachel. Sein Blut und sein Leben.

Rode. Nein! gute Mutter. Wenn er einem fremden Herrn diente, dann hättest du Recht, und ich nähme keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eignen Könige! Und war er dem nicht längst sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig?

Rachel. (seufzend) Wenn doch nur Friede würde!

Rode. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

Rachel. Die Leute, Vater! — ach! die sprechen es wol —

Rode. Und müssen doch Recht haben, wenn hie und da schon Regimenter in die Quartiere rucken.

Rachel. Ja dann — wenn das wäre!

Rode. Das ist, Mutter! Verlaß dich d'rauf! — Wir werden Frieden haben, eh' wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritz nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

Rachel. (vergnügt) Einmal? Ach! zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns dann um's Herz sein, wann wir ihn wieder sehen! Ob wir ihn auch noch kennen werden?

Rode. Ha! ich werde doch meinen Sohn kennen!

Rachel. In Officierskleidern, Vater? Ueber und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran? — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt.

Rode. Ja, den trägt er, weil so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffener Soldat, sollt' ich meinen. Zwar auf Rock und Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er quer über der Stirn haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines

Sols

Soldaten! Aus der muß man sehen, daß ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei! sieh da, unser Herr Küster. (sie geben ihm beide die Hand)

Küster. Nichts Neues von Eurem Sohne? Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich d'ran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurückkam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater. Auch einen Brief. Aber sie liegt noch und schläft, daß ein Auge das andere nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weiß Er denn auch, Herr Küster, daß mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? daß er nun seine eigne Schwadron hat?

Küster.

Küster Nicht möglich! Seine eigne Schwadron?

Rode. (sich besinnend) Es ist ja wahr! Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. Ja, sieht Er, Herr Küster! Mein Sohn trifft's immer so, daß der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Officierstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen.

Küster. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater.

Rode. Je nun! seh' Er nur an, Herr Küster. In der letzten Schlacht bei Dings da — bei bei — kann ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Officiere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen; aber den achtet er nicht; er rafft mit Gustem und mit Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen; (immer lebhafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein; man schießt ihm ein Pferd unterm Leibe todt; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurück. — Der König sieht's, und gibt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! was ich Ihm sage! (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan!

Küster. O! er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte, und wenn's Schlä-

ge setzte, so thaten seine Kopfstöße immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm angeboren.

Rode. (lächelnd) Gelt?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel. Gretchen.

Rachel. (heimlich) Sag' ihr dießmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

Gretchen. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritz. — Und da Euer Monatsgeld; es sind 12 Thaler.

Rachel. Sechs, willst du sagen.

Gretchen. (noch einmal gähnend) Der Postmeister sprach, zwölfe.

Rachel. O! ich errathe es schon. — Er hat uns gewiß wieder zugelegt, weil sich seine Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint Ihr nicht auch?

Rode. Der gute Fritz! Ich kann von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den Euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat — wie heißt er doch nun? — der steht schon in Eurer Kammer; es ist ein ganzer Korb voll.

Küster. (sehr aufmerksam) Ein ganzer Korb voll? Ei! Ei!

Rode. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich) Aber Er muß auch eins mit trinken, während daß Er den Brief lies't. Geh, Mutter, eine Bouteille und drei Gläser bring uns! Auch etwas zum Frühstücken! Und du, Gretchen, gib einen Tisch und zwei Stühle heraus! Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab)

Rachel. (aus der Thür der Hütte) Aber leset nur ja nicht eher, als bis ich wieder komme! Ich bitt' Euch! —

Sechster Auftritt.

Rode. Der Küster. Gretchen. (die ab- und zugeht)

Rode. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich möchte doch hören, was sie vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird.

Küster. Vom Frieden, sagt Ihr? Je! die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenn's Friede wäre?

Rode. So? Wird noch stark geworben?

Küster. Ei, Ihr wißt doch, daß nur gestern Abend noch ein Unteroffizier mit einem Kommando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und daß die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind?

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so laß sie hingehn! laß sie dem Könige dienen! Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und ob's eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal d'ran. Sieht Er, Herr Küster, das ist mein Glaubensbekenntniß.

Küster. Aber wie da, wenn sie Eurer Tochter ihren Bräutigam wegfischten? Euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt Euch in Acht, Rode! Nehmt Euch in Acht! Es ist ein junger, rüstiger Kerl.

Rode. Ach nicht doch! Für den ist gebeten.

Küster. Nu, nu! Hoffen wollen wir's nicht.

(Gretchen, die vorher schon Tisch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläser)

Gretchen. (zieht Roden beim Ermel) Vater! —

Rode. Was ist's? Was hat's?

Gretchen. Ich wollt' Euch wohl worum bitten, Vater. —

Rode. Nu ja! nur heraus! —

Gretchen. Gestern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da stand mein Bräutigam Michel vor'm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich gewartet, und schmälte, daß ich so lange geblieben war.

Rode. Was gilt's, du willst hin, und willst mit ihm frühstücken?

Gretchen. (verschämt) Ja, Vater.

Rode. Und das gleich? Ohne erst was Neues von deinem Bruder zu hören? Mädel! Mädel! Ich halte so große Dinge auf dich, denn du bist das jüngste Küchelchen von der Brut, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da dich kein Mensch mehr vermuthend war; (ihr drohend) aber, Mädel, wenn du mir den Bruder Fritz nicht lieb hast, ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

Küster. Aber den Bräutigam, Rode, den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh, Gretchen! Geh!

Rode. Nun, weil's der Herr Küster so meint —

Gretchen. Ja laßt mich, Vater, ich bin auch wieder da, wie ein Kiebitz. (dem Küster in's Ohr, indem sie vor ihm vorbeiläuft) Hab' Er Dank, lieber Herr Küster. (dieser nickt freundlich mit dem Kopfe)

Siebenter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Küster. (den Brief betrachtend) Was für eine herrliche Hand Euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater, —

Rode. (die Ohren über den Tisch hingespitzt) O du herzensguter Fritz!

Küster. „Da jetzt der Friede unterzeichnet ist, so schreibe ich Euch zum letztenmal aus dem Felde, um“ —

Rode. Gottlob! So ist es Friede! Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatsgeld zu überschicken, das Ihr so gut seyn wollt von mir anzunehmen.“ —

Rode. Ja!

Küster. „Und da sich jetzt meine Einkünfte so ansehnlich vermehrt haben, so erlaubt mir, Euch die sechs Thaler auf's Künftige zu verdoppeln.“ —

Rode. Nein! das will ich nicht, Sohn. Alles muß seine Gränze haben; auch deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster.

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber Vater, ist mir die größte Freude begegnet, die ich noch in meinem Leben empfunden habe, und die ich Euch doch erzählen muß.“ —

Rode. (innig vergnügt) Ja! — Was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die Gnade, mich zur Tafel zu ziehen.“ —

Rode. Zur Tafel? Meinen Fritz zur Tafel? Alle Welt! Da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! Nun? Nun?

Küster. „Er sprach sehr viel mit mir, und gab mir viele unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen.“ —

Rode. Ja!

Küster. „Endlich fragte er mich, von welchem Hause ich wäre? wo mein Geburtsort läge? wen ich zum Vater hätte?“ —

Rode. (lacht in sich) Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! Der liebe Herr! Nun! Und was hat er ihm denn geantwortet? — O fix, Herr Küster! —

Küster. „Ich nannte ihm unser Dorf, und Euch. Ihre Majestät, fing ich an, Ihre Unterthanen sind alle Ihre Unterthanen; und wenn nur derjenige der würdigste ist, der das beste und rechtschaffenste Herz, der die meiste Liebe und Treue für seinen König besitzt: so darf ich sagen, daß ich einen Ihrer würdigsten Unterthanen zum Vater habe. Ich bin stolz auf ihn, und freue mich seiner. Ja! ich würde ihn für alle Väter der Welt nicht vertauschen, so arm und niedrig er ist.“ —

Rode. (mit empor gehobenen Händen) Gütiger Gott! Es ist, als ob ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle meine Rechtschaffenheit, und allen meinen Eifer in Ihrem Dienste. Seit meiner zartesten Kindheit habe ich Ihr Lob, und das Lob der Tapferkeit und der Tugend von ihm gehört. — So sprach ich, Vater, und vor Freuden, daß ich Euch im Gesichte des Königs loben konnte, standen die Thränen mir in den Augen. (Rode wischt sich die seinigen) — Der König ward von meiner kindlichen Liebe zu Euch gerührt. Er nahm das Glas, das vor ihm stand, und trank mir laut vor der ganzen Tafel Eure Gesundheit zu, und befahl mir, daß ich's Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern sollte.“ — —

Rode. (aufspringend) O! ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

Küster. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

Rode. (läuft, vor Freuden außer sich, zur Hütte, und ruft hinein) Mutter! Mutter! Laß alles stehn und liegen, und komm heraus!

Rachel. (drinnen) Wie, Vater?

Rode. So komm doch heraus, sag' ich, und laß dir erzählen! Komm doch heraus!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel.

Rode. (umfaßt sie) Alte, liebe Herzensmutter! Was für einen Sohn hast du mir doch gegeben!

Rachel. (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht) Was gibt's denn, Ihr Kinder? Ich zittre schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

Rode. Friede! Mutter, (geschwind hinter einander fort) und unser Sohn hat bei unserm König gespeist, und der König hat ihn nach unserm Dorfe und nach mir gefragt, und da hat er dem Könige geantwortet, daß ich ein rechtschaffener Unterthan wäre, und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte. Ach, ich weine vor Freuden! — Und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andre in ihre Hände) — Ja! liebe Mutter. Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! — Du, nimm du das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dieß, lieber Herr Küster! Und ich will dieß hier nehmen. So! — Und laßt uns alle zusammenstoßen: (er zieht die Mütze ab) Es lebe der König!

Rachel. Er lebe!

Küster. Er lebe!

Rode. Aber hör' Er, Herr Küster, nun muß Er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an dem König revangirt habe, und daß er sich bedanken, und ihn auch meiner Liebe versichern soll. Vergeß Er's doch ja nicht!

Küster. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

Rode. Was nicht? Was wird sich nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch, wie wir alle, und so muß es ihn ja freuen, denk' ich, daß er von Menschen geliebt wird!

Rachel. Wenn's denn aber Friede ist, Vater —

Rode. Je freilich! Hat er's doch selber geschrieben!

Rachel. (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh in's Gesicht sieht) So kömmt er ja zurück, lieber Vater? So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wieder sehen?

Rode. Geduld! Mutter, das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh' Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld! Geduld! Der Herr Küster ist so gut und lies't weiter. — Vorher aber muß ich noch auf meines Sohnes Gesundheit trinken; und die, Mutter, bringe ich dir zu! (gibt ihr ein Glas, und stößt zusammen) Er war dein Augapfel von Kindesbeinen an, und er soll leben!

Rachel. (gerührt) Ich bedanke mich, Vater.

Küster. (stößt auch an) Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedanke mich, Herr Küster.

Rode. (setzt das Glas weg) Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke. Gottes Segen sei mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniß vor unserm König gegeben; und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsteht) ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugniß: Er hat dankbar an mir gehandelt; er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt; er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in deiner!

Rachel. O, les' er weiter, Herr Küster Vielleicht —

Küster. (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel hinter den Tisch tritt) „Mich zur Tafel zu ziehen" — — Wo blieb ich? — „Eure Gesundheit zu, und befahl mir" — — ja da! — „und befahl mir, daß ich's Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern sollte. Ich konnte mich nicht länger halten; denn mein ganzes Herz war bewegt. Ich sprang auf. Ich warf mich dem Könige zu Füßen. Ihre Majestät, sagte ich, von allen Gnadenbezeigungen, die Sie mir erwiesen haben" —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen. (schluchzend) Ach helft! helft, Vater!

Die Werber —

Rode. (erschrocken) Wie? Was?

Gretchen. (wie vorher) Die Werber, Vater —

Rachel. (ängstlich auf Gretchen zulaufend) So komm doch nur zu dir! Was hat sich begeben?

Gretchen. Als ich zu Micheln kam, Vater —

Küster. Nun da haben wir die Bescherung. Es wiß haben sie Micheln beim Leibe.

Rode. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

Küster. Im Frieden? Mit Eurem Frieden! — Als wenn in Königs Lande einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wir jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher! Daß Gott erbarme!

Rode. (ärgerlich) Ha, schweig Er, Herr Küster! Laß Er den König in Ruhe! Es geht mir immer an's Herz. — Wir spannen ja täglich unsre Stiere in's Joch; und wie meint Er, daß es am Ende mit unsern Aeckern werden würde, und mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mann, wie Er, und solche Reden zu führen! —

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht doch nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! — Ihr seid

ja sein Vater so gut, wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel gewiß Respekt haben, das weiß ich gewiß. Alle Menschen haben Respekt vor Euch. —

Rode. Einfältiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

Rachel. Ach, wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, daß er uns helfen könnte!

Rode. Faßt euch! Faßt euch! Mich verdreußt's, daß ich so in meiner besten Andacht gestört werden muß. — Es wird so arg nicht sein, wie Ihr's euch vorstellt. Er wird euch nicht euren einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

Gretchen. Und ich Vater, ich will Euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben.

(Rode und Gretchen gehen ab)

Rachel. (ihm nachrufend) Schone nur deiner selbst, Vater! Mache dich nur nicht unglücklich!

Eilfter Auftritt.

Rachel. Käthe. Der Küster.

Küster. (zu Käthen) Eine so liebe Wittwe so zu betrüben! Ihr den Bissen Brot aus dem Munde zu nehmen!

Käthe. Ach! Herr Küster, ich bin erschrocken, daß mir Hände und Füße zittern.

Küster. (ihr einen Stuhl gebend) Setzt euch, setzt euch, Mutter. Wir müssen immer das Beste hoffen.

Käthe. Schon zwei rissen sie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben sie nicht wieder gesehen. — Ach, sie werden auch diesen nicht wiedersehen!

Küster. (mit einem tröstlichen Tone) Findet euch in Geduld, Mutter. Eine so gute Christinn, wie ihr, muß sich zu fassen wissen.

Rachel. (die bisher voll Ungeduld an der Scene gewartet) Himmel! Es wird Lärm im Dorfe. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäßigen können! Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster!

Küster. Ich? Ich? —

Rachel. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster, ein Geistlicher.

Küster. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich. — Solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit imsmer

mer am liebsten her; und wenn sie mir eins anhängen könnten — Nein, nein, Mutter, daß ich nicht so ein Narr wäre! — Steck' Er die Nase in's Buch, würden sie sprechen, und laß Er uns hier ungehudelt! — Und ich bin dann auch jähzornig; das könnt' ein schönes Unglück werden. — Nein, Nein! Da müßt' ich getrunken haben.

Rachel. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helfen?

Küster. So nehmt doch Vernunft an, Mutter! So bedenkt doch nur, wes Standes ich bin! — Trost könnt ihr bei mir haben, so viel ihr wollt, aber euch zu helfen, ist meines Amt's nicht. Helft Ihr euch selber!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Gretchen. Michel. Der Feldwebel. Soldaten, und einige alte Bauern.

Käthe. (läuft auf Micheln zu) Ich habe dich wieder, mein Sohn! — O! sie sollen mir erst das Leben nehmen, eh' ich dich fahren lasse!

Gretchen. (ihn streichelnd) Du lieber, du guter Michel!

Feldwebel. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft alles das Gewinsel? alles das Gewimmer? Damit ist nichts gethan!

Rode. (den Feldwebel beim Arme nehmend) Laß Er mit sich reden, Herr Feldwebel!

Die Bauern. (alle durch einander, da der eine dieß, der andre jenes sagt, und sie immer einander wiederholen) Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen! — Einen einzigen Sohn! — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen.

Rode. Schweigt! Ich bitt' euch Kinder. — Ihr macht ja Uebel nur ärger.

Feldwebel. Und wenn Ihr euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (an die Tasche schlagend) Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauern. (wie zuvor) Ordre! Ordre! Es steht nichts davon in der Ordre. — Ein Gut zu entblößen, ist niemals Ordre gewesen.

Rode. (den Bauern zuwinkend, daß sie schweigen sollen) Hieher! lieber Herr Feldwebel, ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Laßt hören, von welchem Nachdruck es ist.

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel? Ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weiß, daß ich Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewißheit wüßte, daß der Friede gemacht, und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, daß ihm das Wasser an die Seele ginge, und daß er schon anfangen wollte zu sinken —

Feldwebel. Weiter nichts? Das ist noch alles Gewäsche.

Rode. Ja, geb' Er nur Acht, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. (sich auf seinen Stock stützend) Nun? —

Rode. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollte sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin. Was kann Er Wichtiger's in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? — Nehm' Er auch mich hin, wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe, aber so grau und so mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten, so lange ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngeren um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg stellen, der laufen will, und eh' er läuft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele! Herr Feldwebel, so wollt' ich sprechen, wenn's auf's Aeußerste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter — daß Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode. (einen Schritt zurück, und die Hände in die Seite) Wie, Herr? Ist Er Soldat?

Feldwebel. (trotzig) Das seht Ihr, daß ich es bin.

Rode. An Seinem Rocke, Herr, aber nicht an Seiner Gesinnung. Wenn er wahrhaftig Soldat wäre, so sollt's Ihm lieb seyn, von Seinem Könige so reden zu hören.

Feldwebel. (mit aufgehobenem Stocke) Ha, Ihr alter Grautopf! Ihr wagt es?

Die Bauern. Keine Gewalt, wollen wir hoffen! Keine Gewalt!

Rachel. (ängstlich) Ich bitte dich, Vater — du solltest ihn besänftigen, und du machst ihn erst böse?

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! Der Friede ist gemacht, das ist uns bekannt; und Seine üble Aufführung hier, die könnt' Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so gibt's Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schreibe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel. (stutzig) Wie? Wie? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode. (trotzig) Vom Schwanenfeldtischen Regimente; wenn Er ihn kennt, Rittmeister Rode.

Feldwebel. Alle Teufel!

Rode. (auf einmal vertraulich) O! Er kennt ihn gewiß, lieber Herr Feldwebel, ich seh' es. Er kömmt gewiß von der Armee, und kann mir dieß und jenes

von meinem Sohne erzählen? — (zu den Uebrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben) Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

Feldwebel. Auch das, mein'twegen! — Ihr könnt denn gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen. (Käthe und Gretchen, die nun Micheln los zu bekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauern ab)

Rode. (zu Rachel) Noch eine Bouteille, Mutter! Geschwind! (zum Feldwebel) Es ist ein delikat Gläschen Wein.

Küster. Recht delikat, das ist wahr! — (vor sich) Und für einen Schurken nur zu delikat.

(Rachel geht ab)

Dreizehnter Auftritt.

Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Nachher auch Rachel.

Feldweb. Also von eben dem Regimente, worunter ich anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelte? —

Rode. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind sie so genau mit einander bekannt?

Feldweb. Ja zum Henker! Ich habe die Ehre.

Rode. (der ihm ein Glas reicht) Desto besser! Desto besser! — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille)

Feldweb. (nachdem Er das Glas hinunter gestürzt) Daß ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugerben! Weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

Rode. (wieder einschenkend) Nun das freut mich von ganzem Herzen. —

Feldweb. Wie? Das freut Euch?

Rode. Daß Er ihn kennt, lieber Herr Feldwebel; daß Er ihn kennt; — und daß mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter)

Küster. (ihm neidisch zusehend, vor sich) So sauf du und der Henker!

Rode. Aber da Er unter eben dem Regimente gedient hat, wobei mein Sohn steht, so weiß Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? Ob ich meinen Sohn bald wiedersehen, und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

Rachel. Ja, wenn Er das wüßte, lieber Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder zu sehn, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

Feldweb. Nun! Nun! Was ich davon weiß, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein.

Rode. Von Grunde meines Herzens. Es ist mir recht lieb, daß der Wein Ihm doch schmeckt. — Dies sen gibt mir mein Sohn, daß ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

Feldweb. (das Glas hinunter stürzend) Burr!

Küster. (wie vorhin) Daß du Gift söffest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

Rode. (begierig) Und was weiß Er denn, lieber Herr Feldwebel?

Feldweb. Nichts weiß ich, als daß Euer Wein ziemlich gut ist, und daß ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er wiedersteht mir schon ganz. — Aber, wenn es auch Champagner gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeistr zu Söhnen hättet, so sag' ich Euch, daß ich entweder Geld sehen, oder Michel mit fort muß. Also kurz resolvirt!

Rode. Wie, Herr? So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von Königs Unterthanen?

Feldweb. Ich so gut, wie der König. Warum nicht? — Geb' ich Euch Michels los, so muß ich für ihn einen Andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luft kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreißig Thaler geschafft oder — Marsch!

Rode. Dreißig Thaler, Herr? Wie sollt' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammen treiben? — (erlangt ihm das Päckchen mit den zwölf Thalern hin) Hier sind ihrer zwölf.

Feldweb. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstößt) Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laßt die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter, sagt Er? Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt?

Rachel. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

Feldweb. Ich Mitleiden? Mit wem?

Rachel. Mit uns allen, die er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können.

Feldweb. Ha ha ha! ist das Ding so verliebt?

Rachel. Mit einer armen Wittwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müßte, und deren Thränen Ihn drücken würden.

Feldweb. O geht! geht! Bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land sollte Ihr kommen; da wird euch anders gehaust. Da heißt es: Geld heraus, oder Nasen und Ohren herunter!

Küster. (schaudernd) Hu hu hu!

Feldweb. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! — Ein Dutzend Zähne in den Rachen gestoßen, oder halb zu Schande geprügelt, das geschieht alle Tage.

Küster. (vor sich) Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sei bei uns!

Feldweb. Fragt nur Euren Sohn, wenn er wieder kömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder — Marsch!

(Er geht ab)

Vierzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode. (auf das Papier mit dem Gelde sehend) Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht sagte? (er sieht Rachel und den Küster unruhig an)

Rachel. Die unverschämteste Lüge, Vater. Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

Küster. Ja gewiß, Vater! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackrer, ehrlicher Mann.

Rode. Und wär' ers nicht; lieber Gott, hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was Andere mit Thränen verloren hätten — wie angst und bange wird mir, daß

ich's

ich's nur denken soll! —: o! dann wollt' ich arbeiten, daß mir das Blut aus den Händen spränge; ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersetzen. — — Doch nein! nein! Da stick du nur wieder! (das Geld wieder zu sich steckend) — — Ein Bösewicht verachtet gewiß seinen Vater. — Kommt, Kinder, kommt, wir wollen doch nachgehen; wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. — Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort ist, oder nicht! Mein Sohn wird ihm schon wieder loshelfen.

Rachel. Aber Gretchen, Vater, das arme Gretchen! Wie werd' ich sie trösten können?

(gehn ab)

Funfzehnter Auftritt.

Der Küster. (allein)

(er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um) Ein acht oder vierzehn Tage? Da kommt er ja ohne dieß bald zurück. Was soll ich denn mitgehen? — Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief (den er bisher in der Hand gehalten) vollends hinauslesen. Ich bin doch neugierig geworden. (er schenkt ein und lies't, indem er sich dazu setzt) — Den sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (er lies't wieder sehr begierig) Den siebenten? (aufspringend) O! nun ist Micheln und Gretchen und Allen geholfen. Ich

muß die Eltern zurückrufen. (er trinkt eilig das Glas aus, und läuft an die Scene) Vater Rode! Mutter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die Eltern für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daß ich's ihnen ankündigen soll!

Sechszehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode. Schon wieder etwas Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster!

Küster. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich Euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuß stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier im Briefe steht's.

Rachel. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O, geschwind Herr Küster! Ums Himmels willen!

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (er lies't) „Auch unser Regiment, lieber Vater, hat schon Ordre zum Abmarsche erhalten. Den 6ten kommenden Monats wird das Bataillon, bei welchem ich stehe, vor Euerm Dorfe vorbeigehen.“ — Seht Ihr, Rode? das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da?

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter! (er lies't wieder) „Auf's längste, Vater, geschieht es früh Morgens den 7ten;“ — das ist nun als heute, Rode — „und weil ich da nur eine Viertelmeile von Euerm Dorfe entfernt bin, so will ich die Escadron ins deß dem Lieutenant übergeben, und zu Euch hinüber reis ten. Ich werde wenigstens Euch, und meine alte liebe Mutter sehen und küssen.“ —

Rode. (mit der größten Lebhaftigkeit) O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will in's Freie hinaus. Ich will ihm schon von fern meine Arme entgegenbrei ten. Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn, mein Herzenssohn!

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich dir nach können, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daß ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt, Rode! Gebt die zwölf Tha ler heraus! Macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu?

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten, um sie ihm auf Abschlag der dreißig zu geben, und wenn nachher Euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! Gut! Hier hat Er, Herr Küster. Hier sind die zwölf Thaler. Mach' Er! Lauf Er! Seh' Er zu, was Er ausrichten kann. Ich selbst habe uns möglich Zeit. (der Küster eilt ab)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich mich ließe. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst du ihn eher sehen.

Rode. Ja, das will ich! das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden.

Rachel. (während daß Rode hinaufsteigt) Und kömmt er denn wieder? o Himmel! Kömmt er nach so vielen langen Jahren das erstemal wieder? Ach, wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist größer. — (sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst du noch nichts? —

Rode. (tritt auf die Zehen und hält die Hand über den Augen vor) Noch nichts, Mutter. Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O, wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! (wieder hinaufrufend) Siehst du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha da unten! Es blinkt. Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's über den Berg hinüber. — Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf. Sie sind es, Mutter, sie sind es!

Rachel Und unser Sohn?

Rode. Gedulde dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. (indem sie auch hinaufsteigen will) Wart! Wart! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Gallopp, und schon ganz nahe am Dorfe (er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! da springt er herab. Es ist Fritz!

Rachel. O Gott, wie wird mir! Ich muß ihm entgegen laufen. (sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater, und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — Meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Rittmeister.

Rittm. (der eben hereintritt, da Rode wieder unten ist) Alter, ehrwürdiger Vater! (sie eilen mit offenen Armen einander entgegen)

Rode. Ach, mein Sohn! (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, daß meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.

Rachel. (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt) O ja, und eine eben so dankbare Mutter.

Rittm. Liebe Eltern, was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seid Ihr sie mir, oder bin ich sie Euch schuldig?

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn. Ich will's Gott, und will's aller Welt sagen, daß du mir mehr vergolten hast, als was ich dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache, unaussprechliche Freude.

Rittm. Und ist dies nicht eben die größte Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück sein, wenn Eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern, meine rechtschaffenen Eltern! Ihr seid mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wie viel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich hab' es nur dann genossen, wenn ich mir Euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch jetzt — jetzt in diesem glücklichsten Augenblicke — wie durchdringt mich doch Eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in Euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend, und wechselsweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an Euerm theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faßt Euch! faßt Euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz sein. — Was macht Ihr? Wie lebt Ihr? Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laßt mich sie sehen.

Rode. Ja, ja, ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel, in was für Verwirrung ich bin! Ich muß dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn, sie wäre ohne dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unteroffizier ihren Bräutigam weg; aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von 30 Thalern, das ich ihm versprechen ließ, weil ich auf deine Ankunft hoffte. O der Freude, daß du nun da bist!

Rittm. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hierher, und sagt ihm kein Wort davon, daß ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! wie will ich das machen? — Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: Er ist da! Er ist da!

(geht ab)

Neunzehnter Auftritt.

Rachel. Der Rittmeister.

Rittm. (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand) Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, daß ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der so oft ich mich zurücksehnte; hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn ins Grüne setzten;

ten; dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süße, glückselige Jahre! Und wohin ich nur sehe, Mutter, da fallen mir Proben Eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundre mich über Euch. Eure Freude ist ja so stumm.

Rachel. Sie ist zu groß, sie kann nicht aus meinem Herzen hervor, liebster Sohn. Ich möchte lieber allein gehn, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

Rittm. Haltet nicht inne, Mutter, was denkt Ihr?

Rachel. Daß du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; daß du für uns zu vornehm geworden.

Rittm. Ich zu vornehm? O, erstickt diesen Gedanken! — Seid nicht Ihr meine Mutter? Bin ich nicht Euer Sohn? Müßt Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, daß kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als Euerm Herzen? Und soll denn nicht auch das meinige für Euch am meisten empfinden? (er umfaßt und küßt sie) Glaubt mir doch, Mutter! Ich liebe Euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es dir, und ich verdien's auch um dich. So manche traurige Nacht habe ich an deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde dich nie wiedersehn.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen. (vor sich, indem sie kommt) Was muß es denn geben, daß der Vater mich herschickt? — (erschrocken) Holla! Ein Offizier!

Rittm. (leise zu Rachel) Ist sie das, Mutter? (diese winet, und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

Gretchen. (wehrt sich) O pfui, Herr Offizier!

Rachel. Wie, Gretchen? Es ist ja dein lieber Bruder!

Rittm. (zu Rachel) Die großen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, dein lieber Bruder!

Gretchen. (indem sie ihm freundlich näher tritt) Doch wohl nicht Bruder Fritz?

Rittm. (sie küssend) Allerliebste Vertraulichkeit!

Gretchen. (läuft vor Freuden außer sich zur Mutter) O Himmel, Mutter! Da sind wir ja aus allen Sorgen heraus!

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe, und Bauern aus dem Dorfe.

Rode. (auf seinen Sohn zeigend) Hier, Herr Feldwebel,

webel, ist der Mann, der Ihm die dreißig Thaler bezahlen will.

Feldweb. (erschrocken) Was seh' ich? Ein Offizier? er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauern sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, daß er Roden's Sohn ist).

Rode. Ja, da ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir. Nie kann ich allein mich genug freuen.

Rittm. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre?

Feldweb. (überreicht sie ihm mit furchtsamer Miene) Hier, Herr Rittmeister.

Rittm. Von welcher Compagnie ist Er?

Feldweb. Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

Rittm. (nachdem er die Ordre gelesen) Und Ihr untersteht euch, mir die falsche Ordre zu überreichen? — Ich kenne euern Hauptmann, und kenne auch euch. Was ist eure Absicht gewesen? Erst von Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seid, aus seinen Diensten zu desertiren?

Feldweb. (in bittendem Tone) Herr Rittmeister!

Rittm. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von jeher den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief

zu

zu Bosheiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daß Ihr eure Strafe erhaltet. — (zu den Bauern im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, Ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (die Bauern gehen mit dem Feldwebel, bis auf wenige, ab)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Feldwebel, und einige Bauern.

Rittm. Komm, Gretchen! Komm, Michel! Ihr seid mein liebes Geschwister, und ich verspreche Euch, selbst auf die Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe. } Ach, lieber Herr Rittmeister!
Michel. }

Die Bauern. (kommen vertraulich herzu) Der brave Herr! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja, wir haben auch immer eine rechte Freude, wenn wir von Ihnen gehört haben. (der Rittmeister gibt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt)

Rode. Alles, Sohn, alles, was ich von dir sehe, erfreut mich. — Aber noch mehr, was ich von dir

hörte.

hörte. Du hast gewiß in deinem Soldatenstande rechtschaffen gehandelt?

Rittm. Immer, mein lieber Vater. Das verdanke ich Euern und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht, aber ich hoffe, daß mancher seyn soll, wo man mich segnet. — (nach der Uhr sehend) Doch, meine Zeit ist schon um, ich muß fort, Liebste Eltern.

Rachel. Schon fort? Schon fort?

Rode. O, einen Augenblick noch! Wir sind deiner kaum froh geworden!

Rittm. Ich muß fort, liebste Eltern. Glaubt, daß mein eignes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurückriefe. — Darf ich nun noch worum bitten, ehe ich gehe?

Rode. } Um alles! Um alles!
Rachel. }

Rittm. So kommt, liebste Eltern, kommt und begebt Euch, bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, wie Ihr in meinem Herzen herrschet! Laßt Alles, was mein ist, auch das Eure seyn!

Rode. } Liebster Sohn!
Rachel. }

Rittm. Nein, wenn Ihr's ungern thut! — Es ist kein Glück für mich, wenn es keins für Euch ist.

Rode. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns in dieser kleinen Hütte sterben,

ben, die uns so lieb ist. In dieser Hütte bist du geboren worden. — Nur besuch uns hier oft, darum bitten wir dich.

Rittm. Gewiß! Gewiß!

Rachel. Und wir, liebster Sohn, wir wollen dich wieder besuchen. Wir wollen uns an deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, daß er uns einen solchen Sohn gab.

Joseph II. und der Bauer.

Der gute Deutsche Kaiser, Joseph der zweite, wurde von den meisten seiner Unterthanen wie ein Vater geliebt, und er verdiente es. Er machte nicht nur in seinen eignen, sondern auch in fremden Ländern viele Reisen, und ging gewöhnlich so einfach gekleidet, daß man ihn oft gar nicht für den Römischen Kaiser ansah, sondern ihn nicht selten mit den Offizieren verwechselte, die ihn begleiteten.

Er pflegte auf seinen Reisen, wann er nahe an eine Stadt oder ein Dorf kam, aus der Kutsche zu steigen, und ganz allein vorauszugehen, um als Unbekannter desto besser den Zustand seiner Unterthanen ausforschen zu können.

In einem Dorfe, durch welches der Kaiser einmal reisen mußte, wurden viele Anstalten zu seinem Empfange gemacht.

Ein ehrlicher Bauer dieses Orts liebte den Kaiser unbeschreiblich, und sann hin und her, wie er ihm wol einen Gefallen erweisen könnte. Was that er? — An dem Tage, an welchem Joseph erwartet wurde, nahm er ein sehr schönes Pferd, auf welchem noch niemand geritten hatte, aus seinem Stalle, und ging damit eine gute Strecke vor das Dorf. Er stellte sich nahe an die Straße, auf welcher der Kaiser kommen mußte, mit

dem

dem Vorsatze, ihm, wann er angefahren käme, das junge Pferd als Present anzubieten. Joseph stieg auch hier, nach seiner Gewohnheit, aus der Kutsche, und ging zu Fuße ganz allein dem Dorfe zu. Er kam zu dem Bauer mit dem Pferde, und grüßte ihn freundlich. He! lieber Mann, redete ihn Joseph an, auf wen wartet Er?

Bauer. Auf einen guten Herrn.

Kaiser. Was will Er denn mit dem Pferde da machen? Weiß Er was, ich bin müde und Er könnte mir wohl den Gefallen erweisen, und mich aufsitzen und ins Dorf reiten lassen.

Bauer. Herr, daraus wird nichts. Das soll unser guter Kaiser bekommen; der soll zuerst darauf sitzen!

Kaiser. Wenn ich ihm aber ein gutes Trinkgeld gebe? Bis der Kaiser kömmt, kann Er mit dem Pferde wieder hier seyn.

Bauer. Daraus wird nichts!

Kaiser. Er bekommt ein Paar Goldstücke, wenn Er meine Bitte erfüllt.

Bauer. Herr! und wenn Er mir die ganze Welt anbietet, das Pferd bekömmt Er nicht. Der Kaiser muß zuerst darauf reiten.

Kaiser. Nun so geb' Er nur das Pferd her. Ich selbst bin der Kaiser.

Bauer. Er der Kaiser. — So was mach' Er unser einem nicht weiß!

Joseph mochte sagen, was er wollte, der Bauer glaubte ihm kein Wort, bis die Kutschen angekommen waren, und der Bauer nun von dem Gefolge des Kaisers eines Bessern belehrt wurde. Bestürzt nahm er sein Mützchen vom Kopfe und bat Joseph um Vergebung.

Dieser nahm freundlich das junge Pferd an, beruhigte den wackern Bauer wegen des Vorgefallenen, und machte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Der Bär und der Zaunkönig.

Die Nordischen Bären hatten einen ihrer Freunde nach Deutschland geschickt, um von diesem Lande Nachrichten über den Honigbau, über die öffentliche Sicherheit und über die Waldungen einzuziehen. Der abgeschickte Bär galt in seinem Vaterlande für einen aufgeklärten Kopf, denn sein Vater hatte mit einem zahlreichen Gefolge schon manche Länder durchreist, und gab täglich einigen 30 Bären offene Tafel. Er hatte seinem Sohne eine gute Erziehung gegeben, und keiner war gegen Schwache und Geringe so tyrannisch, und gegen Stärkere und Höhere so kriechend und schmeichelnd, als dieser. Mit solchen Eigenschaften glaubt' er sein Glück im Auslande zu machen, und kam voll schöner Hoffnungen in Deutschland an. Als er sich hier den einzigen seiner Art sah, schlug sein Herz hoch auf; leider aber fand die Art,

von

von der er der einzige war, wenig Beifall unter den Deutschen Geschlechtern; die kleinen Thiere flohen, und die großen verachteten ihn. — Er fühlte diesen Schimpf, brütete Rache und — drohete jedem den Untergang, — den er zwingen könnte. Dieses Loos traf denn auch einen armen Zaunkönig, dessen Nest er beim Honigsuchen zerstörte, und wobei er den kleinen König beinahe erdrückte. Glücklich entkam dieser aber den Krallen des Bären, und forderte nun für diese Beleidigung von ihm Genugthuung. Der Bär brummte schmunzelnd: „Kleine Bestie, flieg zu den Käfern, die mögen dir Genugthuung geben; du kannst von Glück sagen, daß du mir entkommen bist; hundert Deinesgleichen verzehrt ein Bär zum Morgenbrot! „Doch nur, wenn er sie hat? erwiederte schnippisch der Zaunkönig, der auf einer Nesselweide saß; prahlen ist keine Kunst, dazu braucht man nicht erst solche grobe Gesellen aus Norden kommen zu lassen; aber wenn du Herz hast, so komme morgen früh unter die große Eiche, wo vorgestern der Blitz eingeschlagen hat, da wollen wir es ausmachen. Hörst du? und bring dir einen Sekundanten mit, auf daß alles rechtlich zugehe! Leb wohl! auf's Wiedersehen! — Und hiermit flog der kleine Zaunkönig in den Wald.

Der Bär, dem von Jugend auf die strengsten Grundsätze der Ehre beigebracht worden waren, zuckte die Schultern und brummte: „Ich werde wohl kommen müssen! — Aber woher einen Sekundanten nehmen?“ —

Indem sprang ein hagerer Fuchs aus dem Busche. „He! Herr Gevatter! rief der Bär, wollten Sie mir wohl einen Liebesdienst erweisen? — O! o! gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, rief der Fuchs, Sie haben zu befehlen; ein Bär von so alter Familie, und dazu ein Reisender! es wäre ja nicht christlich — befehlen Sie! — „Sie sind zu gütig, lieber Herr Gevatter, erwiderte der Bär. Sie wissen, unsere Häuser waren von Alters her verwandt, und sehn Sie — da hat ein kleines Thier von Zaunkönig mich herausgefordert, einer Kleinigkeit wegen, woraus sich Leute von Stande gar nichts machen.“ — Und warum? fragte der Fuchs. „Weil ich ihm auf einem meiner Spaziergänge ein halbes [illegible]end Junge erdrückt habe. Denken Sie, solcher Kleinigkeit wegen Aufsehen zu machen! Bei uns zu Lande lassen wir von solchem Geschmeiß Vater, Mutter und Kinder umbringen, und da kräht nicht Hahn noch Henne darnach! — Erlauben Sie, gnädiger Herr, fiel hier der Fuchs ein, bei uns in Deutschland ist dieß nicht Sitte; und Sie sind entschlossen, die Herausforderung anzunehmen? — Ja! muß ich denn nicht, so lächerlich es auch klingt! Wollten Sie mir daher wol morgen früh als Begleiter dienen?“ — Mit Vergnügen, erwiderte der Fuchs; ich bin gern bei solchen Vorfällen; es giebt gewöhnlich etwas zu lachen. Sie können sich darauf verlassen; morgen früh mit Sonnenaufgang treffen Sie mich hier, — Der Fuchs empfahl

sich,

sich, und beide gingen ihrer Straße. Der Fuchs hielt Wort, und beide trabten am andern Morgen der bestimmten Eiche zu, neugierig, wie dieses Gefecht ablaufen würde. Der Zaunkönig saß auf der Eiche und hatte seine beiden Freundinnen, die Biene und die Wespe, als Sekundanten bei sich. Der Bär blickte um sich. „Nun wo bist du, kleiner König, der meine Zunge mit seinem Blute kühlen will? — Leise flüsterte der Zaunkönig der Wespe zu: Frau Gevatterinn, jetzt ist es Zeit; setzen Sie sich dem Fuchse unter die Lunte. Die Wespe vollzog den Befehl. Kaum fühlte der Fuchs ihren Stich, so lief er wie rasend in den Wald hinein. „He! he! Herr Gevatter, wohin? rief der Bär; aber ohne sich umzusehen, floh dieser davon. Nun, sagte der Zaunkönig zur Biene, Frau Gevatterinn, setzen Sie sich dem Bären in das Ohr; setzen Sie sich aber tief, daß er Sie nicht mit seinen Klauen fasse, und kneipen Sie ihn derb'! — Verlassen Sie sich auf mich; die Bären sind so unsre alten Freunde, erwiderte die Biene, und fliegt zum Bären. Kaum hat sie sich in seinem Ohre fest gesetzt, so fängt dieser an, mörderlich zu brüllen, wälzt sich auf dem Boden, reißt sich mit den Klauen beide Ohren ab, bis er endlich, erschöpft und matt, halb todt zu Boden stürzt. Da fliegt der Zaunkönig von der Eiche, setzt sich auf den Rumpf des Bären und sagt: Siehst du, grober Geselle, wol, daß, wenn ich es thun wollte, ich dir alle Rippen im Leibe entzweitreten könnte?

Die

Die Freundschaft des jungen Wolfs.

Ein junger Wolf lobte gegen seinen Vater gewaltig einen andern jungen Wolf, pries ihn als seinen besten, seinen innigsten Freund.

„Warst du denn schon einmal in Lebensgefahr, und er rettete dich mit seiner eigenen daraus?“

Das wol nicht, mein Vater, aber —

„Oder jagtet ihr schon einmal zusammen, und theiltet euch ganz ohne Zwist?

Auch das nicht! Aber — —

O! schweig noch, und behalte jenes Lob bei dir selbst. Dein Spielgeselle kann vielleicht wirklich dein Freund seyn, das will ich ihm nicht absprechen; aber woher weißt du es sicher, so lange du noch nicht beim Unglück, ja noch nicht einmal beim Mein und Dein ihn prüftest?“

Die Freundschaft.

Ein reicher Kaufmann hatte einen einzigen Sohn, den er aufs zärtlichste liebte; er hatte ihn mit großer Sorgfalt erzogen, und nichts unterlassen, sein Herz zu bilden, und seinen Verstand zu verschönern. Als die Erziehung des jungen Menschen zu Ende war, so entschloß sich der Vater, ihn reisen zu lassen. Sohn, sagte er zu ihm, wisse, daß unter allen Bedürfnissen und Gütern des Lebens das größte ein guter Freund ist! Alle unsre übrigen zeitlichen Vortheile sind den Veränderungen des Glücks unterworfen; aber nur der Tod raubt uns einen treuen Freund. Wenn du in dem Laufe deines Lebens nur Einen Freund findest, so wirst du den größten und besten aller Schätze gefunden haben. Daher wünsche ich, mein Sohn, daß du auf Reisen gehest; Reisen lehrt wahre Erfahrung; je mehr wir Menschen gesehen haben, desto besser wissen wir, wie wir unter ihnen leben sollen. Die Welt ist ein großes Buch, das dem einen getreuen Unterricht ertheilt, der es lesen gelernt hat. Reise, Sohn, und denke vorzüglich daran, daß du auf deinen Reisen keine schätzbarere Eroberung zu machen hast, als einen wahren Freund. Opfere zu diesem Ende, wenn es nöthig ist, Alles, auch das Kostbarste auf.

Der junge Mensch nahm von seinem Vater Abschied,

und

und begab sich in ein Land, das nicht weit von dem, das er verließ, entlegen war. Er hielt sich da eine kurze Zeit auf, und kehrte wieder nach Hause zurück. Sobald habe ich dich nicht erwartet, sagte der Vater, der über seine baldige Zurückkunft erstaunt war. Sie haben mir aufgetragen, versetzte der Sohn, einen Freund aufzusuchen, und ich kann bei Gelegenheit funfzig aufstellen, die alle Muster einer wahren Freundschaft sind.

Sohn, antwortete der Kaufmann, entweihe nicht einen so heiligen Namen! Hast du das Sprichwort vergessen: Wer einen Freund will kennen lernen, muß erst mit ihm einen Scheffel Salz verzehren? das ist: rühme dich nicht deines Freundes, du habest ihn denn völlig geprüft. Freundschaft ist etwas Seltenes, etwas sehr Seltenes; die mehrsten, welche auf diesen Namen Anspruch machen, verstellen sich nur; sie betragen sich gegen die, welche sie zu lieben vorgeben, wie die Säufer gegen eine volle Flasche Wein; sie umfassen sie mit Begierde, so lange noch etwas von dem bezaubernden Tranke darin ist, und stoßen sie verdrießlich zurück, wenn sie ausgeleert ist. Ich fürchte sehr, daß diejenigen, mit denen du so sehr zufrieden bist, den falschen Seelen gleichen werden, die ich dir eben beschrieben habe. Der Sohn erwiderte: Vater, Ihr Mißtrauen ist unbillig; diejenigen, die ich als meine Freunde betrachte, werden mich in Unglück mit unentwandtem Herzen und unveränderten Neigungen ansehen.

Ich habe jetzt siebenzig Jahre gelebt, sagte der Kaufmann; ich habe Gutes und Böses versucht; ich habe eine Menge Menschen kennen gelernt, und in einer so langen Reihe von Jahren war ich kaum im Stande, Einen Freund zu finden; wie willst du, in deinem Alter, in so kurzer Zeit, funfzig gefunden haben? Lerne von mir die Menschen kennen!

Der Kaufmann schnitt darauf einem Schafe die Kehle ab, steckte es in einen Sack, und beschmierte die Kleider seines Sohnes mit dem Blute dieses Thieres. Nachdem er auf diese Art alle Anstalten zu seinem Vorhaben gemacht hatte, so verschob er die Ausführung desselben bis auf die folgende Nacht. Er legte den Sack mit dem abgeschlachteten Schafe seinem Sohne auf die Schulter und gab ihm den nöthigen Unterricht von dem, was er thun sollte. Beide verließen auf diese Art das Haus.

Der junge Mensch klopfte an die Thür des einen von seinen funfzig Freunden. Dieser öfnete sie ihm mit einer anscheinenden Art von Vergnügen und Lebhaftigkeit, und erkundigte sich nach der Ursache seiner Ankunft. In Unglücksfällen, sagte des Kaufmanns Sohn, können unsre Freunde uns am besten überzeugen von ihrer Freundschaft. Ich habe ihnen oft von dem alten Groll erzählt, den ein gewisser Herr vom Hofe auf unsre Familie geworfen hat. Das Unglück wollte, daß wir uns auf einem Nebenwege begegneten; er fiel mich an, ich wehrte mich, und wider meinen Willen nahm ich ihm

das Leben. Aus Furcht, von der Gerechtigkeit verfolgt zu werden, nahm ich seinen Leichnam mit mir; er ist hier in dem Sacke, den ich auf meinen Schultern habe. Ich bitte Sie, verstecken Sie ihn in Ihrem Hause, bis die Sache vergessen ist. Der Freund antwortete: Mein Haus ist so klein, daß kaum die Lebendigen darin Platz haben, wo sollte denn der todte Körper bleiben? Jedermann weiß, welch ein langwieriger Haß zwischen Ihnen und dem Herrn, den sie getödtet haben, Statt gehabt hat. Man wird sogleich darauf fallen, daß Sie der Thäter sind; es wird eine genaue Untersuchung angestellt werden, und da unsre Freundschaft öffentlich bekannt ist, so wird man in meinem Hause den Anfang machen; es kann Ihnen nichts helfen, daß Sie mich in Ihr Unglück ziehen; der einzige Dienst, den ich Ihnen erzeigen kann, besteht darin, daß ich Ihr Geheimniß nicht verrathe.

Der junge Mensch wiederholte die dringendsten Bitten; aber alle vergebens. Endlich als er daran verzweifelte, den Undankbaren zu bewegen, so wandte er sich nach und nach an alle funfzig, auf die er seine Hoffnung gegründet hatte, und erhielt funfzigmal die nämliche Aufnahme.

Nun Sohn, sagte der Kaufmann, überzeuge dich, wie wenig man sich auf jeden Menschen verlassen kann. Wo ist der Eifer derer geblieben, denen du solche prächtige Titel beilegtest? Sie haben dich alle in deinem

Unglücke

Unglücke verlassen. Doch ich muß dir den Unterschied zeigen, der zwischen dem einzigen Freunde, den ich habe, und den deinigen ist. Als sie noch von der Sache redeten, kamen sie an die Thür desjenigen, den er seinem Sohne als das Muster der Freundschaft dargestellt hatte. O, dreimal glücklicher Tag! rief dieser aus, o, dreimal glücklicher Tag, der mir Gelegenheit gibt, Ihnen meine Liebe zu beweisen! Verlassen Sie sich auf mich; Sie werden sehen, daß ich Ihr wahrer Freund bin. Mein Haus ist groß genug, tausend Leichname darin zu verwahren; aber wenn ich auch selbst in Gefahr kommen sollte, so begebe ich mich gern hinein, in der Hoffnung, Ihnen zu helfen. Reisen sie mit Ihrem Sohne auf mein Landgut; Sie können da in Frieden, unbekannt und ungestört von der Nachsuchung der Gerechtigkeit, leben.

Nachdem der Kaufmann seinem Freunde für seine edelmüthigen Anerbietungen gedankt hatte, entdeckte er ihm, daß alles, was er erzählt habe, ein Mährchen sei, das er erfunden hätte, um seinen Sohn zwischen wahren und falschen Freunden unterscheiden zu lehren.

Die Mauersteine,

oder

Freiheit und Gleichheit.

Sieben Fabeln.

I.

Ein Maurer war eben beschäftigt, eine tüchtige Mauer aufzuführen, und nahm von den aufgehäuften Steinen einen nach dem andern zur Hand. Die Steine ließen sich ruhig in die Schichten einfügen, denn sie wußten, es könne einmal nicht anders seyn, wenn aus ihnen eine Mauer werden solle. Jetzt aber faßte er endlich einen, der in seiner Hand eine Predigt anfing über die Freiheit. Hör', Meister Maurer, rief er, das leide ich nicht; mich da so einzwängen zu lassen! du mußt mir Raum geben, mich zu bewegen. Und höre du, versetzte der Maurer, wofür hältst du dich denn? „Wunderliche Frage! für einen Mauerstein; für nichts mehr und nichts weniger.“ — Du willst also, daß ich dich mit zur Mauer nehme? „Das versteht sich,“ sprach der Stein. Nun, und doch willst du dir die Schranken nicht gefallen lassen, in die du dich fügen mußt, wenn du das sein willst, wofür du dich ausgibst? Das ist doch lächerlich!

Junger Herr, wofür halten Sie sich denn? — „Wofür? Wunderliche Frage! für einen Weltbürger; für nichts mehr und nichts weniger.“ — So? für einen Weltbürger? Nun, so ist's doch lächerlich, daß Sie sich nicht die Schranken gefallen lassen wollen, ohne welche Sie das nicht sein können, wofür Sie sich ausgeben!

2.

Nun frisch! besinne dich, denn es ist hohe Zeit, sprach der Maurer, noch immer den Stein in der Hand haltend. Willst du zur Mauer dienen, so nimm deinen Platz ein. — „Nun ja, aber meine Freiheit muß ich haben.“ — Die sollst du auch haben; sie wird darin bestehen, daß du ungestört in der Mauer liegst und deinen Platz behauptest.

Auch Sie, junger Herr, sollen als Weltbürger Freiheit haben, aber eine vernünftige Freiheit, die nicht in Zügellosigkeit besteht, sondern in dem Vermögen, ungestört unter den Menschen den angewiesenen Platz zu behaupten.

3.

„Geh mir mit deiner einfältigen Freiheit! erwiderte der Stein. Ich muß mich bewegen können, dabei bleibt's.“ — Nun, so kann ich dich nicht brauchen; mach' was du willst. — „Ei! so will ich denn lieber auf diesem freien Platze liegen; da hab' ich doch den

Ge-

Genuß meiner Freiheit.“ — Der Maurer that ihm den Dienst und warf ihn, zum Genusse der gewünschten Freiheit, von sich.

Fort! Freiheitsschwindler, fort! Mit dem, was dir Freiheit heißt, taugst du nicht in die Klasse der Weltbürger. Geh' hin und suche dir einen Platz in dem Walde oder in der Wüste.

4.

Da lag nun der liebe Stein im Genusse seiner gewünschten Freiheit. Eine Zeitlang gings gut. Als aber die Stürme des Herbstes den Staub aufregten, und Regengüsse kamen, da ward der Stein mit Koth und Schmutz bedeckt, daß man ihn kaum noch sehen konnte.

Endlich weichte die Erde auf, und gab der Last des Steines nach. Allmählich versank dieser, und ward endlich ganz vertreten. Zum Unglück wars auch zur Rückkehr zu spät, denn die Mauer war ohne ihn fertig geworden, und der Maurer war fort.

Ganz die Weise und das Schicksal der unsinnigen Freiheitsschwindler. Anfangs lieber auf der Bärenhaut gelegen, als sich in die nothwendigen Schranken der bürgerlichen Gesellschaft gefügt; und zuletzt — am Wege gestorben, wenn es zur Rückkehr zu spät ist.

5.

Ja! die Mauer war fertig ohne diesen Stein;

aber

aber so ganz ruhig wars nach seinem Hintritte doch nicht vorwärts gegangen. Einem andern Steine taugte die Stelle nicht, die ihm der Maurer in der Schicht anweisen wollte. Nein! Maurer, rief er, da vorn an der Ecke will ich liegen. Da kannst du nicht liegen, erwiderte der Maurer; siehst du nicht, daß der Platz schon besetzt ist? Das sehe ich wol, war die Antwort, aber was jener Stein ist, bin ich auch, und wir sind gleich. Das seid ihr auch, und sollt es sein, versetzte der Maurer, aber eben darum hat einer das Recht, liegen zu bleiben, wo er einmal liegt. Bist du nicht thöricht, daß du durch dein Verlangen deiner eignen Behauptung widersprichst?

Thörichte Menschen, die da von Gleichheit sprechen, und zur nämlichen Zeit Andern ihre Rechte streitig machen!

6.

Nun, entschließ dich, fuhr der Maurer fort. Willst du, daß ich dich mit zur Mauer nehme, so rede. — Ja, ich will, war die Antwort, aber, wie gesagt, da vorn an der Ecke will ich liegen, denn das Recht der Freiheit lasse ich mir nicht nehmen. — Das soll dir ja nicht genommen werden, sprach der Maurer; eure Gleichheit besteht nicht darin, daß ihr alle Ecksteine, sondern darin, daß ihr alle Mauersteine seid.

Das merkt euch hübsch, ihr Herren, die ihr so

unüberlegt von Gleichheit sprechet! Die Menschen sind gleich, das ist wahr; aber ihre Gleichheit besteht nicht darin, daß sie alle Menschen eines Standes, sondern darin, daß sie alle Menschen sind.

7.

Ha! was ist mir das für eine elende Gleichheit, die du da predigst, schrie der Stein; bring mich an die Ecke, oder baue deine Mauer ohne mich! — Das letztere kann geschehen, sagte der Maurer gelassen; da! reise hin, Gleichheitsbruder, zum Herrn Freiheitsbruder. Damit warf er ihn von sich; und nun lag der Stein neben jenem, und das Schicksal, eben so bald, als jener, vertreten und vergessen zu werden, erfüllte ihm wenigstens auf diese eine Art seine Sehnsucht nach Gleichheit.

Die Mauer aber kam glücklich zu Stande.

So recht! Laßt die Gleichheitsschwindler dahin fahren sammt den Freiheitsschwindlern! Das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft wird stehen ohne jene Narren, und — mauerfest stehen ohne sie.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte, wär ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt, und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Wie? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till; und muß es denn anders machen; als die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Her Till, so lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres,

grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — und einem ins Gesicht sehen, das konnte er noch weniger; immmer guckte er ganz finster in sich herein. — Wie meint Er nun wol, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf?

Ja, warum nicht gar! — Einen Narren! — Hu, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht. Oder gar mit sich selbst sprechen! pfui! sprich du lieber mit Andern. — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatte ich Recht!

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Andrer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till, — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hu, dachte ich da wieder, das ist doch drollig. Wie mußt du's es denn machen, um klug zu heißen? —

Weder ganz, wie Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten dreist ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ins geheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß. —

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was! fing der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau, Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange, aber was hilfs? — Immer kömmt ein Strich über den andern. Künftig leg ich die Hände lieber in den Schoß und bleibe zu Hause.

Ach nicht doch! nicht doch! Herr Flau. Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ichs Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt. Ich wills Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Burgemeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so

Gymnasial-Bibliothek Passau

steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plumps! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei! die alte Lehre: du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht Er? aber auch nicht allzu niedrig! — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Herr Stadtpoet, Herr Schall; der mußte entweder Verse machen, oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hinein sinken wollte. — Krach! es riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wol, was ich meine, Herr Flau? wie mans Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte! —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglücke hats so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Will; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er

an,

an, wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände, da will ichs doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt nicht an. — Und wie viel meint Er denn wol, lieber Herr Will, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenns nicht mehr ist, die will ich Ihm geben; recht gern. — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch was Anders geben, das unter Brüdern seine 100 Rthlr. werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein? —

Es ist nichts; es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an; ein 50 Thälerchen etwa; was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerotte verloren? — Ach was! sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunder-

ter

ter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Will, das Er wollte?

Ich? — Ich bat um 100 Rthlr., lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm, der baute mit einer andern Redensart das große Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! — Die möchte ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts Herr Tomm? — Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld, fing er an, viel Geld: — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte — ganzer 100 Rthlr.! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! ganzer 50 Rthlr. — Er hatte klein angefangen der Mann, aber, wie gesagt, das ganze große Haus bauete er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Will, welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei! das verstehe die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. Ich, Herr Will, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt; und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald, wie der Herr Grell, und bald, wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld! lieber Herr Witt, ganzer 100 Rthlr.!

Sieht Er, Herr Will? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Zeus und das Pferd.

Vater der Thiere und Menschen, so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert hast, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben; aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn? —

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an, sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hat, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wol der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt?

Gut! versetzte Zeus, gedulde dich einen Augenblick. Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub; da verband sich organisirter Stoff, und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu. Hier sind höhere und schmächtigere

Beine,

Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffne Sattel: willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Geh, fuhr Zeus fort; dießmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure auch du fort, neues Geschöpf, (Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel) und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

Die Rosenknospe.

Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernschrift ist uns im moralischen Gefühle verliehen.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch: voll blühender Rosen und Knospen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blütenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn im Schatten der Laube, und mit inniger Liebe hing sein Auge an dem Lieblinge seines Herzens. Was macht mir, sprach er zu sich selbst, das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch? Ist es mir nicht, als ob aus dem Rosenbusche eine göttliche Pro-

phetens

phetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden verheißt?

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Verwunderung weket das Nachdenken. Er wollte wissen, wie sich die Knospe zur Rose entwickle. Er schlug beide Aermchen über einander, und schauete mit verwandtem Blick auf eine Knospe. Der Vater lächelte. —

So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern, oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten sehen.

Der Knabe ward seines Schauens müde. Er faßte die Knospe, brach sie auf, und betrachtete sie von neuem. Da trat der Vater hinzu und fragte: was sinnest du, Wilhelm? O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gern wissen, wie sich die Knospe zur Rose vollendet. Deshalb brach und eröffnete ich sie. Aber ich sehe nur kleine und unansehnliche Blättchen, voll Falten und Runzeln. Möchte ich sie nur nicht beschädigt haben! Das schadet nichts, mein Kind, erwiderte der Vater; die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freude und Wißbegierde. Hast du doch wenigstens gelernt, daß

es nicht so leicht sei, in ihre Geheimnisse zu dringen. Ihre Werkstätte ist verborgen und wer sich ihr nahet, den lehrt sie Bescheidenheit. —

Aber ich bin doch um nichts verständiger geworden durch meinen Versuch! sagte der Knabe. Wenn auch nicht, antwortete der Vater, du hattest doch den Vorsatz, es zu werden, und dieser hat schon seinen Werth in sich selbst. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab; und gelingt auch dieser, so bleibt dennoch der gute Wille das Beste. —

Nach einer Pause bat der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage du mir es denn, mein Vater, wie die Knospe sich zur Blume bildet. — Und der Vater antwortete: Mein Kind, auch ich kann dir nur in drei Worten sagen, was geschieht: die Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth — bis zur Vollendung. Alles andre weiß ich so wenig, als du. — Da nahm der Knabe, sich verwundernd, das abgebrochene Knöspchen, und sagte: Wenn die Knospe sich selbst so schön zu bilden vermag, warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Knaben schützen? Warum vermag sie denn so viel und doch auch so wenig? Da sah der Vater das Kind mit freundlichem Blicke an und fragte: Sollte sie denn wol sich selbst

gebildet haben, Wilhelm? O gewiß, rief hastig der Knabe, die Blumen haben wol auch eine Mutter oder einen Vater, der sie ernährt, verpflegt und auferzieht? —

Einen Vater mit uns! versetzte gerührt der Vater des Kindes, aber wir sehen ihn nicht mit den sterblichen Augen — wir empfinden nur seine Nähe in uns und um uns her. —

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen in seinem Gemüthe. Denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt. Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blume des Feldes als stille brüderliche Wesen, und nahm zu an Alter, Weisheit nnd Anmuth. — Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben. — Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nahe! —

Das

Das Irrenhaus.

Friedberg war noch sehr jung, als ihm schon seine Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptstadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeistlicher, der selbst der erste Lehrer dieses einzigen Sohnes gewesen war, und der nachher an die Bildung desselben alles das Seinige verwandt hatte, ließ sich weder die Weite der Reise, noch die Schwachheiten seines Alters abschrecken, ihn zu begleiten. — Ich muß doch sehen, wo er bleibt, und muß ihm einen letzten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken noch theurer mache. Er selbst wird einmal ein desto liebreicherer Vater werden, je eines liebreichern er sich zu erinnern hat. Und so riß er sich mit ihm zugleich aus den Armen der Mutter.

Sie besahen nach ihrer Ankunft die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherlei schreckenvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr, als Alles, rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehn und Verdiensten gewesen war, und jetzt in Allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte

ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, zuletzt auch um seine Vernunft gekommen sei, und zu jedem Punkte der Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit bestätigen wollte. Vormals, fuhr der Aufseher fort, hatte er Augenblicke, wo er seines Zustandes inne ward, und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die selbst mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen; jetzt hat er dieser Augenblicke nicht mehr; der Kummer um seine Vernunft hat sie selbst völlig in ihm ertödtet. Auch dieß bestätigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und sahe dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging stillschweigend an der Seite des Vaters, bis sie wieder in ihrer Wohnung waren. — Großer Gott! rief er dann aus, wie entsetzlich ist doch das Schicksal, seine Vernunft zu verlieren! Noch nie, so lange ich denken kann, hab' ich diesen Schauder, diese Vernichtung in mir empfunden. — Zu seyn und doch nicht mehr zu seyn! Bei aller Blüte des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bloße umherirrende Schatten einer abgerissenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtsein unser selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewußtseins anders, als Tod und Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen

Elenden! Wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, verzgräbt, behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt, und ihre Leiden erzählt, indeß sie ruhig da sitzen und lächeln, nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war und nun dahin ist!

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, ehe er fortfuhr: O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsetzt, daß ich war, wenn ich erwog, was ich werden könnte. — Und doch, nahm hier der Vater das Wort, so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat: in der Vorstellung ist er schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewußtseins dem noch Elend sein, der es verlor?

Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurückkehrt, dieses Bewußtsein? Wenn der Elende — Gott mit Thränen um seinen Tod bittet? oder, gleich jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: er stirbt von oben? — Mäßige deine Empfindungen, sagte der Vater. Du denkst dir das Bewußtsein dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten, zerrütteten Seelen wol nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn

der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet: — es wäre Hoffnung zum Leben.

Hoffnung? Ach! ich fürchte, wie auf dem Gange zum Hochgerichte; ein matter, trüber Schimmer von Hoffnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will, seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen; nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehn; um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehn, der unsre Würde, unsre ganze Seligkeit ausmacht; in dem tödtlichsten aller Gedanken nicht bloß das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab: Gott! Gott, welch Gefühl muß das sein! — Und wenn das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hingearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsetzliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen könnte: ich seh ihn! ich seh ihn! — Noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung gibt er sich auf, und verschwindet. — Sie sprachen von schwächerm, von dunklerm Bewußtsein. Und wenn dieß auch beim Erwachen derer wäre,

die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wirds bei denen sein, deren wildes, tobendes Blut man nur in Ketten bändigt? werden auch diese, wenn sie erwachen —?

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschiedes im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne; überdachte die Gefahren, die ihn oft umringen würden; sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters; und alles das mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein Herz mit Wehmuth. Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserey sein, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? Und im Grunde, was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die geboren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unserer Seele ankömmt, daß es zu unserm letzten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o wie wenig, wie nichts ist denn das! Wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird! wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll mache! wo man oft im Gras

be wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen!

Deine Bilder werden gräßlich, sagte der Vater.

Uebertreib' ich sie aber? — Das Elend der Menschheit, in seinen tausend und tausend Gestalten, steht vor mir; aber in keiner seh ich es so schwarz, so fruchtbar, so meine ganze Natur erschütternd.

Weil jetzt diese Gestalt hervorspringt, weil sie beleuchteter ist! — In Augenblicken lebhafter Theilnahme verbleicht und verschwindet jedes andre Bild, und immer scheint das Eine, das in voller Glut seiner Farben da steht, das einnehmendere oder das grausenvollere. — Wie, wenn ich selbst dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieses wäre?

O verschweigen Sie's, bitte ich!

Du schlossest von den Schrecknissen des Todes auf die größern des Wahnsinnes, weil dieser jenen wünschenswerth macht; schließe weiter auf die noch größern des höchsten Elendes, wo wieder Wahnsinn als Wohlthat erscheint Oder, wenn du glaubst, daß ich zu viel sage, wirf einen Blick auf die Lasterhaften, die dem Greise, ihrem Vater, dessen Schicksal dir so ans Herz ging, dieses bereiteten. Wenn sie nun früher oder später aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den sie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Ersatzes, die ganze schreckliche Zerstörung ihrer eignen Kräfte erblicken; wenn sie, mit Fluch und Schande bedeckt, sich

selbst

selbst ein Abscheu leben, und auch die Aussicht in die Ewigkeit, die sonst der Elenden letzter Trost ist, sich ihnen verfinstert: — sprich, wird nicht ihr Erwachen schrecklicher seyn, als das Erwachen des Rasenden auf seinem Strohlager, in seinen Ketten? Wird nicht jener fortdauernde, zwar schreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor dessen Wiederkehr jene Unglücklichen, als ihrem einzigen Uebel zittern?

Wahr! Wahr! mein Vater. Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.

Und doch widersprach ich dir all zu rasch; denn auch dieses Elend ist Wahnsinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten. Sind sie Gesetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines schadenfrohen Tyrannen, der sich Gelegenheit zu Strafen durch sie bereitet? Oder sind sie in dem wesentlichen Zwecke deines Daseins, in der höchsten Bestimmung deiner Natur gegründet?

Das Letzte; gewiß das Letzte! Sie sind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer selbst nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerstöre.

Nun denn! So ist die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtsein unser selbst, unsrer Bestimmungen, Verhältnisse, Kräfte. Und ihr Entgegengesetztes, das Laster? — Was wird es sein, als eine fortwährende Abwesenheit dieses Bewußtseins? als eine Verfinsterung der Seele, die dann ein lichtes,

schrecklicher Augenblick unterbricht? Frage auch nur das Urtheil der Welt. Sie gibt dem Laster Namen des Wahnsinns, von den erstern, leichtern Thorheiten an bis zu den letzten, wildesten Ausbrüchen der Wuth; und die Behandlung der einen Gattung von Rasenden ist, wie die Behandlung der andern. Sie verschließet sie, fesselt sie, züchtigt sie; oder wenn sie sie frei läßt, so wandeln die Elenden umher, gleich jenen unschädlichen, ruhigern Wahnsinnigen, die der feinere, edlere Mensch bejammert, und die der Pöbel verspottet. — Du stehst in Gedanken, mein Sohn?

O mein Vater! — Sie geben mir für das Laster einen Gesichtspunkt.

Sieh, das wünschte ich. Ich wünschte die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilsam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war so fruchtlos für uns, wie für sie; denn am Ende war unser ganzer Gewinn, daß wir ein menschliches Gefühl hatten; aber sage, welch ein Gefühl? Von jener demüthigenden, niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht besser ist nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freiheit, und unsre Kräfte finden ihr Spiel; wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts, aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles. Und so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meinst

du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist?

Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei Nacht; weniger vor dem offnen Feinde, als dem Meuchelmörder.

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung ein andre zur Seite: Was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken desselben mindert, das macht sie nach dem Einbruche größer. — Sich selbst als Urheber seines Elendes denken! selbst das Ziel seines Hasses, der Gegenstand seiner Verwüstungen sein! Wie grauenvoll, wie entsetzlich ist das! — Und dieses eingesehen, wozu soll deine Bemerkung uns führen? Daß wir sorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen? des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und so uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder das wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen sich der Pfad des Lebens hinschlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die ringsumgebenden Gefahren mit Wachsamkeit, mit Stärke der Seele rüsten? Komm auf die Bilder zurück, die dich so mächtig erschütterten. Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der schon die ersten Anlagen zum Wahnsinne, die ersten Anwandlungen der Wuth, in seinen trüben Anwesenheiten, in seinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in diesem Zustande eine Möglichkeit, dich zu retten, und fas-

ge: wird nicht alle Begehrungskraft deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

O Gott! — —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtsein unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Gränzen der Mäßigung rissen; wer mehrmal in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinne des Lasters, so viel näher, als andre Menschen.

Der Sohn verstand nur allzu wohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und mehr als Eine Ausschweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort, welche Mittel hat der Jüngling in seiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenschaften den Sieg zu sichern? — Eine Vernunft, die mit solchem Ansehn, solcher Uebermacht herrscht, daß auf ihren ersten Ruf alle Begierden schweigen, und sich ehrerbietig zurückziehen, ist sicher möglich, ist in den Besten und Edelsten

des

des Menschengeschlechts wirklich, aber sie ist Vorrecht des schon reifen, ausgebildeten Weisen, nicht des noch reifenden, in der Bildung noch begriffenen Jünglings. In diesem herrscht mit Uebermacht die Phantasie, die Empfindung; und das Beste, ja vielleicht Einzige, was er zu seiner Sicherung thun kann, ist: eben mit Phantasie und Empfindung seine Vernunft so zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinsten, zartesten Gefühlen des Herzens so zu verschlingen, und zu verketten, daß auf den ersten, nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all ihrer Stärke, all ihrem Feuer zu Hilfe kommen. Es gibt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtniß prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten; und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen; sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel sein wolle: — o! mein Sohn, das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes Leben haben! Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt; und der herzzereißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum letzten Male — beim Abschiede —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich ihm mit lauten Thränen in die Arme. Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Her-

gen den Eid, daß die Erinnerung dieses Tages ihn nie verlassen, daß sie ihm eine stete ehrwürdige Erweckung zur Tugend sein sollte; und dieser Eid bleibt ihm sein ganzes Lebenlang heilig. Oft, wann die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauste, erschien ihm plötzlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf der Wange; er hörte noch den sanften, schmelzenden Ton seiner Stimme; fühlte noch den warmen, liebevollen Druck seiner Hand: — und keine Leidenschaft, wie ungestüm sie auch war, vermochte etwas gegen die Kraft dieser Erinnerung.

Der

Der Edelknabe.

Personen:

Der Fürst.

Frau von Detmund.

Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.

Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.

Hauptmann von ***.

Der Direktor des fürstlichen Gymnasiums.

Ein Kammerdiener.

(Die Scene ein Vorzimmer.)

Erster

Erster Auftritt.

Der Fürst. (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel, auf dem Feldbette) Der Edelknabe. (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen und schläft)

Der Fürst. (erwachend) Das heißt geschlafen! — O Gottlob, daß es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und von Lärm ungeweckt. — (nach der Uhr sehend) Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es muß weiter sein. Ich habe länger gelegen. — (er ruft) Page! Page!

Der Edelknabe. (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück) He! He! —

Der Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Der Edelk. (wirft sich herum und murmelt) Ich bin ja nur jetzt — nur so eben — ich habe ja noch so wenig — —

Der Fürst. Das spricht doch! Wer wäre denn das? (indem er den Schirm von der Lampe zurückschlägt und hinsieht) Ach! ists möglich? Das Kind? Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Der Edelk. (ist aufgetaumelt, und reibt sich die Augen) Gnädiger Herr? —

Der Fürst. Komm, komm, Kleiner, ermuntere dich! zieh deine Uhr heraus! Meine ist mir abgelaufen.

Der Edelk. (hält sich an die Armlehne des Sessels und wankt) Wie? — wie, gnädigster Herr?

Der Fürst. (lachend) Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich möchte dich gleich so gemahlt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst du herausziehen. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

Der Edelk. (indem er langsam näher tritt) Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach! verzeihen Sie, ich habe keine.

Der Fürst. Du träumst noch. Was, wolltest du keine Uhr haben?

Der Edelk. Ich habe noch nie eine gehabt.

Der Fürst. Noch nie? Das ist viel! — Dein Vater schickt dich hieher, und gibt dir nicht einmal das Nothwendigste, das Einzige, was du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Der Edelk. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Der Fürst. Du hast keinen mehr? —

Der Edelk. Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen bin; ich habe ihn niemals gekannt.

Der Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch deine Mutter, dein Vormund —

Der Edelk. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich, so arm! Sie hat an mich ihr Letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; — aber (gähnend) er hat mir doch keine geschafft.

Der Fürst. Wer ist dein Vormund? —

Der Edelk. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Der Fürst. (lächelnd) Sehr wohl! Aber der Vettern gibts viele in der Welt. — Also, wer ist dein Vetter?

Der Edelk. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat heute die Wache.

Der Fürst. Ach ja! ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich dich erhalten habe. — (ihm das Licht gebend) Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Kabinett, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir die zur Rechten, und nimm dich in Acht mit dem Lichte.

Der Edelk (abgehend) Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst (allein)

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte, ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! Und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viele geschenkt; es wäre unrecht, wenn es ihnen auch die grösste gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter zurückschicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelk. (mit Uhr und Licht) Es ist um fünf, gnädigster Herr.

Der Fürst. Also bald Morgen! Ich dachte es. — (die Uhr ihm abnehmend) Aber ist denn das die Uhr, die ich dir sagte? die Uhr, die zur Rechten hing?

Der Edelk. Nicht? — Ich glaube doch.

Der Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest du deinen Vortheil verstanden, du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wol die einem Kinde nütze? — Oder hast du vielleicht deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Der Edelk. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Der Fürst. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links ist?

Der Edelk. (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht) Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Der Fürst. (die Hand auf seiner Schulter) Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses zu unterscheiden wissen, und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Aber fort soll er! Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht erziehen könnte! — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher sagen.

Fünfter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelk. Er kömmt, gnädigster Herr.

Der Fürst. Nun, wie stehts denn, wie ist's? — Du spricht ja mit einer so trübseligen Stimme! Bist du noch müde.

Der Edelk. Ach ja! — Ein wenig.

Der Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf dich immer wieder in deinen Sessel. — Ich bin ein Kind gewesen, wie du. Ich weiß, wie süß in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf dich hinein, sage ich. Ich erlaube es dir. (lachend, indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich es nicht? Er läßt sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (der sogleich wieder einschläft). Der Hauptmann.

Der Hauptmann. Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Treten Sie näher, Herr Hauptmann. Was dünkt Ihnen zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung?

Der Hauptm. (die Achsel zuckend) Er ist freilich zu klein.

Der Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten?

Der Hauptm. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Der Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Der Hauptm. (lächelnd) Je nun! Wenn Eure Durchlaucht nur selber schliefen. —

Der Fürst. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts, das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, daß er mir, sondern daß ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. — Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. Ist sie denn wirklich so arm?

Der Hauptm. (die Hand vor der Brust) Wirklich, wirklich, gnädigster Herr!

Der Fürst. Und geworden? Wodurch?

Der Hauptm. Durch eben den Krieg; wodurch Andere reich wurden. Frei von Schulden war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand. Alles ist abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und Boden gerissen; keine Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. Dazu kommen Prozesse, gnädigster Herr. Die sind hinter dem Krieg drein, wie die Pest hinter dem Hunger, und ehe sie aus werden, müssen Kinder uud Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie sind ihre Söhne versorgt; der jüngste ist hier bei Ew. Durchlaucht; der älteste ist Fähnrich unter der Garde. Sie hilft sich dann durch, wie sie kann.

Der Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Der Hauptm. Das errathen Ew. Durchlaucht. (kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es ansähe.

Der Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Der Hauptm. Leider! gnädigster Herr.

Der Fürst. (verächtlich) Leider? — Und kommen nie zu ihr hin? Ich verstehe; Herr Hauptmann. Sie würden sich ihres Elends nur schämen, oder wenn Sie sich rühren ließen, würden Sie Unkosten haben. — (der Hauptmann geräth in Verwirrung) Wie heißt Ihre Schwester?

Der Hauptm. Von Oetmund, gnädigster Herr.

Der Fürst (nachsinnend) Von Detmund! Von Detmund! — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Der Hauptm. Ganz recht, gnädigster Herr!

Der Fürst. Der gleich im ersten Feldzuge blieb?

Der Hauptm. Im ersten Feldzuge! Ganz recht, das war der Vater des Fähnrichs und dieses Kleinen. Es war ein rechtschaffener Mann. Er stieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Der Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann! — Ich erinnere mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Der Hauptm. (einen Schritt näher tretend) Was wünschten Ew. Durchlaucht?

Der Fürst. Die Bekanntschaft seiner Wittwe zu machen.

Der Hauptm. Das können Sie diesen Augenblick Sie ist hier.

Der Fürst. Sie ist hier? Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! Sobald sie auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehen, ich will ihr das Kind wieder zurückgeben.

Der Hauptm. (bittend) Gnädiger Herr!

Der Fürst. Doch braucht ihr das nicht gesagt zu werden. Gehn Sie! (der Hauptmann geht ab)

Siebenter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend).

Der Fürst. So arm geworden! Und durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen! — Gut, daß sie nur über ihn und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung. — (Aufstehend) Doch heraus! Es ist Tag. Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft) Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu sein, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die lautre Natur! (wieder umhergehend) Seine Mutter — Aber wahrhaftig, ich thäte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann wäre. Ich muß sie ausforschen, ich muß sie prüfen, und dann — dann ist's immer noch Zeit, meinen Entschluß zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteht) Was ist das? Ein Brief, wie es scheint. — (er nimmt es und lies't die Unterschrift) „Deine ewig getreue Mutter, von Detmund.“ Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — Ich wünschte sehr ihren Geist und ihr Herz zu kennen. Ge-

gen

gen das Kind wird sie sich nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

So viel Mühe dir noch das Schreiben macht, so hast du doch meiner Bitte dich erinnert, und mir sogar mehr geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin deine Liebe, und ich umarme dich dafür. Du schreibst mir, daß du nun dem Fürsten vorgestellt worden; daß er die Gnade gehabt, dich anzunehmen; daß er der beste, der freundlichste Herr sei, und daß du ihn von deinem ganzen Herzen liebest.“ —

(Den Knaben ansehend) Nein, wirklich? Das schreibst du, Kleiner? — Nun, so ist's ja wohl Pflicht, daß ich dich wieder liebe, daß ich dir's zu beweisen suche.

„Du hast das wohl Ursache, mein Kind! Denn ohne seinen Beistand, was würde wohl in der Welt dein Schicksal sein? Du bist nicht allein eine vaterlose, sondern, wenn schon deine Mutter noch lebt, auch eine mutterlose Waise; denn mich hat das Glück außer Stand gesetzt, meine Pflicht an dir zu erfüllen. Das war immer mein größtes, mein schwerstes Leiden. Bei jedem Unfall, der mich betraf, blieb ich standhaft, so lange ich nur an mich dachte; die Thränen kamen erst dann, wenn ich auf dich sah.“ —

Viel Zärtlichkeit, viel Gefühl, wie es scheint, — und wenn sie eine eben so gute Frau ist, als Mutter' — Doch warum nicht? — Gewiß! Gewiß!

„So gern ich nun wollte, so kann ich dich nicht selbst den Weg zur Glückseligkeit führen. Ich muß hier in der Entfernung stehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe gibt, will ich dir nachrufen, so lange ich dich erreichen kann, und will dich bitten, daß du die rechte Straße gehest. — Liebstes Kind, mit dem Gehorsame, den du mir stets erwiesen hast, trage diesen Brief immer bei dir!“

(Einen Blick auf den Knaben) Er war gehorsam, er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn du deine Pflicht übertreten, wenn du die Ermahnungen brechen willst, die ich noch mit dem letzten Abschiedskusse, mit den letzten Thränen dir zurief, — o dann, mein Kind! dann erinnere dich dieses Briefes, und überlies ihn! Erinnere dich einer Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine andere Freude kennt, als die Hoffnung, die du ihr gibst!“

Keine sonst? Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnre dich, daß du sie vor Kummer in's Grab bringen, daß du eben das Herz durchbohren würdest, das dich auf Erden am meisten liebt.“

Sie fühlt seine Gefahr. Sie hat sehr Recht; denn er ist in Gefahr. Und konnte sie's dennoch wagen, konnte den Entschluß fassen? —

„Ich schreibe das nicht aus Mißtrauen zu dir; dein Betragen hat mir keine Ursache dazu gegeben. Nein, mein Kind! du hast meine Thränen um deinen Bru-

der

der gesehen; du wirst mir den Kummer nicht machen, den er mir machte.“

Also der ältere, der Fähnrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warst immer gut, immer gehorsam, immer kindlich gesinnt; dieses Zeugniß gebe ich dir mit Freudenthränen. Fahre so fort, wie du anfingst, und werde ein rechtschaffner Mann; dann hast du keine arme und unglückliche Mutter mehr, du hast eine reiche uud glückliche Mutter.“

Sehr wohl! Sie gefällt mir. Das Unglück, scheints, hat sie erhoben, statt sie niederzudrücken.

„Zu Ende deines Briefes schreibst du, daß alle deine Mitpagen Uhren hätten. Ich merke dirs an, wie sehr auch du eine zu haben wünschest; aber du brichst davon ab, und unterdrückst deinen Wunsch. Eben um dieser Bescheidenheit willen geht mirs ans Herz, daß ich ihn nicht soll erfüllen können. Aber vergib mir, mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt sich die Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu gehn; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch habe. Doch laß auch diese Ausgabe nur überstanden sein, und ich will mich aufs Aeußerste einschränken; ich will mir Alles versagen, um, wo möglich, deinen Wunsch zu befriedigen. Was nur immer in meinen Kräften ist, das will ich für meinen Liebling thun, damit es ihr nie an

Er-

Ermunterung zur Tugend und zum Gehorsame fehle. — Ich sehe dich nun wieder, und bin ꝛc.“ —

Vortreffliche Frau: Ich will den Brief meiner Gemahlinn zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte) Wie süß er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, gibt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (er nimmt ihn bei der Hand) Kleiner! — Kleiner! — (der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weit offnen Augen an; der Fürst ihn wieder) Sehr drollig, beim Himmel! Komm, ermuntere dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf.

Der Edelk. (langsam aufstehend) Ja, gnädigster Herr!

Der Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein Kabinett. (der Knabe geht) Lösch die Lampe aus, wirf die Thüren zu! (er löscht die Lampe aus, wirft die Thüren zu) Nun geh nach dem, wo die Uhren hingen. Hübsch schnell! Nein! nein! nach jenem dort gegenüber. Geschwind! — Komm wieder hieher. Komm zurück. — Bist du nun munter?

Der Edelk. Ach ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Sage mir doch — denn ich halte dich für einen fleißigen und geschickten Knaben — kannst du schon Briefe schreiben?

Der

Der Edelk. O ja, wenn ich will. Schon ganzer zwei hab ich geschrieben.

Der Fürst. Und diese zwei — an deine Mutter vermuthlich.

Der Edelk. (sehr freundlich) An meine Mutter, gnädigster Herr!

Der Fürst. Die Freude funkelt dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, deine Mutter?

Der Edelk. (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden Händen) Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Der Fürst. Das werde ich, Kleiner.

Der Edelk. Sie ist so liebreich, so gut —

Der Fürst. Dann wollt ich aber nur wünschen, daß sie so gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der beste sein, aber du —

Der Edelk. (den Kopf schüttelnd) Ach, der Fähnrich, der Fähnrich!

Der Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Der Edelk. Je nun, gnädigster Herr! — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenns der Oberste erführe — (im Vertrauen) o das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberste.

Der Fürst. (die Hand erhebend) Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen? Was hats denn gegeben?

Der Edelk. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was. So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt; daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. (ganz nahe an ihn herantretend, unt leise) Er hätte, sagte sie, unglücklich werden, er hätte vom Dienste kommen können.

Der Fürst. Vom Dienste? Ei, wie das?

Der Edelk. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Der Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Der Edelk. Man hats mir selbst nicht gesagt.

Der Fürst (lachend) Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf dich zu kommen, du hattest vorhin keine Uhr. Hast du wohl deiner Mutter um eine geschrieben?

Der Edelk. Ein einzigesmal, aber nicht wieder.

Der Fürst. Ich merk es. — Ganz gewiß hat sie dir einen Verweis gegeben?

Der Edelk. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu ersparen, und sie behilft sich schon elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Der Fürst. Das muß dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter keine neue Sorgen machen; er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr — wenns nur um eine Uhr zu thun ist, die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. (indem er eine

Börse herauszieht) Sieh hier, kleiner Moritz! Da hätt ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her deine Hand! (der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt)

Der Edelk. Sollen sie mein sein, gnädigster Herr?

Der Fürst. Dein? Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du mit dem Gelde?

Der Edelk. (freudig) Könnt ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Der Fürst. O ja, eine rechte schöne, in meinem Lande gemacht, und London drauf geschrieben; aber — wenn wirs beim Lichte betrachten — du brauchst keine Uhr. Ich selbst hab ja Uhren genug. (indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht) Wär ich, wie du, da wüßt ich schon, was ich thäte; ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch, wie du willst, wie du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleibst hier, bis ich wieder komme.

Der Edelk. (ihm nach) Gnädigster Herr!

Der Fürst. Was ist? Was beliebt?

Der Edelk. Meine Mutter ist hier. Sie fährt diesen Morgen wieder zurück, und ich möchte so gern noch von ihr Abschied nehmen. — (liebkosend) Darf ich? Erlauben Sie mirs?

Der Fürst. Nein, guter Kleiner! Dießmal soll deine Mutter hieher kommen; sie soll zu dir kommen. (er geht ab)

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hieher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an! Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (er zählt leise weiter bis zwölfe). Zwölf Dukaten zu einer Uhr? O Himmel, wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüßte schon, was er thäte, wenn er, wie ich, wäre? Was denn? Ih! er, er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat, er weiß viel, wies einem andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn sollte seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiß dacht er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Dukaten! (indem er sie ansieht) Das ist freilich viel Geld! gewaltig viel Geld! Wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust) Ach, eine Uhr, eine Uhr! (und indem er die Hände wieder sinken läßt) Aber auch eine Mutter, eine so gute Mutter! — Sie war gestern so niedergeschlagen, sie sah so blaß aus, so krank; ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär auf einmal geholfen. — Soll ichs denn thun? Soll ichs ihr geben? — (entschlossen) O ja, O ja! — Aber bald muß sie kommen, denn sonst gereuts mich wieder. Die Uhr

liegt mir zu sehr am Herzen. — (den Zeigefinger an die Lippen) Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau v. Detmund. Der Hauptmann.

Der Edelk. (ihr entgegen) Liebe Mama!

Frau v. Detmund. (sich schüchtern umsehend, und ohne auf das Kind zu achten) Ich weiß nicht; ich bin so unruhig, mein Bruder! — Wenn ich nur erst seine Absicht wüßte, wenn ich nur gleich vorher wüßte! —

Der Hauptm. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind gibt er dir wieder. — (indem sie erschrocken auf den Knaben sieht, der mit großer Freündlichkeit ihre Hand küßt) Es war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daß du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? Die andern Edelknaben — die werden groß, und gehen in Dienst; aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben; den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgesäugt hast; der wird in seinem Leben nicht wachsen.

Frau v. Detm. (schmerzlich) Mein Bruder! —

Der Hauptm. Kurz! wenn ja der Fürst auf dich hört, so laß dich nur nicht auf das Kind ein, das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähnrichs zu

Gute;

Gute; der hat doch noch Wachsthum! der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau v. Detm. Wie sagst du? Wegen des Fähnrichs? —

Der Hauptm. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau v. Detm. Ich erschrecke. Sollte er erfahren haben?

Der Hauptm. (immer noch kalt) Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt) Und wenn er nun hätte; was meinst du? Wenn er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen; daß er Gelder untergeschlagen; daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend) O bei Gott! er bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um deine Kinder bekümmert, nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder; — (er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um) in meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau v. Detmund. Der Edelknabe.

Der Edelk. (da er ihre Unruhe sieht) Der Vetter ist immer böse! — Lassen sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama.

Frau v. Detm. Ach schweig, Kind! Du weißt nicht — —

Der Edelk. Ei ja! ich weiß mehr, als der Vetter. — Der ist gar nicht so, wie er sagt; er thut gewiß keinem Menschen Uebels; er hat mich nur eben beschenkt. — (ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend) Sehn Sie nur; sehn Sie, das hat er mir geschenkt.

Frau v. Detm. (bestürzt) Ist es möglich? Der Fürst — —

Der Edelk. (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält) Aus einem großen, großen Beutel voll Geld! Eben jetzt, eh Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama? wenn der wolite, der hat —

Frau v. Detm. Aber wie? Ich begreife nicht. — Er mußte doch eine Ursache, eine Veranlassung haben —

Der Edelk. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mocht er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heute Morgen — (indem er zum Kabinett läuft, und den einen Flügel öffnet) sehn Sie nur hier, er lag hier auf dem Bette — — da rief er mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehen; und da — weil ich nun da keine hatte —

Frau v. Detm. So gab er dir dieß?

Der Edelk. So gab er mirs, daß ich mir eine schaffen sollte. (das Geld wieder hinzeigend) Zwölf Dukaten, liebe Mama!

Frau v. Detm. Sieh mich an! Darf ichs glauben?

Der Edelk. Gewiß, gewiß! Glauben Sies immer! — Aber die Uhr thut mir nicht Noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend) Stecken Sie ein, nehmen Sie hin,

Frau v. Detm. (gerührt) Wie, mein Kind? — Wie?

Der Edelk. Es geht mir so nahe, daß ich Sie immer weinen sehe. — O! ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel, da sollten Sie nie wieder weinen. — Alles, alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau v. Detm. (sich über ihn bückend) Wolltest du das?

Der Edelk. Und ach! da sollten Sie so vergnügt sein, so glücklich!

Frau v. Detm. (ihn küssend) Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend) O! du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über die Freude an ihrem Kinde vergißt.

Der Edelk (wieder nach ihrer Hand greifend) Sie nehmens doch aber? Nehmens Sie ja, liebe Mama!

Frau v. Detm. Ich will es nehmen. Ich darf dich nicht selbst kaufen lassen, denn du würdest betrogen werden. Ich will für dich kaufen, mein Kind.

Der Edelk. Für mich? Eine Uhr?

Frau v. Detm. Du wirst hier bleiben: da brauchst du eine.

Der Edelk. Ach nicht doch, nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau v. Detm. Und hat dir doch eine geschenkt?

Der Edelk. Wirklich, wirklich! er hats gesagt.

Frau v. Detm. Du betriegst mich, mein Kind; du redest die Unwahrheit, und das sollst du nie, auch nicht aus Liebe zu deiner Mutter.

Der Edelk. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollte ich, daß der Fürst nur da wäre, daß er nur käme! — (sich umsehend) Er kömmt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Der Edelk. (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen) Nicht wahr, gnädigster Herr, Sie haben mir Zwölf Dukaten zu einer Uhr geschenkt?

Der Fürst. (lachend) Das habe ich, Kleiner.

Der Edelk. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Der Fürst. Ja wohl! Das habe ich gesagt.

Der Edelk. (schnell herum) Nun, Mama? Nun?

Frau v. Detm. (in Verlegenheit) Mein Kind! — (laut) O verzeihen Ihre Durchlaucht, verzeihen Sie der Einfalt meines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt.

Der Fürst. Verzeihen, Madame? Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur! — Immer sprich, Kleiner! Was wars? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Der Edelk. (halb ärgerlich) Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Der Fürst. Was hör ich? Nicht nehmen? — Also hast du wol gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? Ich will nicht hoffen!

Der Edelk. (betreten) Gnädigster Herr! —

Der Fürst. In der That, das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du es gethan?

Der Edelk. sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt) Sie ist so arm, gnädigste Herr!

Der Fürst. Du guter Knabe! (ihm unters Kinn greifend) Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? O wahrhaftig! dann wär es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. — (indem er seine eigene hervorzieht) Aber sieh! Und wenn ich nur diese

einzige hätte — zur Belohnung deiner kindlichen Zärtlichkeit sollte sie dennoch dein sein. (er gibt ihm die Uhr)

Der Edelk. (freudig zugreifend) Ach, gnädigster Herr! Ist sie im Gange?

Der Fürst. Sei ruhig! in vollem Gange. (indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen) Aber wenn mans bedenkt, ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie du, sollten reicher sein, da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm, steck die Uhr ein, geschwind! Und weil du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm, da sind für zwölf Dukaten ihrer hundert.

Der Edelk. (erstaunt ihn ansehend) Ach, gnädigster Herr!

Der Fürst. Du bedenkst dich? So nimm doch!

Der Edelk. Beutel und Alles? (im Begriff es zurückgeben) Das ist ja wirklich zu viel.

Der Fürst. Wenns für dich wäre, schon recht! — Aber ich gab es dir, daß du es anlegen solltest. Und wer meinst du wol, der es gebrauchen könnte?

Der Edelk. Gebrauchen? (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend) Da, liebe Mama!

Frau v. Detm. (sich ihm nähernd) Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt, das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man Andern noch keine Dienste leisten kann, worin man selbst ihrer noch braucht; und kurz! — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff ich. — Sie schweigen?

Frau v. Detm. (vor sich niedersehend) Ich habe Unrecht, Ihre Durchlaucht. —

Der Fürst. Wie so? Worin?

Frau. v. Detm. Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. — (ihm näher tretend, und in die Augen sehend) Ja, Ihre Durchlaucht, ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen. Und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt, wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogene Kind verstoßen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb! O verzethen Sie meiner Schwachheit!

Der Edelk. Sie weint? — (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr! Der

Der Fürst. Nun, wenn auch du kömmst! — Was ists?

Der Edelk (bittend) Sie werden mich doch nicht verstoßen? —

Der Fürst. Nicht? meinst du nicht, Nun wohlan denn! lim deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame, (verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — doch nein! das wird sobald keine Gefahr haben.

Frau v. Detm. (äußerst aufmerksam) Seine Unschuld, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. (wie vorhin) Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sies gut sein, Madame.

Frau v. Detm. (verlegen) Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — dürft ich wol um die Gnade einer Erklärung bitten?

Der Fürst. (immer verstellt) Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt, und vielleicht, vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — doch Sie sehen, das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wirs wagen.

Frau v. Detm. (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend) Nein, gnädigster Herr!

Der Fürst. (wie beleidigt) Nicht? — Wie Sies für gut befinden, Madame.

Frau v. Detm. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Der Fürst. Aber bedenken Sie doch —

Frau v. Detm. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich es nur rette — ob ich es nackend rette! —

Der Fürst. Ohne Vermögen, ohne Unterricht, ohne Erziehung? — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau v. Detm. Was Gott will! Mir soll es gleich sein. — Kann er seinen Stand nicht behaupten, so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben.

Der Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen Alles, was ich nur für Sie thun kann. — (ihr näher und mit Wärme) Wie soll ich helfen? Wie soll ich Ihre Umstände bessern? Reden Sie, fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau v. Detm. (äußerst verwirrt und gerührt) O Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? Ihr Gut? —

Frau v. Detm. Ist durchaus nicht zu retten.

Der Fürst. So groß ist die Schuld? Aber Sie

haben

haben Prozesse, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Frau v. Detm. Keine, gnädigster Herr, außer der Eine, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; es hat sich zerschlagen.

Der Fürst. Desto besser! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Recht kommen; ich haf-te dafür. — Nehmen Sie überdieß noch 100 Louisd'or zum Jahrgelde an; das wird Sie, hoff ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau v. Detm. (sich niederwerfend) So viel Gnade! Kann ich sie je —

Der Fürst. (hält sich zurück) Was soll das? Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätze. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau v. Detm. Wie könnte ich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Und du, Kleiner, gingest du wol gern mit deiner Mutter?

Der Edelk. (die Uhr in der Hand) Mit meiner Mutter? O ja!

Der Fürst. Aber ich weiß doch, du liebst mich. Du bleibst auch wol gern hier bei mir?

Der Edelk. Sehr gern, gnädigster Herr.

Der Fürst. Nun denn, wenn das ist! — Schickte ich dich fort, so hätt ich dich doch immer verstoßen; und du hast mich ja so dringend gebeten, dich nicht zu verstoßen. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn auch schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Frau v. Detm. Gütiger Gott! — (indem sie sich in den Sessel wirft) Was war das?

Der Edelk. (fröhlich um sie herum) Nun, nun? Ists nun recht, ists nun gut?

Frau v. Detm. (ihn zärtlich an sich ziehend) O liebstes Kind! —

Der Edelk. Aber Sie freuen sich ja nicht, Sie müssen sich freuen, liebe Mama.

Frau v. Detm. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorsicht; an den tödtlichen Kummer, den ich fühlte, da

du

du zur Welt kamst. Es war in eben der Stunde, fast unmittelbar auf den Augenblick, als ich den Tod deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich dich an! Mit welchem Schmerz, dich geboren zu haben! (indem sie ihn küßt, und die Arme um ihn herumschlägt) Und warst du der, der mir helfen; der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts, nichts, als Gewißheit von deinem Bruder, dann bin ich glücklich.

Der Edelk. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau v. Detm. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte —

Der Edelk. Ach wenn auch! Es hat nichts zu bedeuten. — Sie sehen wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau v. Detm. Gegen uns, mein Kind, — weil wir unschuldig sind.

Der Edelk. Und er hat mir versprochen, es sollte geheim bleiben, der Oberste sollte nichts davon wissen.

Frau v. Detm. (auffahrend) Was? Dir versprochen?

Der Edelk. Ganz gewiß, ganz gewiß! Daß Sie sich also deswegen nicht ängstigen!

Frau v. Detm. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Der Edelk. (indem er Unrath merkt) Ach nicht viel!

viel! Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt ich doch nicht die Unwahrheit reden. Das haben Sie mir verboten.

Frau v. Detm. (ängstlich) Aber, Kind, liebstes Kind! — Konnnte denn deine Einfalt —

Der Edelk. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau v. Detm. Ob ichs bin, ob ich unruhig bin? Wenn er nun weiter fragt? wenn er erfährt? — O! du kannst mich, deinen Bruder, uns alle ins Unglück bringen.

Der Edelk. (im Begriff zu weinen) Ins Unglück bringen?

Frau v. Detm. Ach! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend, und ihm zuredend) Sei nur still, nur ruhig! — Thränen würden übel nur ärger machen. Sei ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähnrich und der Hauptmann.

Der Fürst. Nur herein, nur mir nach, meine Herren. — (zum Fähnrich) Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Der Fähnrich. (sich tief verbeugend) Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Eine große Empfehlung! Sie hatte

einen

einen sehr rechtschaffenen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben sich, seiner würdig zu seyn?

Der Fähnrich. (wie vorhin) Ich thue nur meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Dann thun Sie alles. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. — Da, Herr Fähnrich, da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr achtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen, und um sie hier ganz beisammen zu sehn —

Der Fähnrich. (sich immer verbeugend) Ew. Durchlaucht haben viel Gnade.

Der Fürst. Doch wol nicht mehr, als ich sollte?

Der Fähnrich. Ew. Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Der Fürst. Wirklich, es fehlt nur an der Ueberzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wol steht —

Der Fähnrich. O Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Ja, ja! die zeigt entweder ein sehr edles, oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein! das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben! — Was meinen Sie, das sich thun ließe, Herr Fähnrich? — Ein Schritt weiter brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen?

Der Fähnrich. (die Hände reibend) Freilich, Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Aber, wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften, wie da? — Eine Compagnie? Kapitän, das ist doch immer das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah im Gesichte! — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt) was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Der Hauptm. (etwas betreten) Ich? Was ich denke? —

Der Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Der Hauptm. O nein! Eher Gutes, Ihre Durchlaucht. — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Der Fürst. (mit Beifall auf den Fähnrich sehend) Doch, in der That?

Der Hauptm. Und da er auch ziemlich gewachsen ist —

Der Fürst. Nun ja wol! da ist er der gemachteste Mensch von der Welt; das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten, Herr Hauptmann? Ich muß mich schämen, daß ich nach so einer Kleinigkeit frage; — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Der Hauptm. Je nun — (lächelnd) dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt; aber — wie Ew, Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Der

Der Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugnisse, Madame. — (nach einer Pause) Gar nichts?

Frau v. Detm. Was sollte ich sagen?

Der Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit.

Frau v. Detm. Und kann ich das, Ihre Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte, würden Sie wollen, daß ich ihn in seiner Gegenwart lobte? oder wenn ich ihn tadeln müßte, daß ich ihn in der Gegenwart dessen tadelte, der sein Schicksal in der Gewalt hat?

Der Fürst. (lächelnd) Vortrefflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundre Sie ganz. — (ernsthaft) Ein jeder, mein Herr Fähnrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Offizier befördern will, so fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Der Fähnrich. (erschrocken) Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie Ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheidneres Betragen hätte Alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit! — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie Ihres, so frech ist? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichtswürdig er

gegen die gütigste Mutter gehandelt, und der dennoch — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihretwillen, Madame — um der Art willen, wie ichs erfahren habe; um der Größe des Vergehens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. — Aber, Herr Hauptmann (in seinem strengsten Tone) sobald wieder das Allergeringste vorfällt, gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mirs in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen; und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (besonders zur Frau v. Detmund) Daß Sie ihm nie womit aushelfen, nie, auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit, auch nicht unter dem Namen eines Geschenks, durchaus nicht! — Er kann von seinem Gehalte leben, und mag sich einschränken lernen. — (eine Bewegung mit der Hand) Fort, in die Wache, Herr Fähnrich! —

(die beiden Offiziere treten ab).

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Fürst. (sie ansehend) Nun? — Sie sind niedergeschlagen, Madame?

Frau

Frau v. Detm. (bescheiden) Ich bin Mutter, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie nur ja nicht zu kränken?

Frau v. Detm. Wie falsch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Der Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn fürs erste der Gnade würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem Einen Beweggrund zur Besserung ist, wird bei dem Andern Einladung zu größern Verbrechen. — Sorgen Sie nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maße werde ich gütiger werden. — (sich gegen den Edelknaben wendend) Was den Kleinen betrifft — Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau v. Detm. Nein, Ihre Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die großmüthigsten seyn. — So sehr ich immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrte.

Der Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloß um dem Staate einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um me-

nem Sohne einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb — — bloß deswegen —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Der Kammerd. Der Direktor, Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Schon da? Laßt ihn vorkommen. (der Kammerdiener geht ab) Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Direktor.

Der Direktor. (sich verbeugend, und mit der Stimme zitternd) Auf Ew. Durchlaucht höchsten Befehl —

Der Fürst. Näher her, Herr Direktor! Mit Männern, wie Sie, muß man nicht bloß von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt; man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Der Direkt. (äußerst verwirrt) Mich, Ihro Durchlaucht?

Der Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobes überzeugt. Ich habe Ihr Buch von

der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Der Direkt. (zitternd) Ich? — Nichts, das — gar nichts, das — —

Der Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen.

Der Direkt. Nein — Ja, Ihro Durchlaucht!

Der Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab ichs getroffen?

Der Direkt. (erschrocken zurücktretend) Gütiger Gott! — Könnt ich so kühn seyn? —

Der Fürst. Nun, nun! das wäre so kühn eben nicht. Allzu viel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Der Direkt. (stotternd) Weil — weil — weil es zu unvollkommen, zu unwürdig ist —

Der Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. Ich wollte schon sagen, daß Ihr Buch ganz vortrefflich wäre; daß es viel Wissenschaft, viel Kenntniß des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz?

Der Direkt. Die hohe Gnade — die hohe Ehre —

Der Fürst. (nach einigem Stillschweigen) Lieber Herr Direktor, Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?

Der Direkt. (ehrerbietig zurückweichend) Ja, Ihro Durchlaucht!

Der Fürst. (wieder gütig, indem er ihm näher tritt) Nun, was thut das? Ich bin ja auch einer. Schämen Sie sich darum nur nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt, das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Der Direkt. Einigermaßen; von Ansehen.

Der Fürst. Nicht näher?

Der Direkt. Nein, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das Bißchen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte, so war das Uebrige seines Gehirns eben nicht viel; aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben, darin war er der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Direktor! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — unerträglich. — Um zur Sache zu kommen: was macht die vornehmste adelige Pension auf dem Gymnasium?

Der Direkt. Die vornehmste? Das ist verschieden, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Aber so im Ganzen, so ungefähr?

Der Direkt. Ungefähr? Zwischen drei- und vierhundert.

Der Fürst. Was es sei! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will; und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werden will, daß ich ihn

nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Der Direkt. Die Lehrer, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Wackere Männer vielleicht! Aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Direktor, kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen. Würden sie wol, wenn ich Sie, bäte — —

Der Direkt. (beschämt) Ihro Durchlaucht!

Der Fürst. Würden Sie wol die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Der Direkt. Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Nein! als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sies gern, würden Sies mit Vergnügen thun?

Der Direkt. (sich verbeugend) Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Der Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür erweise. (zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt) Komm her, Kleiner, komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich dich führe. Hättest du wol Vertrauen zu diesem Manne? möchtest du wol mit ihm gehen, und bei ihm leben?

Der Edelk. (den Direktor einen Augenblick ansehend) O ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Aber dann mußt du auch wissen, was dieser Mann dir ins künftige seyn wird: dein größter Wohlthäter, dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er je über dich klagte —

Der Edelk. Nein, nein! Das soll er nicht, gnädigster Herr.

Der Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daß ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin. — Also, wenn er über dich klagte —

Der Edelk. (zum Direktor, dem er ehrerbietig die Hand küßt) Das sollen Sie nie, Herr Direktor.

Der Fürst. (zum Direktor) Wie gefällt Ihnen das Kind?

Der Direkt. (gerührt) O Ihro Durchlaucht! — Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigner Sohn ist. —

Der Fürst. So könnte er denn mit Ihnen gehen. — Sind Sie es zufrieden, Madame?

Frau v. Detm. (mit inniger Rührung) Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Der Fürst. Nun, so geh denn, so geh! (die Hand auf seinen Kopf legend) Werde ein rechtschaffner, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrifft, — da sei du froh und getrost! Es soll dir niemals an etwas gebrechen. (ihn ansehend) Nun, Kleiner? Warum so wehmüthig?

Der Edelk. (sich tief verbeugend, und nach seiner Hand greifend) Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Der Fürst. (mit Rührung) Ist es das? (ihn aufhebend und küssend) Und auch du, lebe wohl! auch du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Direktor. — Und Sie, Madame, gehen Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt.

Frau v. Detm. (sich niederwerfend, mit Feuer) Kann ich gehen, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau v. Detm. Kann ich gehen, ehe ich mein Herz — —

Der Fürst. (sie aufhebend) Nein, sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Mensch vor mich kniee.

Frau v. Detm. Nun denn, ich gehorche, und gehe! (die Hand erhebend) Aber vor Gott will ich knien, und will ihn bitten, daß er ewig den großmüthigsten Fürsten segne.

Der Fürst. (einige Schritte nach, und gnädig) Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich, Madame!

Siebenzehnter Auftritt.

Der Fürst (allein, indem er sich umsieht)

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Verenügen mache? — Doch welches? Das größte habe ich nun einmal gehabt. — Nein! arbeiten, arbeiten will ich. Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir! —

Der Bettelstolze.

Unser alter Ahnherr mit Griechischem Bart und Mantel pflegte alles gar genau zu nehmen. Man sieht unter den gemeinen Gemählden, die aus seinem Kabinette gerettet sind, Kerle, wo man anfangs schwören sollte, ihre Kappen wären einander ähnlich; aber wenn man näher hinzutritt, so sieht man doch, daß es alles anders ist. Er läßt drei unter ihnen schwatzen und klatschen, und alle plaudern anders; eben so viele treibt die Habsucht um, und alle treibt sie anders. Er unterscheidet den Hochmüthigen oder Stolzen von dem Prahler, und diesen wieder von dem Bettelstolzen; und auch darin können wir ihm unsern geringen Beifall nicht versagen, sondern werden vielmehr sein Geleise betreten. Beim erstern liegt der unterscheidende Zug in der sichtbaren Verachtung und Verwerfung Anderer; er beleidigt offenbar; der andere will nur gern seyn, was er nicht ist, und zu haben scheinen, was er nicht hat, darum lügt er; der letztere verspricht sich von Kleinigkeiten, die er zur Schau trägt, einen Ruhm und Ruf des Reichen und Vornehmen.

Armuth oder Schrupperei arbeiten hier dem Verlangen, etwas vorzustellen, entgegen. Es ist das kümmerliche Aufflattern eines Vogels, dem die Flügel verschnitten sind.

Solche Leute wandeln mit allen ihren Geschäften und Habseligkeiten recht eigentlich im Lichte. Sie zählen das Geld im Fenster; und dahin setzen sie auch gern ihr Silberzeug, Porzellan, und andere Dinge, die etwas zu bedeuten haben. Man muß sehen, daß sie delikat gegessen haben, denn sie werfen die Ueberbleibsel und Schalen davon jederzeit auf die Straße. Man erfährts bald, daß sie selbst traktiren, oder in Gesellschaft gehen, oder schon wieder verreisen müssen, denn sie werden entweder eine Kleinigkeit borgen, oder sonst unter einem Vorwande in unsere Häuser schicken, und dann bleibt der Zusatz nie vergessen: sie müßten heute oder morgen u. s. w. Aus eben dieser Absicht wollen sie oft etwas von uns wissen und genau erfahren, oft Dinge, die sie selbst wissen müssen, oder in öffentlichen Nachrichten finden könnten; man soll nämlich hiervon weiter auf ihre Geschäfte, ihre große Einnahme und Ausgabe, ihren Aufwand, vornehme Bekanntschaft u. s. w. schließen. Sie ziehen wol gar mit dem Schnupftuche heraus, verlieren ungern, oder legen sonst an Oertern hin, wo wir leicht finden, und dann daraus sehen können, was wir daraus sehen sollen.

Dieser Orden ist ungemein groß, und ich entsinne mich nicht leicht, auf einer Straße gewohnt zu haben, wo ich nicht mit Gewißheit einige davon hätte zählen sollen. Ein kleiner Allerleihändler, den ich kenne, ist ein Kabinettstück dieser Art. Wie das Huhn das Ei aus-

ruft,

ruft, so ruft er, mit der Feder hinter dem Ohre, seine Verkäufe aus. „Sie tragen mir noch Alles aus dem Hause, Herr Gevatter,“ schreit er dem Schuster gegenüber zu, wann er einen Bauer mit etwas Vorrath abgefertigt hat; oder: „schon wieder etwas in alle Welt; schon wieder um 5 Thaler reicher; schon wieder ein hübsch Geschäft gemacht; schon wieder im Ganzen!“ Zieht er selbst Fracht ein, so ists gleichfalls seine Sorge, die Schwere und Wichtigkeit der Ladung Allen, die es hören wollen, anzugeben. Ueberlaut ruft er den Schrötern und Fuhrleuten zu: „in Acht genommen! es kostet nicht mehr, als fünf Louisd'or! das ist ein kostbar Stück; zwanzig Thaler liegen im Dreck, wenn ihrs fallen laßt; das heiß ich Vorrath! aber auch ein schönes Geldchen dafür! je nun! wenn mans nur hat, und Zahlung leisten kann.“ Alles im ganzen Hause ist zu dieser Großsprecherei abgerichtet. Er ist kaum einige Schritte über den Weg, so ruft er etwas von Geldzählen, Geldpacken u. s. w., wozu er gewiß schon hinlänglich Ordre gegeben hatte, nochmal laut ins Haus zurück, oder läßt sich etwas Bedeutendes nachrufen, und antwortet darauf so laut und bedeutend: „freilich Alles in Golde, und richtig nach dem Passirgewichte! ihr könnt von den doppelten nehmen, und auf dem Tische liegt auch noch Münze eingesiegelt.“ Eben so läßt er sich gern in Gesellschaften hinausrufen, und antwortet alsdann in der Thür, damit die Anwesenden erfahren, was für Sorge,

Mühe, Rede und Arbeit man immer hat, wenn man reich ist. Alles geschieht mit Geräusch und Getöse; und um dieses gehörigen Orts anzubringen, sind Frau, Kinder und Magd nach geheimer Kabinetsordre angestellt, oder haben des Herrn Natur und Absichten so prächtig errathen, daß ein jedes mit Laufen, Rennen, Schreien, Umrufen und Verkündigen das Seinige thut. Was es ihm gekostet hat, sein dreifaches, breites Haus bewerfen und anmahlen zu lassen, weiß ich genau, denn er hat es jedem Vorübergehenden erzählt, und ich bin, wie billig, über die Summe erstaunt. Er hats dadurch jedem Fremden bekannt gemacht. „Sie können nicht fehlen, heißts mitten auf der Straße, das schöne, große, neue Haus, wo der kostbare Mohr mit der Tabakspfeife angemahlt ist.“ Diese Woche hat er den Beutel nicht viel zumachen dürfen, denn da hat er Christgeschenke gegeben, und eingekauft; wo man freilich weiß, daß viel da ist, da will alles was haben. Und morgen ist Weihnachten, da wird das ganze Haus mit seinem heiligen Christ in die Kirche ziehen, ein Kind mit einem Muff, das andere mit einem Fächer, das dritte mit einem Regenschirm, dann seine Frau auch mit einem Neuen oder mit einer Neuen, das auch vielleicht im Sommer zu tragen ist, das mancher an ihr noch nicht gesehn hat, und endlich er mit einer stattlichen Tressenweste, und einem Paar schönen Handschuhen, oder einer Pudelmütze, womit ihm seine Frau eine heimliche Freude gemacht hat. Zwölf

Kuchen

Kuchen hat er heute für das bevorstehende Fest backen lassen; das habe ich mit leichter Mühe erfahren, denn er ließ sie alle zwölfe auf einmal aus dem Backhause tragen, trat vor die Thür, um sie zu zählen, und machte bei jedem einen Strich mit Kreide an die Thür.

Ich habe nie bei diesem Manne gespeist, oder sonst das Innere seines Hauswesens zu betrachten Gelegenheit gehabt; aber ich wette darauf, er wirds in seiner Art nicht anders machen, als ich es in andern Häusern, die in dieser Sache das Schild aushängten, gefunden habe. Alles, was die Putzzimmer, oder den Saal ziert, oft armselig und schlecht, wird, wenn man nicht selbst davor tritt und bewundert, herbei getragen, aufgehoben und vorgezeigt. „Haben sie schon so etwas gesehen?“ heißts, oder „sehen Sie mal, das ist schön, das heiße ich mir noch ein — — — so was findet man auch nicht überall,“ oder „so eine künstliche — — — haben Sie auch wol noch nicht gesehen; sie kostet aber auch künstliches Geld.“ Ueber Tische ist vollends des Demonstrirens und Anpreisens kein Ende: „das ist was Delikates; ich denke, das wird Ihnen schmecken; lassen Sie ja nicht vorbeigehn, das kömmt nicht auf alle Tische; lassen Sie noch ein Bißchen Platz, es kömmt noch was, das man nicht alle Tage ißt.“ Man findet Leute, die bei einer Schale Punsch, oder anderm Getränke, das sie zum Besten geben, ein Geschrei machen können, als wenn Prometheus, der Erzdieb, dem Vater der Götter

und

und Menschen das Näpfchen vor dem Munde weggenommen, und ihnen gebracht hätte. „Nicht wahr? das ist ein Stückchen optime? Nicht wahr? das schmeckt nach Mehrerm? Ja! das wußt ich wol, daß Sie das nicht ausschlagen würden, denn das brauet man doch nicht in allen Häusern!“ — „Solche Leute müssen wol sonst Wasser trinken,“ pflegt mein Vetter, der dikke Weinhändler, zu sagen, wenn er auf solche Art bei jemand gegessen hat; und darin hat der Mann oft nicht Unrecht.

Ihro Gnaden sind von altem Adel, das weiß jeder, wer Sie auch darüber nicht hat sprechen hören, wenn er nur einigermaßen mit der Geschichte unsers Landes bekannt ist. Da Sie nun schon so hohe Einsicht haben, daß, um diesen Glanz zu vermehren, es nöthig seyn wolle, eigne Equipage zu halten, so steht freilich nicht von Ihnen zu verlangen, daß Sie auch das Gespött und Gelächter darüber hören sollten, weil das Ganze nicht so recht nach dem Geschmacke unsers Publikums seyn will. Denn von den Pferden, diesen armen Phantomen, ist es bekannt, daß sich die Gassenbuben oft das Vergnügen machen, sie mit Brot zu füttern, und dadurch vor dem Wagen aufzuhalten. Das vierte Rad an der Kutsche ist nicht angestrichen; auf der rechten Seite können Ihro Gnaden gar nicht aussteigen, weil der Tritt fehlt; der Kasten inclinirt etwas stark auf die linke Seite, und jemand, der hineingeguckt hat, wollte

ver-

versichern, daß der Schlag inwendig mit einem Bindfadenanwurf festgehalten würde. Dem kleinen Bauerjungen, den Sie dermalen zu Ihrem Bedienten gepreßt haben, ist die unabgeänderte Livree des alten, in Ihren Diensten verstorbenen Georgs doch wirklich etwas zu lang und zu vollständig; und der Kutscher mag seyn, wie er will, aber sein Rocklor hat wahrhaftig einen neuen verdient. Daß die Wappen über Dero Kurie ausgebessert sind, und eine Tinktur erhalten haben, ist recht brav; aber dürft ich eine unterthänige Bitte einreichen? Sie betrifft das arme Volk, das bei dem jetzigen äußerst rauhen Nordwinde, und dem Mangel sämmtlicher Fensterscheiben in der Bedientenstube in der That übel daran ist. — Unzählig ist die Schaar derer, die die Hausthür schön beschlagen und bemahlen, und das Dach ungedeckt lassen; für einen Sopha, Konsoltisch oder Aufsätze sorgen, und den Ofen unversorgt lassen; die Feder auf dem Hute rekrutiren, und die Schuhe zerrissen und zerflickt tragen; den Friseur befriedigen, und den Fleischer, Bäcker und Krämer sie ungestüm mahnen lassen; die Komödie bezahlen, und das Licht borgen; das Grundstück verkaufen, um ein Paar Kracken kümmerlich füttern zu können; lieber ferner hungern, als gegen eine angebotene Summe ein elendes Recht der Familie abtreten wollen; und, was das Aergste ist, um die Spielgesellschaft mithalten zu können, den Hofmeister oder die Gouvernante abschaffen.

Hier

Hier soll der Junge dem Vater keine Schande machen, sondern studiren, obgleich nicht so viel vorhanden ist, womit, im angenommenen bessern Falle, ein ehrlicher Meister befriedigt werden könnte; und dort wird des Mädchens gepriesene Schöne bald zu den Geschichten der Vorzeit gestellt werden, wenn man fortfährt, unter den Freiern nur nach einem Stande und Titel zu kiesen.

So oft ich einem Manne rathe, sein Haus lieber zu verkaufen, als ferner einfallen zu lassen, und einer Dame, Heinrichen, Phlippen und Lorchen abzuschaffen, und sich mit Friedrikchen und Karolinchen allein zu behelfen: so werde ich mit der Antwort zurückgetrieben: „Was werden die Leute dazu sagen?“ — Wer ist so glücklich, die Begriffe von Ehre und Schande unter dem großen Haufen völlig zu läutern, und auch von den moralischen Gespenstern, den Vorurtheilen, die Nullität für alle einleuchtend und wirksam zu erweisen? Ich weiß keinen.

Daher hälts der verarmte Schurke für Schande, den freiwilligen Beitrag seiner reichern Verwandten anzunehmen; schickts trotzig zurück, und läßt ihnen sagen, er sei noch nicht vor ihre Thür gekommen. Aber in fremde Häuser einzudringen, und, wie er sagt, sein Kompliment oder seine Aufwartung zu machen, ist ihm keine Schande. — „Was? meine Kinder dienen lassen?“ fährt die verwittewete Räthinn auf, wenn man ihr den Antrag unter den anständigsten Bedingungen thut,

begleitets mit schimpflichen Ausdrücken, weint dazu recht kräftiglich, und citirt den seligen Herrn, den Vater und den Großonkel mit allen ihren Titeln, die sich in der Erde umwenden und sie vor Gericht verklagen würden, wenn sies thäte, so daß man seinem Mitleiden und guten Rathe gram wird; obs gleich bekannt ist, daß die kleinen Kinder durch ihre Betteleien den Nachbarn beschwerlich fallen, und die größeren noch schlechteres Handwerk zu treiben anfangen. — „Nein, nein! in die öffentliche Schule unter das Pöbelzeug soll Hänschen nicht gehen.“ Weil sich aber für Kutscherlohn noch kein Geschäpf hat finden wollen, das sich Hofmeister nennen lasse, so ist Hans schon bengelhaft, und die Sache von seinem ersten Unterrichte bleibt noch immer vor dem Kammergerichte der gnädigen Eltern unentschieden; denn hier sind freilich wichtigere Dinge abzuhandeln, z. B.:

Er. Diese Woche ist die Reihe an uns, mein Kind! Wie siehts aus? — Hast du für 12 Personen Gedeck? Du weißt — — —

Sie. Ich schicke zu unserer Nachbarinn; das Volk macht sich eine Ehre daraus. Hörst du nicht, wie das bürgerliche Ding sich neulich selbst anbot? Es ist ein einfältig gutes Weib; wenn sie einmal mit mir zum Fenster hinausgucken darf, so liefe sie mir durchs Feuer.

Er. Und wie siehts in der Küche aus?

Sie. Du reitest einmal zu dem hundsföttschen Amtsmann, und nimmst Gusten mit. Er wird dich doch nicht ohne Hasen gehen lassen?

Er. Das wäre eins. Weiter! —

Sie. Der neue Kaufmann hot Muscheln anbieten lassen, und soll guten Pontak haben; so brauchte man dem groben Kautz an der Hirschbrücke auf seinen unshöflichen Mahnbrief kein gut Wort zu geben u. s. w.

Dieses Gemählde ist schon alt; es habens schon gemahlt und aufgestellt — — Wir wissens; allein was kann man davor, wenn es noch immer einigen gefällt, sich in diesem schmutzigen und anstößigen Kostume mahlen zu lassen?

Major v. Tellheim und sein Bedienter Just.

Von Tellheim. Bist du da?

Just. (indem er sich die Augen wischt) Ja!

v. T. Du hast geweint?

J. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr.

v. T. Gib her.

J. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr! Ich weiß wol, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

v. T. Was willst du?

J. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

v. T. Ich kann dich nicht länger brauchen, ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (schlägt die Rechnung auf und lieset) „Was der Herr Major mir schuldig: drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf.“ Gut! und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

J. Die andere Seite, Herr Major! —

v. T. Noch mehr? (lieset) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscherer für mich bezahlt 25 Thaler

Thaler. Für Wartung und Pflege, während meiner Kur, für mich bezahlt 39 Thaler. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeschossen, ohne die zwei Bentepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thaler. Summa Summarum 114 Thaler. Davon abgezogen vorstehende 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf., bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thaler 16 Gr. 3 Pf." — Kerl bist du toll?

J. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen mehr koste; aber es wäre verlorne Tinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen; und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

v. T. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

J. Ich bin Ihnen nichts schuldig? und doch wollen Sie mich verstoßen?

v. T. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

J. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben. —

v. T. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes, ungestümes Wesen gegen alle, von denen du

meinst,

meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

J. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winseln. Ich stieg hinab, und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut! dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort; umsonst! Ich prügelte ihn von mir; umsonst! Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thür auf der Schwelle. Wo er mir nah kam, stieß ich ihn mit dem Fuße; er schrie, sah mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brot aus meiner Hand bekommen, und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her, und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Er ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu seyn.

v. T. (bei Seite) So wie ich, ihm! Nein! es gibt keine völlige Unmenschen. — — Just, wir bleiben beisammen.

J. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihre Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich

ja nicht allein ankleiden! Ich bin Ihnen unentbehrlich, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kömmt, — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. T. Just, wir bleiben nicht beisammen.

J. Schon gut!

Ein fremder Bedienter. Pst! Kamerad!

J. Was gibts?

Der Bediente. Kann er mir nicht den Offizier nachweisen, der gestern noch in diesem Zimmer (auf eins an der Seite zeigend, von welcher er herkömmt) gewohnt hat?

J. Das dürfte ich leicht können. Was bringt er ihm?

Der B. Was wir immer bringen, wenn wir nichts bringen; ein Kompliment. Meine Herrschaft hört, daß er durch sie verdrängt worden. Meine Herrschaft weiß zu leben, und ich soll desfalls um Verzeihung bitten.

J. Nun, so bitte er ihn um Verzeihung, da steht er.

Der B. Was ist er? Wie nennt man ihn?

v. T. Mein Freund, ich habe euren Auftrag schon gehört. Es ist eine überflüßige Höflichkeit von eurer Herrschaft, die ich erkenne, wie ich soll. Macht ihr meinen Empfehl. — Wie heißt eure Herrschaft? —

Der B. Wie sie heißt? Sie läßt sich gnädiges Fräulein heißen.

v. T. Und ihr Familienname?

Der B. Den habe ich noch nicht gehört, und darnach zu fragen, ist meine Sache nicht. Ich richte mich so ein, daß ich meistentheils alle sechs Wochen eine neue Herrschaft habe. Der Henker behalte alle ihre Namen! —

J. Bravo, Kamerad!

Der B. Zu dieser bin ich erst vor wenig Tagen in Dresden gekommen. Sie sucht, glaube ich, ihren Bräutigam. —

v. T. Genug, mein Freund. Den Namen eurer Herrschaft wollte ich wissen, aber nicht ihre Geheimnisse. Geht nur!

Der B. Kamerad, das wäre kein Herr für mich. (geht ab)

v. T. Mache, Just, mache, daß wir aus diesem Hause kommen! Die Höflichkeit der fremden Dame ist mir empfindlicher, als die Grobheit des Wirths. Hier nimm diesen Ring, die einzige Kostbarkeit, die mir übrig ist, von der ich nie geglaubt hätte einen solchen Gebrauch zu machen; — versetze ihn; laß dir achtzig Friedrichd'or darauf geben; die Rechnung des Wirths kann keine dreißig betragen. Bezahle ihn, und räume meine Sachen.

J. Wohin? —

v. T. Wohin du willst. Der wohlfeilste Gasthof der beste. Du sollst mich hier nebenan auf dem Kaffehause treffen. Ich gehe, mache deine Sache gut.

J. Sorgen Sie nicht, Herr Major.

v. T. (kömmt wieder zurück) Vor allen Dingen, daß meine Pistolen, die hinter dem Bette gehangen, nicht vergessen werden.

J. Ich will nichts vergessen.

v. T. (kömmt nochmals zurück) Noch eins, nimm mir auch deinen Pudel mit; hörst du, Just! — (geht ab)

Just. (allein) Der Pudel wird nicht zurück bleiben; dafür laß ich den Pudel sorgen. — Hm! auch den kostbaren Ring hat der Herr noch gehabt, und trug ihn in der Tasche, anstatt am Finger? — Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen! Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden. —

Die

Die Spinne.

Ein Selbstgespräch.

Welche muntre, rastlose Thätigkeit, Spinne! Welche Leichtigkeit und Behendigkeit deiner Füße! Was webst du? Ein Netz, um dir Beute zu fangen. Wenn du diese erhäschest, und für jetzige, wie für künftige Nahrung gesorgt hast, bist du zufrieden. — — —

Ich, mein gutes Mitgeschöpf, habe, außer dem Triebe, mich zu nähern, noch andre, dir wahrscheinlich ganz fremde Triebe. So zum Beispiel den unruhigen, immer regen Trieb zu wissen. Ich möchte so gern, so gern wissen, wie du das machen kannst, was du machst; und wie du es mit dieser Fertigkeit, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit machen kannst.

Hast du Erfahrung von dem Wohlgeschmacke der Fliege, die sich in dein Netz verwickeln soll? Nein! Denn, da du noch so klein bist, bist du auch gewiß sehr jung, und hast wol deine erste Fliege noch nicht gekostet. —

Hast du Kenntniß von der besten Art, deinen Fang zu erhaschen? Gleich wenig, denn dazu müßtest du Kenntniß des zu Fangenden haben, um nach dessen Beschaffenheit deine Mittel zu wählen. — — —

Hast du Unterricht oder Uebung gehabt, daß du mit dieser Sicherheit, dieser Leichtigkeit arbeitest? Nicht

Un-

Unterricht, denn dein Leben ist ungesellig, und die dich erzeugt haben, wußten nicht von dir. Nicht Uebung, denn nach deiner Kleinheit und Jugend zu rechnen ist diese Spinneret deine erste. Daß dein Körperbau zu deinem Geschäfte ganz gemacht, von Meisterhänden gemacht ist, das seh ich freilich; aber, daß du bloß Automat, bloß kunstvolle Maschine, ohne Vorstellung und ohne Begierde, sein solltest, will mir nicht ein; du änderst deine Arbeit nach den Umständen ab, das würde die Maschine nicht können. Und was hätte ich denn auch an Einsicht gewonnen, wenn ich nun annähme, du seist Maschine? Die Art des Mechanismus, und wie durch ihn sein ganzes Wirken begreiflich werde, das bleibt mir immer verborgen. Ich wäre auf ein unermeßliches Feld verwiesen, wo ich mir selbst die Erkenntniß erst suchen müßte, und sie wol nicht finden würde. — —

Nein, nein! Des Cartes, deine Einsichten in allen Ehren, aber der leistet nicht Zahlung, der mir eine Anweisung in die Hand steckt, die, statt auf ein einzelnes Haus zu lauten, auf einen ganz Welttheil lautet. — Auch müßt ich das, was ich von meiner Spinne glaubte, von allen andern thierischen Wesen glauben; ich müßte sie alle für nichts, als für todte, leblose Maschinen erklären. Welche Entvölkerung der ganzen Natur! welche Oede! Wie laut widerspricht dem mein Herz, und wie viel lauter noch mein ganzes Wahrheitsgefühl! — — —

Nein! ich muß fortfahren, Spinne, den ersten Grund deiner Arbeiten in deiner Sele zu suchen. Aber nun, wie erkenne ich deine Sele? Für Lichtstrahlen, Töne, Dünste, schmackhafte Säfte, tastbare Flächen, ziehende und stoßende Kräfte habe ich Sinne, und erlange durch diese Sinne Kenntniß der Körperwelt, so gut sich die haben läßt; aber welchen Sinn hätte ich für das, was in fremden Selen, menschlichen oder thierischen, vorgeht? — — —

Das Körperliche tritt hier ins Mittel, und gibt mir Aufschlüsse. Aeußere Wirkungen und Handlungen lehren mich Zustände und Kräfte meiner eigenen Sele kennen, und aus ähnlichen Wirkungen und Handlungen schließe ich auf ähnliche Zustände und Kräfte von andern Selen. Nur, was ich auf diesem Wege von ihnen herausbringe, ist erkennbar für mich. — —

Sind die Fühlhörner der Insekten, sind die Härchen ihrer Bärte eigne mir fehlende Sinne? Dann nur Verzicht auf die Erkenntnisse gethan, die von diesen Sinnen abhangen mögen! Was will der Taubstumme von Tönen, oder der Blindgeborne von Farben wissen?

Und was hülf es mir auch, wenn ich mit meiner Menschensele unmittelbar in die Spinnensele eindringen könnte? Gesetzt, daß die Kraft, die in ihr wirkt, eine ganz andre ist, als meine Vernunft, so müßt ich in die Spinne verwandelt werden, um diese Kraft, als den Gegenstand meiner Beobachtung, zu haben, und doch

auch

auch nicht verwandelt werden, um mit meiner Vernunft die Beobachtung zu machen und festzuhalten. —

Verwandelt, und doch auch nicht verwandelt? — Eine schöne Abgeschmackthelt, auf die ich da stoße!

Nein! aus mir selbst, aus meiner eignen Sele, so wie ich sie habe, muß ich das Eigne und Unterscheidende der Spinnensele hervorholen, oder es wird mir ewig verborgen bleiben. — — —

Das Eigne und Unterscheidende, sage ich? Da räum ich ja wol schon ein, daß es in mir nicht zu finden sei, und doch will ich mir Mühe geben, und will es suchen?

Ich verstehe, ich begreife ein Thier; was heißt das? Ich finde das Thier mir ähnlich, und kann mit unbedeutenden Abänderungen mich an die Stelle desselben setzen. — — —

Das Windspiel meines Bruders freut sich zur Jagd! Natürlich! Freue doch ich mich zum Tanze. Die Jagd ist seine Neigung, der Tanz ist meine, und die Befriedigung einer Neigung vorhersehen, das macht Vergnügen. — —

Aber wie fällt denn das Windspiel eben jetzt auf die Jagd? — Kann ich fragen? Mein Bruder hat seine Waiotasche umgeworfen, und hat zur Flinte gegriffen. Das ging sonst der Jagd voran, und wird auch jetzt ihr vorangehen. — Mir bringt man mein Maskenkleid und meine Flitterschuhe. Mit denen ging ich sonst auf den Ball, und werde auch jetzt auf den Ball gehen.

Die

Die Einbildung des Windspiels, und die meinige folgen einerlei Regel. — — —

Bei dir, Spinne, macht mich schon meine Verwunderung bange, daß ich dich minder gut werde verstehen können. Wenn ich mich dir ähnlicher fühlte: ich würde mich wenig oder gar nicht wundern. Hab ich mich schon über das Windspiel verwundert?

Du kannst stricken! ich auch; du, um dich zu ernähren, ich, um mich zu erwärmen. Die Absicht und eben so auch die Art ist verschieden, ob ich gleich nur Fischerinn oder Jägerinn seyn dürfte, um auch jene mit dir gemein zu haben; aber alle solche Verschiedenheiten kommen hier nicht in Anschlag; die Frage ist: woher wir beide unsere Geschicklichkeit haben? — —

Die meinige ward durch Vernunft erdacht, durch Vernunft begriffen. Ein unangenehm gefühltes Bedürfniß; ein, aus diesem Bedürfniß sich ergebender, deutlich erkannter Zweck; Mittel, auf diesen Zweck bezogen, und so gut als möglich ihm angemessen; Versuche, die erdachte, oder begriffene Kunst aus dem Kopfe in die Finger zu bringen; und endlich nach mancher Stümperei einige Leichtigkeit, die bis zur Fertigkeit anwächst.

Deine Geschicklichkeit, Spinne, ist nicht erst erworben, ist angeboren; sie ist weniger dir, als unmittelbar der Natur gehörig; sie wohnt dir ohne Erfahrung und ohne Nachdenken bei, ist die vollkommenste Fertigkeit, Uebung, ist — — —

Ist, mit einem Worte, mir unbegreiflich. Ich durchsinne alles, was mir von meiner eignen Sele kundig ist, aber nichts, was Aehnlichkeit damit hätte; nichts, worauf ichs zurückbringen, und mir dadurch vorstellen könnte.

Also hiemit — die ganze Untersuchung nur lieber aufgeben? Lieber an der eignen Strickerei fortfahren, als mir über die deinige länger den Kopf zerbrechen? Nicht so gar rasch! denn am Ende könnte sich doch noch etwas finden. — — —

Zog ich nicht als Säugling mit großer Fertigkeit die Nahrung aus der Brust meiner Mutter? Geschah nicht auch das ohne Belehrung und Uebung? War nicht auch dieß Herausziehen eine sehr zusammengesetzte, sehr kunstvolle Handlung? — Gewiß! —

Wer doch wieder auf ein paar Augenblicke Säugling werden, und wol zu merken, es mit voller Besonnenheit, voller Vernunft werden könnte, um, was bei der ersten Uebung dieser Fertigkeit in der Sele vorginge, recht scharf zu beobachten, aber erwachsen, wie ich jetzt bin — und dann — unter so einer Bedingung —

Doch still, gibt es nicht Nachtwandler, die in ihren Handlungen mit meiner Spinne einige Aehnlichkeit haben? — Mich dünkt fast — — —

Die Spinne handelt zweckmäßig, ohne daß man ihr gleichwohl einen Zweck geben kann. Der Nachtwandler handelt nach Eindrücken, ohne daß man gleichwohl begreift, woher er sie hat. Er sieht, und sieht doch auch

nicht;

nicht; denn er sieht wider alle Regel des Sehens. Er beschreibt ein vor ihm liegendes Blatt nicht nur mit vernünftigen, zusammenhangenden Gedanken, sondern auch in geraden, richtig abgesetzten Zeilen; und doch fängt man das Licht vor dem Sehwerkzeuge auf, man hält ihm eine dicke Pappe zwischen Papier und Auge. — —

Gesetzt, daß ich Nachtwandlerinn wäre — was ich, dem Himmel sei Dank! nicht bin — wer weiß, ob nicht die Einsicht des einen Falls mir zu einiger Einsicht des andern helfen könnte? — — —

Aber ich Thörinn! Würd ich denn jene Einsicht schon haben? würd ich sie auch nur haben können? — Der Nachtwandler, wenn er in diesem Zustande ist, weiß nichts anders, als daß er wacht; und wenn er nun wirklich wacht, so kann er sich jenes Zustandes nicht mehr erinnern. Er glaubt ihn nur auf das Zeugniß Anderer, und wegen der unläugbaren Beweise, die man ihm vorlegte. — — —

Mithin wär ich, wenn ich Nachwandlerinn wäre, zwar der Spinne in etwas ähnlich, aber mir völlig so fremd, als die Spinne; ich wäre gleich erstaunt über mich, als über sie; hätte zwei Geheimnisse statt eines, und fühlte mich zwiefach gedemüthigt. Wie könnte denn da der Fall mir zu einer bessern Einsicht des andern helfen. — —

Ich öffne ein dunkles Zimmer gegen ein erleuchtetes, und es wird hell auch in jenem. Ich öffne zwei dunkle

gegen

gegen einander, und es bleibt dunkel in beiden. —

Nein! was ich von meiner eignen Sele, und durch sie von andern Selen begreifen soll, das muß ich wachend, in vollem Lichte des Bewußtseins, sehen; muß es wenigstens ehedem so gesehen haben, um, wenn es im Dunkeln wieder kömmt, nicht davon betroffen zu werden. — — —

Welche Menge, welche Mannigfaltigkeit meiner Selenwirkungen, wenn ich in einer Mozartischen Symphonie die Saiten hinauf — und wieder herunter stürme! Während ich spiele, bin ich mich keiner derselben bewußt. Aber sie waren einst alle klar; sie sanken gleichsam auf den Grund der Sele hinab, und ich kann sie von dort nach Wohlgefallen wieder heraufholen. Das kann der Säugling nicht, wenn er erwachsen, noch der Nachtwandler, wenn er erwacht ist. — —

Also wieder einmal gesucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Gränze meiner Erkenntniß habe kennen gelernt, und gewarnt worden bin, dieses Weges nicht wieder zu kommen? — — —

Nein, nein! Ich habe sie nicht verloren. Ich habe gelernt; wenn auch nicht das, was ich wollte. —

Guten Fang, meine Spinne! —

Das Schloß.

Ein königliches Schloß, der Baukunst Meisterstück,
Das seit Jahrhunderten der ächten Kenner Blick
Durch seltne Pracht und Schönheit angezogen,
Stand noch so kühn, mit Säulen und mit Bogen,
Und unverletzt, als hätten Vestigkeit
Und Dauer hier mit hoher Hand den Stempel
Der Unvergänglichkeit,
Wie nie zuvor an Pallast oder Tempel,
Die prachtvoll einst das alte Rom geschmückt,
Geschehen war, dem Kunstwerk aufgedrückt.
So schien es wenigstens. Allein was sind hienieden
All unsre Schlösser? Was Aegyptens Pyramiden,
Die heute nach Jahrtausenden noch stehn?
Des Menschen Werk! Drum müssen sie vergehn.
Die Zeit des Untergangs ward ihnen beim Entstehn,
Wie jedem solchen Werk, vom Schicksal schon beschieden.
Es mögen Fleiß, Beharrlichkeit, Geduld
Und Künste dran sich noch so sehr ermüden.
Und, ach! wie manches eilt durch andrer Menschen Schuld,
Versäumniß oder Neid, Tück oder Ungeduld,
Wie manches auch durch frevelhafte Hände
Mit Fluges Schnelligkeit nicht hin zu seinem Ende?
Das letztre war der Fall bei unserem Pallast.
Er trug — allein ja nicht als eine Last,

Dem

Dem schönen Bau vielleicht zu schwer zu tragen —
Nein, gegentheils, als seinen schönsten Schmuck,
Die feinste Kuppel, die bei kaum vermerktem Druck
Ihm Licht und Leben gab, und die mit Wohlbehagen
Ein jeder Kenner sah. Er war, als hätten traun!
Die Grazien zu ihr den schönen Riß gegeben,
Ja sich bemüht, sie gar mit eigner Hand zu baun —
So edel sah man sie sich übers Schloß erheben;
So einfach, und dabei vollkommen schön war sie.
Allein Nichtkennern ist das wahre Schöne nie, —
Oft, weils zu kunstlos scheint, — was es dem feinen Auge
Des wahren Kenners ist. Und eben darum schrie
Von Jenen Mancher, daß die Kuppel wenig tauge,
Und besser könnte seyn? Kein Wunder wars demnach,
Daß dieses schöne Schloß, durch eine lange Reihe
Von Fürsten fortgeerbt, von Manchem nach und nach
In manchen Stücken — man verzeihe
Den Ausdruck mir — verfürstet ward;
Verwandlungen der allerschlimmsten Art
Erlitt denn auch, und zwar vor allen Dingen,
Die Kuppel früh, wie meine Chronik sagt.
Der erste Fürst, der sie zu ändern wagt',
Um sich ein Lob bei Stümpern zu erringen,
Gab zu verstehn, ihr Umfang sei zu klein,
Und ließ sofort mit Säulen sie umringen.
Ein zweiter fand, sie müsse höher seyn,

Die Gegend mehr aus ihr zu überschauen,
Und der ließ sie vier Klafter höher bauen.
Ein dritter, dem sie so noch nicht gefiel,
Schuf sie zum Thurm durch Uhr und Glockenspiel.
Ein Vierter sprach: Sie will mir nicht behagen;
Ihr fehlt noch Was; — und gab aus Blei und Stein
Statüen ihr und Vasen noch zu tragen.
Nun aber litt — wie konnt es anders seyn? —
Das Schloß so sehr von der Gewalt des Druckes
Der ältern Last, und dieses neuen Schmuckes,
Daß Balken, Thurm, die stärksten Mauern gar
Aus ihrem Loth und ihren Fugen kamen.
Der gute Fürst und seine Diener nahmen —
Wies oft nun geht — zu spät den Schaden wahr,
Und sahen erst die drohende Gefahr,
Die über ihrem Haupt schon augenblicklich schwebte,
Und der nun jedermann mit Graus entgegen lebte,
Als nirgend schier mehr Hülf und Rettung war.
Doch ließ der Fürst, den Hoffnung noch belebte,
Sofort Befehl ins ganze Land ergehn:
Es möchten, die vom Bauen was verstünden,
Des Schlosses Noth und Schaden zu ergründen,
(Was Aehnlichs war vor Zeiten schon geschehn)
Und Hülf und Rath ihm schuldigst mitzutheilen,
Aufs schleunigste zur Residenzstadt eilen.
Kein fürstlicher Befehl war je mit der Begier
Gehört und auch befolgt. Zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen,

Ja!

Ja! wie Ballons, sagt man, vom Winde fortgetragen,
Strömt ohne Geld und meist mit leerem Magen
Vielschreiber, Advokat, Schulmeister, Offizier,
Ja! Beutelschneider gar und Küster und Barbier
Dem kranken Schlosse zu aus Städten und aus Flecken,
Um dort — die Nase nach dem schiefen Thurm zu recken.
Der arme Fürst stand voll Erstaunen da,
Als er den Schwarm der Tausendkünstler sah.
Doch ihn ergriff, wie Fieberfrost, ein Schrecken,
Als er im Aug und frechen, wilden Blick
Des Klubbs mehr Lust, bei ihm was einzustecken,
Als Einsicht, Kunst und Kenntniß und Geschick —
Auch als Begier, drauf wollt ich alles wetten —
Ihn und sein Schloß aus der Gefahr zu retten,
Sehr deutlich las. Allein was sollt er thun?
Er that, was wir gethan in gleichem Falle hätten,
Er faßte Herz, hieß seine Sorgen ruhn,
Und stieg — man denke sich den Lärmen und das Laufen!
Begleitet nicht, gedrängt von jenem feinen Haufen,
Zum Thurm hinauf, und sprach dann: Sehet nun,
Und untersucht bedächtig jeden Schaden,
Und seid demnächst hier freundlich eingeladen,
Zu sagen: Wie ihm wohl zu helfen sei?
Auf dieß Gebot entstand nun ein Geschrei,
Und ein Tumult von Worten, ja ein Rasen,
Als hätte zu Scharmützel oder Sturm
Der gute Fürst ins Kriegeshorn geblasen;

Und,

Und, wie vielleicht beim weltberühmten Thurm
Zu Babel einst nicht Statt gefunden.
Denn da verstanden sich bei graden und gesunden
Fünf Sinnen alle selbst, nur ihren Nachbar nicht;
Hier aber sprach und schrie, wie man im Tollhaus spricht,
Ein jeder, — und verstand sich selber nicht.
Der arme Fürst, die Wuth des rohen Volks zu stillen,
Schrie endlich drein mit halb erzürntem Blick:
So hört einmal — ich bitt ums Himmels willen —
Zu lärmen auf! Kehrt zur Vernunft zurück,
Und treibt hier nicht solch wunderliches Wesen!
Was ihr da schreit, ist leerer Wiederhall
Von dem, was ihr in Büchern einst gelesen:
Und dadurch wird nicht dort mein alter Stall,
Geschweige denn hier dieses Schloß genesen;
Drum schweigt, und geht! — Gern schenk ich euch den Rath,
Um den ich euch vorhin so ernstlich bat.
Als so der Fürst geredet hatte, trat —
Bescheidenheit in Anstand und in Mienen —
Ein Mann hervor, und sprach: Ich will mit Rathe dienen,
Und halts für meine Pflicht, weil Rath hier nöthig thut;
Ich baute viel, mein Fürst, in meinem Leben,
Und kann mithin ihn aus Erfahrung geben.
Dein schönes Schloß, dafür bin ich dir gut,
Das kann und soll gewiß erhalten werden,
So schlimm sich auch die Herren hier geberden;

Allein vom Thurm darf nicht der kleinste Stein
Nach Monatsfrist hier mehr zu finden seyn,
Denn dieser ist, dieß sei dir unverhohlen,
Dem Falle nah. „Nun gut, ich gebe mich darein,“
Erwiderte der Fürst, „und damit Gott befohlen!
Erhalte mir das Schloß! — Vom Thurme dann kein Wort!“
Den muß — so fuhr der Mann zu reden weiter fort —
Man mit Behutsamkeit, und nach und nach abtragen.
Man muß nicht, ohne sich vorher wohl vorzusehen,
Noch überall zugleich, was wegzubrechen wagen,
Denn, alles kurz und gut mit Einem Wort zu sagen,
Erschüttert darf durchaus beim Brechen oder Schlagen
Der Bau nicht werden, sonst kann niemand dafür stehn,
Daß ungeschickte Händ' ihn nicht zum Fallen bringen.
Und stürzt der Thurm herab, so ists ums Schloß geschehn.
Wenn aber, gnädger Fürst, — ich hoff, es wird gelingen —
Wenn wir den schweren Druck vom Schloß gehoben sehn:
So setz ihm ja sogleich, gewähre mirs zum Lohne
Für meinen guten Rath, die königliche Krone,
Die Kuppel, wieder auf. Sie war so leicht und schön!
Dann wird dein schönes Schloß noch tausend Jahre stehn.
Doch fürchtest du vielleicht dich jetzt vor jedem Drucke,
Und scheint die Kuppel dir, wie sie vor Zeiten war,

Nun selbst zu schwer, so weiß zu einem leichtern Schmucke
Mein Eifer gleichfalls Rath, und bringt ihn freudig dar.
Befiehlst du, gnädger Fürst, so reis ich flugs nach Polen,
Von Stanislaus August dir Muster herzuholen.
Das ist, bei Gott! ein erzverwegner Rath,
Wie ihn, seitdem auf Erden Menschen leben,
Die Hölle selbst noch keinem eingegeben!
So schrie jetzt hier ein alter Advokat
Mit abgeschabtem Rock und grauem Bart und Haaren,
Ein Erz-Mauvais-Plaisant, und schon seit zwanzig Jahren
Bekannter Bösewicht, der lauter Unfug trieb,
Und der im Rufe stand, daß er Pasquille schrieb,
Weil Laster jeder Art bei ihm zu Hause waren.
„Es ist, — so fuhr er fort — ich schwör es euch, ein Rath,
Für welchen man, — und zwar auf frischer That —
Wenn jeder mir nur hier gehorchen wollte,
Dem Hofmann dort flugs am Laternenpfahl
Hier unten, wie den Männern allzumal,
Mir nichts, dir nichts, den Hals zuschnüren sollte.
Seht, Freunde, nur des Schlosses Zustand an!
Wer ist, der ungerührt ihn wol betrachten kann?
Seht, wie der schöne Bau vom schweren Druck gelitten,
Und sagt dann, ob der Satz von Jemand noch bestritten
Mit Gründen werden kann — hier gilt kein leer Geschrei —

Daß, sehn wir nur das Schloß vom schweren Drucke
frei,
Frei, wie die Luft, es dann auch zu erhalten sei?
Und doch will hier der feine Herr aus Polen
Zu neuen Kuppeln uns Modelle wieder holen!
Seht doch einmal, wie klug, wie listig ausgedacht!
Wie? hat denn etwas nicht das viele Kuppeln eben
All diese Noth hier übers Schloß gebracht,
Und ihm ums Haar den letzten Rest gegeben,
Sind darum nicht des Fürsten Kassen leer?
Gehts darum nicht auch über unsre her?
Er reise nur der Herr! — Wir bitten ihn gar sehr!
Und wollen für die Müh ihm auch den Lohn entrichten!
Doch warum steht ihr hier, und habt die Händ im Sack?
Euch, Freunde, kömmts ja zu, den Handel hier zu
schlichten!
Geht, holet Hämmer flugs, und jeder Brave pack
Auch seinen Hebel auf! Laßt Axt und Meißel schärfen!
Und kommt sodann vereint, den Thurm herabzuwerfen!
Geht, lieben Freunde, geht, im Hui ist das geschehn. —
Wenn wir ihn erst einmal im Staube liegen sehn:
So wird kein Fürstenknecht so leicht sich je getrauen —
Seis Kuppel oder Thurm — hier wieder aufzubauen.
Und käm auch einer her, sich dieß zu unterstehn,
Je nun! so wärs ja leicht, den Hals ihm umzudrehn.“
Wie Rasende, die sich aus Banden und aus Ketten
Gerissen, flog der Schwarm jetzt brüllend hin zur Stadt:

„Gebt

"Geb Axt und Hebel her, wer Axt und Hebel hat,
Das Schloß ist in Gefahr, man muß es eilends retten;
Der schwere Thurm, der Thurm muß augenblicks herab!"
So wars Geschrei, so gings Straß auf, Straß ab.
Nicht Brand, nicht Wasserflut erregte je ein Laufen,
Ein Lärmen, wie dieß war. Und, leider! nur zu bald
Vermehrten sich indeß der Bösewichte Haufen,
Und rannten dann zum Schloß, des Fürsten Aufenthalt.
Hier half kein Bitten mehr, kein lautes Flehen galt;
Man drang zum Thurm hinauf, fing wüthend an zu brechen,
Zu fluchen und zu haun, zu schlagen und zu stechen —
Wie, wenn nach langem Kampf am blutbespritzten Wall
Ergrimmte Krieger sich an armen Städten rächen —
Hier rächte sich der Thurm. Er stürzt im schnellsten Fall,
Ach! übers arme Schloß, und schlug durch alle Decken,
Zertrümmernd, was beim Fall der Last im Wege stand.
Es war ein Sturz und Schlag, die Todten aufzuwecken —
Nur die nicht, welche hier, zum Lohn für That und Schand
Erschlagen, unbeklagt im Schutt ein Ende nahmen.
Den Meisten widerfuhr der jetzt gedachte Lohn.
Doch auch die Wenigen, die noch gesund entkamen,
Beraubten erst das Schloß, und gingen dann davon.

Wo aber blieb der Fürst? So werdet ihr jetzt
fragen;
Allein von diesem hab ich weiter nichts zu sagen.
Doch wirds — wie ichs von Herzen wünschen will
Und hoffen darf, — in Frankreich wieder still,
Wo tausend jetzt im tiefsten Elend klagen,
Und tausend', trotz frecher Buben Drohn,
Das nämliche schon laut zu wünschen wagen;
Wird dieses Reichs jetzt umgestürzter Thron —
Nur drückend nicht — einst wieder aufgeschlagen:
So könnt ihr mich noch einmal fragen.

Die Höhle auf Antiparos.

O liebster Freund! sagte der Baron von B. zum Herrn von Millwitz, als dieser einst bei ihm zum Besuche war, Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mit ging! — Tausendmal habe ichs schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ists mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wann ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache des Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, liebster Millwitz! noch mehr solche Geschichtchen! noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr!

Ei was! Sie müssen noch wissen. — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! (denn eben war der Burgunder gekommen.) — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die Türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrennt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron, — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt? — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen? Sie haben doch etwas gesehen?

Nicht

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — (indem er seinen Stuhl näher an den Tisch zurückte, und sich begierig hinüberbeugte)

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen, die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben, nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas Anderes, Freund, etwas Anderes! So etwas, wie jüngst, von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das Grauen macht! In der Welt höre ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron. — Er lächelte. — Aber wirklich! ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! Von so einer berühmten Insel!

Nein! wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm ich zu spät. Denn so werden Sie auch wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat?

Eine Höhle? Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein! bei meiner Sele, davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? Gütiger Gott! Was erfährt ein Landjunker Neues?

Nein, nein! sogar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht.

nicht. — Millwitz fing hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehne Höhle dieser Insel bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstengeschichtchen seiner Amme gehorcht haben mochte.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir gingen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders, als gedrückt, und bei dem Scheine der Fackeln kommen konnten. — Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre, als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr, als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingang, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hilfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch einen

Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, schwindlicht geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig, wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völligen senkrechten Felsen hinabkletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron?

Nichts, Millwitz! nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber, als ich nun eben glaubte, sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätte ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende zu uns genommen hatten.

ten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeitlang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken, fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sei gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun! sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker, was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts, gar nichts! — (mit einem Tone der Verwunderung)

Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch, sonst tränk ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr, das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? Wie da?

So hätte ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen! Zum Henker, es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben! — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Milowitz lachte — über die große Gefahr. — Gleichwohl, Baron, beim Wiederherausſteigen ging's ärger, als beim Hinuntersteigen. Da erst hätte Rath dazu werden können. Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und grade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dieß alles noch nichts

ge-

gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern sich doch — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten? Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Odem, ganz in sich selbst zusammen, gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt. —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an der obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: ich bin oben, mein Freund!

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast vor Freuden den Tisch über den Haufen.

Sind Sie, sind Sie wirklich wieder, — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sei Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdischen Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron.

Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die

verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten? — Welcher Henker mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man leßt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es gibt ein Ansehn. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ists denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals? —

Weiter nichts! Also Baron — wären Sie zugegen gewesen, Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja, beim Himmel! Millwitz, und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen, bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Empfehlungen.

Gut, daß ich Sie hier treffe, sagte der Aufseher der fürstlichen Vergnügungen zu dem Kapellmeister, den er bei Hofe im Vorzimmer fand. — Der Fürst ist unzufrieden, höchst unzufrieden mit der Kapelle.

Das geht mir nahe. —

Es muß damit anders werden. Es müssen bessre Instrumente hinein.

Wir haben so gute, als möglich. Nur die, welche sie spielen sollen — —

Davon red ich ja nur! es sind Stümper, wahre Stümper darunter.

Gewiß! — Und ich habe also Erlaubniß, ihrer einige zu verabschieden? Den Geiger z. B., der vor einigen Monaten angesetzt ward?

Den habe ja ich empfohlen! Der bleibt!

Ich muß sagen: es ist der elendste unter allen.

Er bleibt. Er ist der Sohn meines Kammerdieners. —

So werd ich wol auch den Bruder von der Kammerfrau der Fürstinn nicht wegschicken dürfen, den Flötenisten?

Wo denken Sie hin? Sie würden sich die höchste Ungnade der Fürstinn zuziehen. Ihro Durchlaucht lieben die Kammerfrau über alles.

Da ist noch ein schwindsüchtiger Fagottist, den hat der Erbprinz — ein halblahmer Kontrebassist, den hat die Oberhofmeisterin empfohlen?

Die bleiben alle. Aber unter den Uebrigen?

Da wüßt ich keinen, der zu entbehren wäre. Wir würden Mühe haben, ihres Gleichen zu finden. —

Eine Aenderung aber muß seyn; schlechterdings!

So werden also mehrer Stellen doppelt besetzt werden müssen? und dann bitte ich nur, die dazu nöthigen Summen anzuweisen. —

Sind Sie bei Sinnen? Der Fürst ist so eben in größter Verlegenheit wegen Geldes. Alle Kassen sind leer.

Wenn man aber Leute ansetzt, muß man ihnen zu leben geben. —

Schon recht, aber von Gelde kein Wort! darum bitt ich. Sie müssen sich anders zu helfen suchen.

Daß durch ein so abgeschmacktes Gespräch die Kapelle nicht besser ward, läßt sich leicht begreifen; vielmehr ward sie tagtäglich schlechter. So wie gute Spieler abgingen, kamen durch Empfehlungen, die größtentheils von dem weicheren, theilnehmendern Geschlechte herrührten, mittelmäßige, auch wol elende an ihren Platz; und am Ende war die Kapelle nicht mehr Kapelle, sondern Institut zur Versorgung. Der Fürst, der sich an seinem Vergnügen beeinträchtigt sah, griff zuletzt mit einem Machtworte durch, vor welchem alles verstummen

muß.

mußte. — Jetzt stehn nun die Unterthanen, und erwarten mit banger Sehnsucht, daß ein ähnliches Machtwort auch die Kollegien treffen, und sie von einer Menge unnützer Glieder reinigen soll, die durch ähnliche Gunst und Fürsprache hineingekommen. Die würdigsten Personen haben bis jetzt zurückstehen müssen; die ältesten, gerechtesten Ansprüche sind überhört worden; alle Geschäfte stocken; und die fürstlichen Räthe sind in Gefahr, eben so mit der Regierung umzuwerfen, wie die Kapelle schon mehrmalen mit Musikstücken umwarf. Indeß, da hier nicht vom Vergnügen des Prinzen, sondern nur vom Landesbesten die Rede ist, so steht dahin, was geschehen wird.

Allerdings ist es auch keine Kleinigkeit, Aemter, die einmal gegeben worden, wieder zu nehmen. Das Geschrei der Verabschiedeten würde nicht ungerecht seyn; es würde selbst diejenigen rühren, die von der Nothwendigkeit einer Aenderung am meisten durchdrungen sind; alle würden urtheilen, daß man keinen Untüchtigen anstellen, aber auch keinen Angestellten brotlos machen müsse. Der Fürst, um sich nicht durch Grausamkeiten verhaßt zu machen, würde eine Menge Gnadengelder zu zahlen haben; und seine Kassen, wie wir von dem Aufseher der Vergnügungen wissen, sind leer. Es ist also sehr zu fürchten, daß zum größten Nachtheile des Landes alles bleiben wird, wie es ist.

Wie Recht hatte doch der Vater des jetzigen Fürsten? Er selbst nahm durchaus keine Empfehlungen an; er hielt sich wegen der untergeordneten Diener schlechterdings an die vorgesetzten Oberhäupter, die er zu ihrem Posten mit großer Sorgfalt zu wählen pflegte; diese allein durften vorschlagen, und wußten, daß sie sich der größten Ungnade des Fürsten aussetzten, wenn sie bei ihren Vorschlägen auf irgend ein Fürwort, und wenn auch von den höchsten Personen, Rücksicht nahmen. Das Empfehlen kam hierdurch nach und nach aus der Mode; der eigene Vortheil trieb die Oberhäupter an, zu ihren Unterarbeitern die geschicktesten, würdigsten Männer auszusuchen. Alle Geschäfte wurden aufs beste besorgt, und alle Unterthanen segneten die Ordnung und Thätigkeit dieser Regierung.

Joseph Timm.

Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigenthümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Jahren den unauslöschlichsten Haß gegen das Spekuliren. Das bloße Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Kapitalien hatte, sagte er Freundschaft und Kapitalien auf, weil dieser in seiner Unschuld von Spekulationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Partei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, daß sie eine Spekulation auf Aegypten hätten; und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Paulus-Gemeine gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein guter Sternseher war, sich eine Spekula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilligt hatte.

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, der Doktor Glau: ein solcher Schritt, mein werthester Herr Timm, will gerechtfertigt sein; sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen und wol gar

um-

umgestoßen. Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sich unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, Herr Timm —

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie ums Himmels willen, Herr Doktor, wie bauen wir vor?

Ei! wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht in die Hände gegeben werden soll. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doktor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach, ich rede so ungern davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglücke heraus. — Sie spekuliren, die Narren!

Sie spekuliren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doktor. Sie sind doch nicht etwa — He?

Ein Spekulant, wollen Sie sagen? Nein! was mich betrifft, ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Spekulatiönchen hatte, über den Kanal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomm ich den Schwindel-

Lieber zu unsrer vorliegenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? —

Ihre Spekulationswuth, Herr Doktor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinaus zu wollen, in den sie Gott gesetzt hat, um darin zu leben, zu wirken und glücklich zu sein. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gern auf offner Straße! — Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wol schon wissen — die ganze Stadt weiß ja, — daß er landflüchtig ward — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte —

Freilich nicht. Aber die Ursache? —

Der Handel an sich war wol gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Kapitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor, und lauter sichere, solvente Leute — keine Polen und Russen! —

Aber wie ging es denn zu, Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand wurde in dem Hause doch nicht gemacht!

Nein, aber große Spekulationen im Kopfe! — Hätte der Mensch nicht so glücklich hier in Europa bes

den

den Seinigen leben können, und läßt sich den Satan verblenden, und spekulirt mit all seinem Bißchen Gelde nach Nordamerika hin!

Was höre ich! — In Nordamerika ist er?

So denke ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläufiges Fürstenthum einmal sehen wollen!

Fürstenthum, mein Herr Timm?

Was denn sonst? Meinen Sie, es wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Große, ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz! Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. — Aber, wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur eine Menschensele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daß eine Maus davon satt wird, so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum. —

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach, sagen Sie, Jammerdinge. Wunderdinge sinds für mich nicht. Das unruhige Wesen steckt einmal im Geblüte der Mutter; und so etwas, hab ich immer gehört, ist erblich. Narrheit und Verrücktheit ist erblich.

Also auch Ihre selige Frau — die Frau Timm? —

Was wollen Sie sagen, Herr Doktor! Dem Sohne ward doch nur hier in Europa — der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie spekulirte Ihnen, besonders die letzten Jahre über, so in die Ewigkeit

keit hinein, daß fast mein Hauswesen darüber zu Grunde ging, und daß ich armer Mann in dieser Zeitlichkeit Ihnen gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erstickend.

So etwas kenn ich, Herr Timm. — Aber darf ich Ihnen nun sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meinste Bedenken macht? Das ist Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das ist ja ein so großer, berühmter Mann geworden!

Berühmter? — Ja! wenn mir nicht unser Herr Propst gesteckt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen, unwissenden Leuten ein Ansehen zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kömmts an. — Sehen Sie, mein Herr Doktor — aber, daß es doch ja unter uns bleibt und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — Da hat mir der Herr Propst eine Schrift von ihm zugestellt; eine Schrift — ich habe gelesen und bin fast vom Stuhle gesunken.

Ei, wie so denn? wie so?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Sepkulationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wirds nicht bloß in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie seiner Mutter, ihm wirds in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

Das ist mir zu hoch. Von der hab ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?

Herr Doktor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders gegen diese übersinnliche Welt wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihn bescheint, und eine Luft, die ihn erfrischt, aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut- und so bettelarm, daß er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit, denn wenn er die haben will, muß er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, sei ein Körper, nicht wahr?

Allerdings.

Sie glauben, Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rücken, Arm, Beine?

Nun zum Henker, die wird er mir doch nicht abstreiten! Die kann ich ja fühlen!

Alles Nichts! Alles Traum! und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Anders Traum? Denn es steht noch sehr dahin, ob Sie sind!

Ob ich bin? Ist er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! Indessen läßt sich Ihr Dasein vielleicht noch retten; denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie schaffen.

Mich schaffen? Mich alten Mann? lieber Gott!

Warum nicht? Er schafft auch mich, seinen Vater. — Ueber dies macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer; Alles, was Sie um sich und über und unter sich sehen, das macht er. — Kurz! seine Denkkraft ist, wie weiland das Bisambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will. — Ach, Herr Doktor, ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wann er stirbt?

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

Schade um sie! ich hätte sie haltbarer geglaubt.

O! er wird der jungen Tausendkünstler schon zustutzen, die auch ihre Denkkraft wie ein Bisambüchschen zu drehen wissen.

Nun ja! Und dann bleibt alles in seiner Ordnung, alles auf altem Fuße. — Herr Timm, ich hatte anfangs großes Bedenken, ich muß es wol sagen; aber jetzt sehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe und mache das Testament.

Recht, mein Herr Doktor! Und, wenns fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen unterschrieben haben, dann mag der Tod kommen, so bald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, gesteh ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andere in der übersinnlichen Welt! Der Eine um all sein Bißchen Hab und Gut, der Andere um all sein Bißchen Menschenverstand!

Nikolaus, der Taucher.

Als Friederich der Held nach vielem Uebelstand
Neapels Scepter aus Gregoris Händen wand,
so gings ihm, wies so manchem König geht,
der außer seiner goldnen Krone,
der Oper, und dem Hofpoet —
(den Titel gab man Narren sonst zum Lohne) —
nichts hat, wodurch der hohen Majestät
die Zeit halb schlummernd und doch gut vergeht —
Er hatte Langeweile.
Zwei Stunden sah er schon aus seinem Fenster
ins weite Meer, und hatte nichts entdeckt,
was Laune stört, und Neugier weckt.
Doch endlich sah er in dem weiten Meere
mit Wogen streiten einen Mann,
der bald im Abgrund lag, bald in den Wolken schwebte,
und der, obgleich die Fluth ihn zu verschlingen strebte,
doch immer kühn den schweren Sieg gewann,
bis er Sicilien erreichte.
Der Kaiser sieht ihn kaum am Ufer stehn,
befiehlt er auch, den Mann vor seinen Thron zu führen,
und will — man kann hieraus des Fürsten Laune sehn —
mit dieser Seltenheit den Park des Schlosses zieren.
Hier steht er nun mit dunkelbraunen Wangen,
mit krausem Bart, mit abgeschornem Haar,

mit schwarzem, kleinem Aug, aus welchem Blicke drangen,
die Friederich selbst, der Held und Weiser war,
zum Zittern und Erstaunen zwangen.
Sein kurzer Leib, gedrängt und fest,
zeigt Muskeln, die ein Paar von Ceilons Schlangen
erdrücken, und ein ganzes Löwennest,
trotz einem Herkules, zerstören können.
Die Haut ist rauh, sein Bart ist ausgebleicht,
die Stirne breit, der große Mund erreicht,
das größre Ohr, die Nase scheint zu brennen,
und wer ihn sieht, der möchte rennen.
So steht Held Nikolas vor Friederich,
sieht einen Menschen nur in ihm wie sich,
und fragt mit männlich festem Tone:
„Was soll ich Herr vor deinem Throne?“
Mir sagen, wer du seist, erwidert ihm
der Kaiser stolz. „Ein Mensch, der mit dem Ungestüm
des Meeres ringt,“ so Er, der von den Sitten
des festen Landes wenig weiß;
„doch der dabei, vergebt Herr Kaiser, mehr gelitten,
mit größeren Gefahren schon gestritten,
als Ihr vor Rom; nur daß ich meinen Schweiß
noch immer baar bezahlt bekomme,
wenn ich von Napel bis Sicilien geschwommen.“
Das kannst du? — „Ja, Herr Kaiser, ich kann viel,
was man mir nicht auf meine Stirn geschrieben,
und meine Kunst ist nicht ein Taschenspiel;

doch sollt mein Name wol Euch unbekannt geblieben,
Euch Nikolas noch nicht genennet sein?“ —
Du Nikolas, der weltberühmte Schwimmer,
der, wie man sagt, oft Tage lang allein
das Meer bewohnt, der Schiffe Trümmer,
eh sie am Ufer sind, in seine Arme nimmt,
bald nach Neapolis, bald nach Messina schwimmt?
Der viele Tage lang das Meer zu seinem Tische,
zu seiner Speise rohe Fische,
und Austern hat? Du bist der seltne Mann,
der solche Wunder leisten kann? —
„Ja, Herr, ich bins, und ist es keine Lüge,
was Euch der Ruf von mir gesagt;
kein Strudel ist, in den ich mich nicht schon gewagt,
und den ich nicht mit meiner Brust durchpflüge;
des Meeres Grund ist mir so wol bekannt,
als Manchem kaum sein Vaterland;
und läge nur ein Schatz in der Charybdis Schlünden,
ich wollt ihn schon, trotz allen Strudeln, finden.“
Ist dieß dein Ernst? „Herr Kaiser, traun! Ihr wißt,
daß mit den großen Herrn kein gutes Spaßen ist,
und habt Ihr Goldes zu verlieren,
so werfts hinein, ich will es bald ans Tageslicht,
vor Euer aller Angesicht,
der wilden Meeresfluth entführen!“
Ich halte dich beim Wort; wir wollen sehn,
was du vermagst; längst wünscht ich von den Schlünden

der

der Scylla die Natur, den Boden zu ergründen.
Du glaubst die Kunst des Tauchens zu verstehn:
wohlan! du sollst in diesen Schlünden
ein goldnes Trinkgefäß zu deinem Lohne finden.
So wie der Morgen graut, werd ich zu Schiffe gehn,
von deinen Augen diesen Becher,
aus Gold gediegen, in die Fluth
der Scylla werfen; hast du dann nicht Muth,
treu deinem Wort zu sein, so wirst du als Verbrecher
zum Kerker fortgeführt; doch stürzest du hinein,
so ist der goldne Becher dein. —
„Verzeiht, Herr Kaiser, wenn ich aber drinnen bleibe,
was wärs denn da? — Doch weil ich einmal muß,
so mags drum sein! Kein Kraut hilft für die Liebe,
kein Kraut hilft für den Tod.“ —
Der Kaiser lächelt, und ein gnadenvoll Gebot
befiehlt ihm, mit dem Morgenroth
des andern Tags zurückzukehren,
doch jetzo länger nicht den Kaiser zu beschweren.
Kaum ist der Schwimmer fort, um in das Meer,
berauscht von Hoffnung, sich zu tauchen,
so scheint ein Wind die ganze Stadt umher
die Neuigkeit des Hofes auszuhauchen.
Der Kanzler ist bestürzt, daß er
noch nicht den Nikolas gesehen.
Der Kammerherr will nicht zu Bette gehen,
bevor er nicht den Schwimmer kennt. —

Der thätige Minister der Finanzen,
der schön klassificirt ein jedes Wesen nennt,
was unter Neapels Firmament,
vom Kaisergaul bis zu den Wanzen,
vom Bischof bis zum Gänsehirt,
mit baarem Gold versteuert wird,
der hatte bald den Tod vor Schrecken,
ein neu Geschlecht von Menschen zu entdecken,
das er auf keiner Liste führt.
Die Polizei, die in Gebüsch und Hecken,
in Haus und Kammern spionirt,
ob nicht Franzosen drinnen stecken;
die über Geist und Leib regiert,
nicht gerne die Gelegenheit verliert,
ihr kahles Haupt hervorzurecken,
und Schlummernde aus süßem Traum zu wecken, —
die gute Polizei war wie vom Schlag gerührt,
daß Menschen in den Meeresfluthen,
von ihr noch ungeneckt und ungehudelt ruhten.
Der Erzbischof nickt sein betagtes Haupt:
ja, ja! die Menschheit wird zu weise;
der Himmel wird von ihnen noch beraubt;
ich glaube gar, am End macht einer noch die Reise
zum lieben Mond, der unbesiegbar schien;
und ach kein Glaubensbaum wird grün!
sie fangen an, das Christenthum zu hassen,
und werden endlich gar den lieben Pabst verlassen.

Indeß die Stadt zur Lustfahrt sich bereitet,
ist man auch schon an Friederichs Hof bedacht,
wie man zum seltnen Fest sich schön und glänzend macht.
Der Hoffurier, den stolz ein Herold leitet,
läuft Haus zu Haus bis in die späte Nacht,
die große Welt Messinas einzuladen;
und manche Donna, der nicht mehr der Frühling lacht,
begann die Schminken schon sich plätschernd abzubaden,
als ihr die Kammerfrau die Nachricht hinterbringt,
und sie, halb jung, halb alt, aus ihrem Bade springt.
Doch stört in stiller Liebestrauer
auch manches schöne Weib die nahe Meeresluft;
schon dachte sie mit thränbenetzter Brust
den künftgen Tag in ihrer öden Mauer,
von Eifersucht bewacht, durchlebt;
schon stützt die weisse Hand, umrollt von schwarzen Locken,
das bleiche Haupt, auf das, statt Blüthenflocken,
ein scheltend Wort des Gatten niederbebt,
als der Lakai des Kaisers Gruß verkündet,
und mit dem Gruß auch jeder Gram verschwindet.
Auch mancher Mann, den Stern und Titel schmückt,
saß noch, von Nahrungsnoth gebückt,
und frug sich selbst: Von wem am andern Morgen
wirst du das Geld zum Mittagsmahle borgen?
als ihm des Kaisers Nam entgegenschallt,
und wieder frisches Blut durch seine Adern wallt.

So brachte Nikolas, vom Knecht bis zum Minister,
vom Königssohne bis zum Küster,
die ganze Stadt in Thätigkeit.
Der Reiche denkt auf Geld, der Arme denkt auf Kniffe,
und miethet Gondeln, Barken, Schiffe,
und Mancher wohl sein reiches Kleid,
und schon ist man um Mitternacht bereit,
begleitet von der Kriegesknechte Schaaren,
im kaiserlichen Zug die Scylla zu befahren.
Kaum taucht Titania den rosenfarbnen Mund
in die geperlten Meereswogen,
so macht Drommetenschall Messinas Volke kund:
der Kaiser habe jetzt das wilde Meer bezogen,
durch Nikolas den tiefen Schlund
der Scylla und Charybdis zu ergründen!
Und alles, was zwei Beine hat,
stürzt wie besessen aus der Stadt,
den Kaiser noch am Strand zu finden.
Sie stürzen hin; da schwebt auf stillen Meere
der prächtge Zug; zweihundert Ruder kahnen,
bepflanzt mit goldbewirkten Fahnen,
des Kaisers Majestät, und vor ihm her
rauscht eine Gondel, wo aus schmetternden Drommeten
ein Jubelchor entgegen schallt,
vom dem der Ton sich kaum ins Meer verhallt,
als schon ein anders Chor von Hörnern und von Flöten
das Herz melodischer durchwallt.

Dem Kaiser folgt in einem leichten Kahne
der Schwimmer Nikolas, und seine Miene zeigt,
daß er das Meer beim wüthendsten Orkane
auch ohne Schiff und ohne Furcht besteigt.
Nach ihm erscheint in glänzendem Gedränge
der Gondeln schön bemahlte Menge.
So schön gruppirt, umspielt von leichten Winden,
hält, eh mans glaubt, der Zug vor der Charybdis Schlünden.
Der Kaiser war ein Feind von jeglicher Gefahr,
man wundre drum sich nicht, daß in gehörger Weite
er stehen blieb, denn in der Nähe war
kein Scherzen hier; da half kein Prachtgeleite
und keiner Kriegesknechte Schaar,
man ward im Umsehn da des Strudels Beute,
und wär man auch ein Peleid im Streite,
und weise wie Ulyß; das Ungeheuer-Paar
ehrt, weil Homer es will, das graue Haar
nicht aus Instinct; es nimmt dem Kinde von der Seite
den Vater weg, und wenn er hundert Jahr
ein wüstes Troja eingeschlossen,
und wären seine Schlachtgenossen
auch Pallas, Mars, Diana und Apoll.
Wen nicht der Strudel fassen soll,
der sei gescheidt und bleib in sichrer Hütte,
und schlummre sanft in seiner Freunde Mitte!
So denken wir, doch nicht Held Nikolas;
dem war, was uns ein Schrecken däucht, ein Spaß;

er sah mit kaltem Muth die ungeheuren Wogen,
wie sie ein Felsenstück erst auf und ab,
dann wirbelnd vom Olymp bis in der Hölle Grab
mit donnerndem Geräusche flogen.
Wir sehn indeß Messinas Volk gerührt
und voll Erwartung stehn, sehn schon den Becher blinken,
den Kaiser Friederich mit seinem Schnupftuch winken,
und jetzo, wie vom schnellsten Blitz geführt,
den Becher in die Fluth versinken.
Gott! ruft das Volk; da stürzt sich in die Fluth
Held Nikolas, und ist im Nu verschwunden.
Nicht wahr, mein Freund, ein solcher Sprung will Muth?
Ich meines Theils bin jedem sehr verbunden,
der diese Probe mir erläßt;
geboren werden ist ein Fest,
das Heid und Christ nur einmal feiert;
und was uns Mancher auch von seinem Himmel leiert,
so sag ich doch mit jedem guten Christ:
wohl dem, der nicht gestorben ist!
Gestorben? Nun! das ist noch nicht entschieden;
Herr Nikolas wird doch verständig sein!
drei Männer mußten ja im heißen Ofen sieden,
und kamen doch mit Kopf und Arm und Bein
so heil heraus, als wärs, vom Fieber zu genesen,
ein kühlend Rosenbad gewesen;
warum soll Nikolas allein
ein Opfer seiner Laune sein?

Der Himmel ist gerecht. Doch, ach! zwei Viertelstunden
sind schon dem Volk erwartend hingeschwunden;
umsonst! kein Nikolas erscheint.
Der Kaiser ist bestürzt, der Hofstaat scheint des Kaisers
wegen auch betroffen.
Die Priester werden ernst; manch schönes Auge weint;
und nur der Hofpoet, der in der Kunst zu hoffen
geübt war, er allein verliert noch nicht den Muth —
als plötzlich sich aus der beschäumten Fluth
ein rasselndes Geräusch erhebt,
und wie zur Oberwelt von Plutos Thron gesandt,
den goldnen Becher in der Hand,
Held Nikolas hoch auf den Wogen schwebt.
Indeß der Zug, den Schwimmer in der Mitte,
in voller Pracht nach Hause fährt,
entkleidet sich im Dunkel der Cajütte
Held Nikolas, der ohne Lanz und Schwert,
und nicht von dem Homer besungen,
hier einen größern Sieg, als Held Ulyß, errungen.
Ulyß sah dem Verschlingen zu,
doch Nikolas ward selbst verschlungen;
und ihm gebührt mit Recht das brüderliche Du,
mit dem der Kaiser ihn, den Blick voll Huld und Gnade,
jetzt da er trocken ist, empfängt.
Du bist ein braver Kerl, und es ist ewig Schade,
daß nicht ein Schwert an deiner Seite hängt!
sagt Friederich, und Alles drängt

sich her, den braven Mann — zu Friedrichs Zeit schon selten,
und noch dazu in Kaisers Gunst zu sehn.
Doch so wie in der Welt nicht jede Stämpel gelten,
die Laune oft gar wunderbar entsteht,
so will auch Nikolas von keinem Schwerte wissen,
und liebt die Gnade nur, die sich mit baarem Geld,
und ohne Sklavenrock erhält.
Er neigt sich dankbarlich, des Fürsten Hand zu küssen;
Herr Kaiser, sagt er, wenn es euch gefällt,
so laßt mich immer auf dem Meere;
im Wasser bin ich zwar ein Held,
wer weiß, was ich auf festem Lande wäre!
So bleibe, was du bist, erwidert Friederich;
kein Zwang ist gut; doch eh du dich
von mir entfernst, mußt du dein Wort erfüllen;
mit Wundern, die du sahst, jetzt meine Neugier stillen.
Herr Kaiser, Wunder sah ich nicht,
so Nikolas, auch war die Zeit zum Sehen
so sehr genau gezählt, und in dem Grund das Licht
so sparsam ausgetheilt, daß Wunder zu erspähen
unmöglich war, kaum, daß ich diesen Becher fand,
den mir sein Glanz verrieth, der halb im Sand
(dem Sande schien der Boden hier zu gleichen)
so fest wie eingemauert stand.
Nur mühsam konnt ich ihn mit meiner Hand,
die kalt und ohne Leben war, erreichen.

Ich zog ihn zu mir her, und dachte nun
an weiter nichts, als gut heraus zu kommen.
Ja, Herr, ich habe viel im Leben schon geschwommen;
doch diesen Sprung zum zweiten Mal zu thun,
kann euer Kaiserthum im Grunde liegen,
ich gönn es wahrlich mit Vergnügen
dem, der gleich mir sich in den Strudel stürzt.
Wie, Nikolas? ist so dein Muth gesunken?
fragt Friederich; ein goldner Becher würzt
doch sonst so manches Leid! Gold facht erloschne Funken
des Muths in ganzen Heeren an,
und sollte dich nicht mehr bewegen können?
Was ist für dich das Meer? Ein kühner Mann
muß über sich nie der Gefahr den Sieg vergönnen;
leicht ist, was man mit Muth beginnt, gethan;
versuch es noch einmal, mir von den Wunderdingen,
die Scyllas Grund vergräbt, Bescheid zu bringen;
du sollst auch denn zum Lohn aus feinem Gold
den zweiten Becher und noch hundert Gulden finden.
Das Glück, so Nikolas, ist uns nicht immer hold,
und daß ich aus den grausen Schlünden
zu Tage wieder kam, die Wahrheit zu gestehn,
war nichts als Glück, Herr Kaiser,
drum laßt in Gnade mich nach Hause gehn,
und einem Anderen das viele Gold verdienen.
Verwegner, fiel der Kaiser ein, mit Mienen,
die Zeugen seines Zornes sind,

mit Worten muß ein Mann nicht, wie ein Kind
mit seinen Puppen, spielen;
was erst Verdienst, kann jetzt nicht Zufall sein;
kein Blinder wird nach einer Scheibe zielen;
du rühmtest dich, die kühne Kraft sei dein,
bis in den tiefsten Grund des Meers zu tauchen,
und diese Kraft, ich wills, du sollst sie jetzt gebrauchen!
Herr Kaiser, zürnt mir armen Schwimmer nicht;
wenn ihr befehlt, muß ich umsonst es wagen;
was kann ein armer Knecht zu seinem Kaiser sagen?
und wolltet ihr mir ins Gesicht
mit euren hohen Händen schlagen,
ich würd es ohne Murren tragen;
geduldig sein ist eines Christen Pflicht,
und, bei den Heiligen! ich bin kein Bösewicht;
acht Tage flieh ich nur um Zeit, mich auszuruhn,
dann will ich, was ihr wollt, ja alles gerne thun.
Die Zeit sei dir gegönnt; man soll sogar, zum Zeichen
der kaiserlichen Gunst, in meinem Schloß
dir Speis und Trank aus meiner Küche reichen.
Der Kaiser sprichts, und, sanft gerudert, floß —
auf Mittag zeigt der Zeiger aller Uhren —
des Kaisers Gondel nach Messinas schönen Fluren.
Bekümmert schleicht der große Nikolas
dem Schlosse zu, und hört das Lustgetümmel
des Volkes nicht; in seiner Noth vergaß
er Volk und Ruhm, und denkt nur an den Himmel

und

und an des Wassers Schutzpatron.
„Ach, seufzt er, wär doch jeder Erdensohn
so klug, und hütete sich vor der Gunst der Fürsten!
veränderlich ist alles, was am Thron
gedeiht und blüht; der schwer errungne Lohn,
nach dem getäuscht oft tausend Zeugen dürsten,
ist meist ein Köder, der den Unerfahrnen reizt,
mit ihm, noch eh ers weiß, sein Herz sich zu zerreißen.
Wer nach dem Glanz der Fürstenliebe geizt,
der kann mit Recht der Thoren Erster heißen.
Entkräftet und verarmt sieht er zuletzt,
kann ihn sein Fürst nicht mehr wie sonst gebrauchen,
daß man nicht ihn, nur seinen Herrn geschätzt;
dann scheint die Luft ihn giftig anzuhauchen;
man flieht ihn, weil man ihn entbehren kann,
und jeder sagt: das war der reiche Mann!
Ich Thor! sonst konnt ich mich in jedes Wasser tauchen,
und war so frei und lustig, wie der Fisch,
der vor mir her in klarem Wasser spielte,
und keinen Zwang und keine Herrschaft fühlte;
doch jetzt, jetzt winket mir der kaiserliche Tisch
mit allen seinen Kostbarkeiten,
doch nur, um, mag ich wollen oder nicht,
zum Tode mich bestmöglichst zu bereiten.“
Indeß der arme Mann so wunderweise spricht,
(man glaubt es kaum, wie klug Gefahren machen,)
so sitzt der Kaiser schon beim Mittagsmahl,

erhebt mit schwerem Arm den schäumenden Pokal,
und trinkt, im Ernste halb und halb im Lachen,
so in dem Ton, wie ein besalbter Mann
der Niederen Verdienst bewundern kann,
des armen Schwimmers Wohlergehen.
Der Hofkaplan, der kaum zu stehen,
viel weniger zu sprechen mehr vermag,
will seiner Heiligkeit so recht ein Ansehen geben,
und trinkt dem Kaiser zu: Der jüngste Tag,
wo auch die Todten wieder leben!
und fällt, indem ers sagt, den Todten gleich,
bei seinem Stuhle trunken nieder.
Der Hofpoet, ein Kopf, der alte Lieder
in neue Formen schrieb, bemerkt: Des Priesters Reich
sei nicht von dieser Welt; so viel sei abzusehen,
zu seiner Zeit da werd er wieder auferstehen.
Der Hofpoet sprach wahr, denn siehe! kaum
sind dem Kaplan in süßem Traum
vier volle Stunden schnell vergangen,
so hat er auch den Chorrock umgehangen
und schreit, gelehnt auf seinen Hirtenstab,
mit stärkerm Baß, wie vor, zwei Dutzend Messen ab.
Der arme Nikolas wird während deß vergessen,
sitzt sorgenschwer bei seinem Mittagsessen,
denkt zitternd an sein nahes Grab,
und folgt dem Kastellan, im schön geschmückten Garten
in einem Sommerhaus die Stunde abzuwarten,

die ihm des Kaisers hohe Gunst
geruhtn wird höchst gnädig zu bestimmen,
in welcher Nikolas mit der gezeigten Kunst
sich wieder rüsten soll, die Strudel zu durchschwimmen.
Der Tag erscheint; die schwere Stunde naht,
und Nikolas muß sich zum Kampfe rüsten;
und schon verläßt mit kaiserlichem Staat
derselbe Zug, wie erst, Messinas reiche Küsten.
Drommetenschall durchbebt die Luft,
die golddurchwirkten Fahnen flimmern,
die hellpolirten Waffen schimmern,
und mancher hochgepriesne Schuft
scheint einem Gotte gleich im Kreise seiner Diener;
man scherzt und lacht und jauchzt und trinkt;
selbst Nikolas, dem schon der Strudel winkt,
wird durch des Weines Kräfte kühner,
und sieht im Geist sich schon, den Becher in der Hand,
zurückgekehrt zum sichern Strand.
Doch nicht das Volk; je näher man dem Ziele
auf stillen Wogen tanzend schwebt,
je mehr verräths durch Stille die Gefühle,
die Fürstenstolz mit Gold zu unterdrücken strebt.
„Der Kaiser hat den Nikolas gezwungen!“
raunt jeder leis dem Nachbar in das Ohr,
„er wird gewiß vom Meere heut verschlungen.“
„Nun, dann belacht man den berühmten Thor!“
sagt einer, den des Kaisers Schätze

ernähren müssen; „wer, wer, als er selbst, ist Schuld?
Gewährt ihm nicht die kaiserliche Huld
mehr, als er je mit seinem Fischernetze
erwerben konnte? mehr, als er verdient?
Beim Himmel! wer sich noch erkühnt,
mit einem Wort die Majestät zu schmähen,
den will ich bald am Hochgerichte sehen.“
Man schweigt; das Murren ist erstickt,
und keiner wagt, den Schwimmer mehr zu nennen,
als man den Herold schon erblickt.
Der Becher scheint in seiner Hand zu brennen,
so wie das Sonnenlicht ihn trifft,
und gibt, zum zweiten kühnen Werke,
durch seinen Glanz dem Schwimmer neue Stärke,
der auf geschmücktem Boot der Scylla Schlund umschifft.
Der Kaiser winkt, und von der Fluth verschlungen,
ist das verführerische Gold,
und Nikolas, für den gedungnen Sold,
mit minder Stolz, als Furcht, dem Becher nachgesprungen.
Ein schaudernd Ach! tönt von dem Volk am Strand
dem Kaiser zu, und scheint ihm anzudeuten,
wie Furcht und Zorn in ihren Selen streiten,
Mit der Gefahr des Völkerzorns bekannt,
verläßt sein Auge nicht die Fluthen;
er zählt mit Aengstlichkeit die schrecklichen Minuten,
in denen Nikolas noch unter Wasser bleibt,
und hofft mit jeder: Nun wird er erscheinen!

Doch stets umsonst! die wilde Scylla stäubt
sich stolz, mit Friedrichs Macht die ihre zu vereinen.
Die Furcht des Kaisers wächst; der unzufriedne Sinn
des Volkes läßt sich immer lauter hören;
so wie die Woge rauscht, blickt Alles hin,
um trauriger getäuscht sich wegzukehren.
Kurz eine Stunde war entflohn,
und Nikolas ist immer nicht erschienen,
und Friedrich muß zuletzt des Mittels sich bedienen,
muß wie ein Götterſohn
erst staunen, zürnen, drohn,
mitleidig dann den Sterblichen bedauern,
und die Nothwendigkeit betrauern:
Daß oft der Einzelne dem Allgemeinen stirbt.
Nachdem er dieß gethan und seiner Kriegeswachen
geschärftes Schwert beim Volk Gehorsam ihm erwirbt,
schwimmt er ganz wohlgemuth in seinem prächtgen Nachen
Messinas Strande wieder zu,
indeß Held Nikolas in guter Ruh
bei seinem goldnen Becher modert,
und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.

Krösus.

Krösus.

Ein historisches Gedicht.

Daß Niemand glücklich sei, eh seine Lebensbahn
Durchlaufen ist, und er am Ziele stehet,
Sprach schon im Alterthum ein hochberühmter Mann
Zu einem Könige. Schnell wie der Wind sich drehet,
Dreht sich das Glück. Wen dessen Gunst erhöhet,
O der vergesse nicht, wie bald er fallen kann!
Er lerne seinen Stolz durch Furcht des Wechsels zähmen;
Was ihm der Zufall gab, kann ihm der Zufall nehmen.

Doch überschlagen wir die ledige Moral
Und fangen an! — Er war einmal
(Das Wo und Wann thut nichts zur Sache)
Ein König; zwar kein Ideal
Von Fürsten, doch in seinem Fache
Der Aergsten Einer nicht; ein großer Held — im Schache,
Und außerdem — ein Umstand, der sogleich
Aus seinem Namen sich ergibt — gewaltig reich.

„Dieß könnte Krösus sein?“ — Errathen!
Allein, so reich er war, so pries ihn dennoch nicht
Der Weise glücklich. Ob sich dieses widerspricht?
Wir wollen sehn. Zwar schrieb von seinen Thaten
Der Hofpoet ein mächtiges Gedicht

Im Riesenstil der Asiaten;
Nur Schade, daß nachher des Reiches Untergang
Mit manchem andern Schatz auch diesen Schatz ver-
schlang!

Das Wichtigste sonach, was wir von Krösus wissen,
Ist, daß ein Weiser einst an seinem Hof erschien.
Der edle Solon wars, ein Mann, der dem Ruin
Die Stadt Athen schon manchesmal entrissen,
Und ihr Gesetz und Form gegeben hatte. Ihn,
Der jetzt auf Reisen war, ließ der Monarch begrüßen,
Und bitten, seinem Sitz doch nicht vorbei zu gehen,
Er wünsche nichts so sehr, als ihn bei sich zu sehen.

Und Solon kam. Ob ihn die Neugier bloß getrieben,
Ob Politik dabei im Spiele war,
Darüber schweigt Plutarch, der den Besuch beschrieben.
Wir sagen also kurz: die Ursach ist nicht klar;
Wer sie errathen will, mag seinen Scharfsinn üben.
Genug, er kömmt. Man stellt ihn dem Monarchen dar,
Der, mit Juwelen ganz besäet,
Auf seinem goldnen Thron sich majestätisch blähet.

Durch einen Prunk, den er noch nie erblickt,
Ein wenig überrascht, doch aber nicht verlegen,
Tritt Solon vor den Thron, und bückt
Geziemend sich. Der König nickt.
(Noch mancher kleine Fürst soll so zu nicken pflegen)
Ein Weilchen sahen sie einander schweigend an,
Bis endlich Krösus so begann:

„Mann von Athen, Wir heißen dich willkommen!
Längst haben Wir gewünscht, dich in Person zu sehen,
Nachdem Wir deinen Ruhm von weitem schon vernommen.“
Der Fremde bleibt gebückt mit einer Miene stehn,
Als mach ihn dieser Gruß beklommen.
Nun war die Reih an ihm, gar schön
Sich zu bedanken, und durch schmeichelhafte Sachen,
Mit Witz gesagt, den Hof dem Könige zu machen.
Er that es, ohne jenen Schweif
Von einem schalen Wortgepräge,
Mit Anstand, aus dem Stegereif.
Der Höflinge ringsum gedrängte Menge
Bemerkte zwar: Die Antwort wäre steif;
Es fehl ihr das Verdienst — der Länge;
Indessen zieht, gelaßne Ruh im Blick,
Der Bürger von Athen bescheiden sich zurück.
Der König winkt dem Großveziere,
Daß er jetzt in den Marmorsaal,
Wo schon ein königliches Mahl
Aus goldnen Schüsseln dampft, den Angekommnen führe.
Schnell öffnet sich die ehrne Flügelthüre.
Wie wird, o Solon! dir, als jetzt dich überall,
Wohin dein Blick verwundrungsvoll sich wendet,
Ein zauberischer Glanz in tausend Formen blendet?
Jedoch der Weise scheint, durch Alles, was er schaut,
Geärgert eher, als erbaut.

Die ungeheure Pracht, gleich einem Werk der Feen, —
Nicht der Bewundrung kleinsten Laut
Entlockt sie ihm; kaltblütig bleibt er stehen.
Indeß beginnt, den Reiz des Festes zu erhöhen,
Die Symphonie mit feierlichem Satz,
Und die Gesellschaft nimmt rings um die Tafel Platz.
Allein wie gings dem Weisen von Athen?
Er darbt, umringt vom Ueberflusse,
Läßt unberührt die Teller weiter gehn,
Und sehnt sich nur nach dem Beschlusse
Des Göttermahls. So auserlesen schön
Und herrlich Alles war, zum fröhlichen Genusse
Des Besten fehlte doch das Beste: jener Geist,
Von dem beseelt man froh auf Holz und Thone speist.
Vergebens perlt der Wein in goldenen Pokälen.
Der Götter Nektar ist ein bittrer Kräutertrank,
Wenn Freud ihn nicht versüßt, wenn lange Weil und Zwang,
Harpyen gleich, die stummen Gäste quälen.
Umsonst ertönt der Saiten Zauberklang,
Wenn sympathetisch nicht die Herzen sich vermählen,
Nicht Witz und muntrer Scherz in hellen Funken sprüht,
Und Jeder froher wird, je mehr er Frohe sieht.
Tief in dem Innern des Pallastes,
Umringt von seinem Harem, war
Indeß der König unsichtbar.
Man steht von Tafel auf. Für Zeitvertreib des Gastes

Zu sorgen, drängt sich der Satrapen Schaar
Um Solon, der — des widrigen Contrastes
Von Groß- und Kleinheit, Stolz und Kriecherei
Von Herzen müde — wünscht, die Posse wär vorbei

Du guter Solon! Große Dinge stehen
Dir noch bevor, woran du nie gedacht;
Du sahst nur erst des Königs Krösus Pracht!
Auch seinen Reichthum sollst du sehen; —
Ein Sklave hat bereits Befehl dazu gebracht; —
Um deine Weisheit ists geschehen!
Denn selbst Minervens Schild beschützt
Nicht vor dem Zauber, der aus Bergen Goldes blitzt.

Schon ist das schwarze Thor von Eisen aufgeschlossen;
Der Schatzverweser geht voran;
Der Großvezier beschließt; (nur diese Zwei genossen
Das Glück, der Todtengruft des Reichthums sich zu nahn,
Wohin, als in den Ocean,
Aus jeglicher Provinz des Goldes Ströme flossen)
Und zwischen beiden geht der Fremde; sein Gesicht
Halb Ernst, halb Spott. Der Schatzverweser spricht:

„Hier, Fremdling, liegt ein Schatz vor deinen Blicken,
Wie ihn ganz Asien nicht aufzuweisen hat.
Du siehst nun wol, daß unser Staat
Auf goldnen Pfeilern ruht. Wir könnten in der That

Von Sardes nach Athen ein goldnes Pflaster brücken.“ —
Hier fühlt der Grieche Lust, des Witzes Schwert zu zücken,
Doch hält er an sich, gibt der Ueberlegung Platz,
Und ruft halb lächelnd aus: „Das nenn ich einen Schatz!“
„Nur däucht mich, fährt er fort, muß Ueberfluß
der Säfte,
Sobald ihr Umlauf stockt, dem Körper schädlich sein;
Ein ungeheurer Wanst beweist nicht Riesenkräfte
— Das Gleichniß ist vielleicht mehr wahr als fein —
Des Ganzen Wohl, der Fortgang der Geschäfte —
Des Körpers, wie des Staats — kann nur alsdann
gedeihn,
Wenn alle Theile sich, die großen wie die kleinen,
Von Einem Geist beseelt zu Einem Zweck vereinen.“
„Auf dieses Gold, das hier begraben liegt,
Vermeint ihr euern Staat zu gründen?
Ich fürchte sehr, daß diese Meinung triegt.
Zwar, sagt man, läßt durch Gold sich Alles überwinden —
Doch nicht die Zeit! Das schwere Gold verfliegt
Vor ihrem Hauch, wie dürres Laub, von Winden
Des rauhen Herbstes weit umher verstreut;
Was frühre Zeit gespart, verschwendet spätre Zeit.“
„So viel ich aus Erfahrung weiß,
Gibts einen bessern Grund, als diese goldne Stütze:
Lebendge Kräfte, Muth, Gemeingeist, reger Fleiß
Der Einzelnen, und dann — der Staatskunst schönster
Preis —

Gerechtigkeit, daß Jeden im Besitze
Des Wohlerworbenen die Macht des Ganzen schütze;
Und Ruh und Sicherheit des Daseins Werth erhöhn; —
Auf solchen Pfeilern ruht der Freistaat von Athen!“
Hier brach er ab. Den beiden Staatsministern
Des Lydischen Monarchen klang
Dieß schrecklich ketzerisch. Man sah in ihren düstern
Geberden innern Groll und der Verstellung Zwang;
Sie schienen sich durch Blicke zuzuflüstern:
„Rast dieser?“ Solon schweigt; er merkt, daß schlechten Dank
Er ärnten würde, die Maximen
Der Staatskunst von Athen Satrapen anzurühmen.
Indessen hatte man der Zimmer lange Reih,
In welchen Krösus Schätze lagen,
Durchwandelt. Solon that bisweilen kurze Fragen,
Und fand das Resultat so klar, wie zweimal zwei,
Daß Krösus um sein Gold nicht zu beneiden sei.
Doch wird er dieß auch dem Monarchen sagen? —
Denn nun, nachdem man ihm die Herrlichkeit der Welt
Gezeigt, wird er aufs neu dem Fürsten vorgestellt.
Gleich einem Günstlinge der Feen
Saß der, in Gold und Purpur schwimmend, da.
„Nun, Solon, hast du einen Menschen je gesehen,
Der glücklicher, als Krösus, war?“ — O ja!
Erwidert dieser ihm, ich muß es frei gestehen,
Daß ich den Glücklichern in meiner Heimath sah.

Jetzt schien dem Könige das Lachen auszubrechen,
Doch Solon fährt gelassen fort zu sprechen:
„Der Mann, ein bloßer Bürger zwar,
Hieß Tellus; seine Tugend war
Der Schatz, der mehr, als Gold, ihn lebenslang beglückte.
Sein Haus, das eine Schaar von wackern Kindern schmückte,
In denen man verjüngt des Vaters Bild erblickte,
Wie rührend stellte dieß der Eintracht Tempel dar!
Auch sahe Tellus stets in tausend frischen Zweigen
Des Vaterlandes Flor zum höchsten Gipfel steigen.
Er starb, die Waffen in der Hand,
Die Brust dem Feinde zugekehret,
Er starb den Tod fürs Vaterland,
Das sein Gedächtniß noch in ewgen Liedern ehret.“
Der König, als er dieß gehöret,
Vermuthete beinah, es habe der Verstand
Des Mannes, der solch einen groben
Verstoß beging, ein wenig sich verschoben.
Die Großen um den König sahn
Einander pantomimisch an;
Manch Auge scheint, von Zorn entflammt, zu rollen;
Man flüstert ziemlich laut: Hinweg mit diesem Tollen!
Doch Krösus selbst, so weh es seinem Stolz gethan,
Daß den Tribut der Eitelkeit zu zollen,

Der Fremdling ihm so dreist versagt;
Er ist so schwach — daß er zum zweiten Male fragt:
Wie? Setzest du den Herrn so vieler Reiche,
Mich, einem Bürger nach? Gut! ich bescheide mich;
Man spricht das Beste gern — von einer Leiche;
Doch, Solon, denke nach, und sprich,
Kennst du sonst Einen noch, der mir an Glücke gleiche?
Der weise Solon, ohne sich
Zu scheun, des Königs Stolz noch einmal zu erniedern;
Spricht: glücklicher, als dich, kannt ich ein Paar von Brüdern.

Zwei Jünglinge, sie hießen Cleodis
Und Biton; Argos war ihr Wohnsitz; beide schienen
Ein Herz und Sinn; und als die Hand des Todes ihnen
Den besten Vater früh entriß,
Erfüllten sie die Pflicht, in ihrer Kümmernß
Der armen Mutter nun als Stütz und Trost zu dienen,
So ganz, daß kein Bedürfniß ihr gebrach,
Und Jedermann mit Ruhm von diesen Söhnen sprach.

Einst, als ein feierlicher Tag
Die Mutter, aus der Zahl von Junos Priesterinnen,
Zum Tempel rief, der fern auf einem Berge lag,
Fehlts an Gespann; das Opfer soll beginnen;
Die Alte, die so weit nicht mehr zu gehn vermag,
Weiß keinen Rath. Doch ihre Söhn ersinnen
Ein Mittel, wie die Lieb es nur ersinnen kann;
Sie spannen beide selbst sich vor den Wagen an,

Und

Und führen im Triumph — ein Schauspiel zum
Entzücken —
Die Mutter nach dem Tempel hin.
Ein jauchzendes Geleit umringt die Priesterinn,
Die Glückliche! Sie hebt, mit Thränen in den Blicken,
Die Händ empor und ruft; Erhabne Königinn
Des Himmels, laß den Lohn der Tugend sie beglücken!
Sie flehte nicht umsonst. Das nächste Morgenroth
Fand, Brust an Brust gedrückt, die edeln Brüder todt.
Als ein vertrauter Freund hatt er sie überschlichen
Der stille Genius; des Lebens Farbe war
Auf ihren Wangen kaum verblichen.
Ein Grab umschloß dieß nie getrennte Paar.
Doch auf den Lippen aller Griechen
Lebt beider Name noch, wird leben immerdar,
Und bei der Enkel Welt, mit ewig frischen Kränzen
Des Nachruhms, die Trophä'n der Helden überglänzen.
Er schweigt. Der Fürst, die Gluth des Zornes im Gesicht,
Fährt heftig auf. Mich also hältst du nicht
Für glücklich? Laß doch hören deine Gründe!
Der Weise neigt sich tief. „Verzeih, o König, spricht
Er, sanften Tons, wenn ich mich unterwinde,
Vor deinem Thron, so frei, als stünde
Die Wahrheit neben mir, zu reden. — Wandelbar
Ist jedes Erdenglück, sein Nachbar die Gefahr.
Wo ist der Mächtige, der Reiche,
Der sagen darf: mein Reichthum, meine Macht

Gehöret mir? Das strenge Schicksal lacht
Des stolzen Wahns, und knickt mit einem Streiche,
Wie dünnes Schilf, den Riesenstamm der Eiche.
Vergebens, daß Gewalt den goldnen Schatz bewacht;
Der Zufall sprengt die Schlösser und die Riegel,
Und gibt dem Jahre lang gefangnen Plutus Flügel.
Nicht eher, bis der Tod des Lebens Ziel bestimmt,
Nicht eher ist des Lebens Glück entschieden;
So lang ein Schiff im offnen Meere schwimmt,
Hat es noch die Gefahr des Scheiterns nicht vermieden.
Der nur, der mit sich selbst, und mit der Welt zufrieden,
Am Grabe lächelnd Abschied nimmt,
Und froh zurücke sieht auf die vollbrachte Reise,
Nur der verdient, daß man ihn glücklich preise."
So sprach der Bürger von Athen
Mit Würd und Ernst, doch mit bescheidnem Tone;
Er redete vor einem Königsthrone
Die Wahrheit — traun! ein seltnes Phänomen,
Und ging. Der König ließ ihn gehn,
(Wo schätzt ein Krösus je die Weisheit der Solone?)
Verächtlich sah er ihm mit seinen Großen nach,
Und setzte sich ans Bret, und spielte Schach.
Daß Solon länger sich in Sardes zu verweilen
Nicht den geringsten Trieb verspürt,
Errathet ihr. Wo Schwäch und Stolz regiert,
Und Tyrannei und Sklavenfurcht die Säulen

Des Thrones sind; ein Schwarm des feilen
Gezüchts, das Speichel leckt, des Staates Ruder führt:
Da ist noch nie ein weiser Mann gediehen;
Und seine Weisheit selbst, was räth sie ihm? zu fliehen.

Zu fliehen, wie aus einer von der Pest
Bedrohten Stadt, wann schon, im gräßlichen Geleite
Des Elends, sich der Tod auf tausendfacher Beute,
Gleich einem Geier, der ein ganzes Nest
Auf einmal würgt, herunter läßt.
So floh der Weise hier, und freute
Jetzt seiner Rettung sich; das Gaukelspiel der Pracht
Verschwand aus seinem Blick, wie ein Phantom der Nacht.

Die Abendröthe war verblichen;
Mit ihren Sternen kam die Nacht.
Auf einmal schreckt den guten Griechen,
Der sich auf morgen früh zum Aufbruch fertig macht,
Ein Fußtritt; leise kömmts im Dunkeln her geschlichen.
Wie? Hat vielleicht der König sich bedacht,
Und läßt den fremden Mann, an seinen rauhen Sitten
Sich zu belustigen, zur Abendmahlzeit bitten?

Dem guten Solon wird vor Schrecken heiß und kalt,
Als jetzt ein Mann von Zwerggestalt,
Schlecht angekleidet nur, so viel der düstre Schimmer
Der Lampe sehen läßt, ins Zimmer
Hereintritt; — doch so bald er sprach, so bald
Verschwand des andern Furcht. — Und in der That
kein schlimmer

Besuch! — „Vielleicht der Hofpoet?“
Ihr irrt; ein Dichter wars, der noch im Rufe stehe:
Der Mann, der uns zuerst der Menschen Charaktere,
Vermummt in Thiergestalten, wieß,
Und manche goldeswerthe Lehre
Durch Esel oder Rind an uns bestellen ließ, —
Mit einem Wort: Aesop. Sein Witz, den Jeder pries,
Verschafft ihm unverhofft die Ehre,
Daß Krösus ihn zu sich berief,
Der, wenn der kleine Mann erzählte, sanft entschlief.
Laß Solon, sprach Aesop, dir guten Rath ertheilen!
Es schmerzet mich, dich so verkannt zu sehn;
Du spielteſt auch zu sehr den Weisen von Athen;
Wer unter Wölfe kömmt, muß mit den Wölfen heulen,
Und wer am Hof erscheint, aufs Schmeicheln sich verstehn;
Er darf der Großen Ohr nicht mit den scharfen Pfeilen
Der Wahrheit ritzen; Lob, mit Feinheit angebracht,
Dieß Mittel ists, wodurch man Glück am Hofe macht.
Und denkst du denn, daß mich der Wunsch, mein Glück zu machen,
Erwidert Solon ihm, nach Sardes hergeführt?
Ich schmeicheln? Wahrheit ist von allen guten Sachen
Die beste; herrlicher, als eine Krone, ziert

Ihr

Ihr ächter Schmuck; wer den verliert,
(Und nur ein reines Herz kann diesen Schatz bewachen)
Der ist, und wenn sein Haupt ein Diadem umstrahlt,
Ein armer Thor, der nur mit Flitterstaate prahlt.
Der kleine Phrygier hört mit beschämten Wangen,
Was der erhabne Grieche spricht;
Auch war der mit der That der Lehre vorgegangen;
Bald lenkt sich das Gespräch auf Freiheit, Recht und
Pflicht —
Der Dichter und der Philosoph umfangen
Zuletzt als Freunde sich. — So mischt sich Wärm und
Licht. —
Die Nacht entschlüpfte schnell; sie schieden;
Und Solon zog nun seinen Weg in Frieden.
Von Solon pflegte man seit dieser Zeit
An Krösus Hofe nicht aufs rühmlichste zu sprechen;
Er hieß ein mürrischer Pedant, dem Artigkeit
Und Klugheit fehlt, ein Mann mit lächerlichen Schwä-
chen. —
Doch, stolzer Fürst, dein Fall ist nicht mehr weit;
Die Stützen deiner Größe brechen.
Verschwunden ist dein ungeheures Glück, —
Ein Holzstoß wird dein Thron, dein Halsgeschmeid ein
Strick,
Der junge Cyrus, angefallen
Von Krösus, sammelte der Perser tapfres Heer;

Die kriegrischen Drommeten schallen,
Die Schlacht beginnt, und ist, nach kurzer Gegenwehr,
Entschieden. Krösus flieht; die zagenden Vasallen
Ihm nach. Man sieht die Perser, wie das Meer
Durch den geborstnen Damm, erobernd vorwärts dringen,
Und Sardes Mauern schon am dritten Tag umringen.

Der stolze Krösus weint vor Scham und Wuth;
Die scheußlichste der Eumeniden,
Verzweiflung, packt ihn an. Vergebens, daß zum Frieden
Im Vortheil Cyrus ihm zuerst den Antrag that,
Er schlägt ihn, ungerührt von so viel Edelmuth,
Verächtlich aus, und hat sein Schicksal selbst entschieden;
Die Stadt, vom Ueberrest des Heeres schwach bemannt,
Thut den Belagerern nicht einmal Widerstand.

Sie übergibt sich selbst des Siegers Händen;
Er schont die Stadt, und eilt, Geschwader abzusenden,
Die den Pallast des Königes umziehn.
Das Wurfzeug rückt nun an; den felsenfesten Wänden
Droht der Ballisten Stoß Erschütterung und Ruin;
Umsonst sucht Krösus zu entfliehn;
Durch die gesprengten Pforten drängen
Bereits die Perser ein, und nehmen ihn gefangen.

Und der mit Recht ergrimmte Cyrus spricht
Sein Todesurtheil: Schmach und Bande
Hast du verdient, treuloser Bösewicht!
Bundbrüchiger Befehder meiner Lande!
An dir, dem Räuber im Gewande

Der Majestät, wird Grausamkeit zur Pflicht.
Wie rasch du warfs, die Glut des Krieges anzuzünden!
Gut! in der Flamme sollst du deine Strafe finden.
Gleich einem, der Medusens Haupt,
Das grause Haar voll Schlangenlocken,
Erblickt; im ersten Nu des Schreckgesichtes glaubt
Er noch zu fliehn, doch Puls, Gelenk und Sehnen stocken;
Er steht versteint. So stand, die Augen stier und trocken,
Mit offnem Mund, des Athems fast beraubt,
Der Unglückselige, der Erdengott, entadtert,
Von seiner Höhe nun so tief hinabgeschmettert.
Man bindet und entkleidet ihn;
Die falsche Pracht, vom Glücke nur geliehn,
Wird durch die Hand der Henker schnell vernichtet,
Und an der Stätte selbst, wo Cyrus ihn gerichtet,
Ein Scheiterhaufen aufgeschichtet,
Das Todesurtheil zu vollziehn.
Der Sieger steht dabei, in seinen finstern Blicken
Scheint richterlicher Ernst das Mitleid zu ersticken.
Er steht von seinem Heer umringt;
Es herrscht ein schauderhaftes Schweigen.
Der Holzstoß wird mit dürren Zweigen
Und Stroh ringsum belegt; man bringt
Das Opfer her, den Thron der Marter zu besteigen.
Ein tief geschöpfter Seufzer dringt

Aus Krösus Brust, und auf den letzten Stufen
Hört man ihn überlaut: o Solon! Solon! rufen.
Verwundert über dieß Geschrei,
Läßt ihn der Fürst der Perser fragen,
Was für ein Schutzgott oder Mensch das sei,
Dem er gerufen? — Ach! fängt Krösus an zu klagen,
Ein weiser Grieche wars; er kam, statt Schmeichelei,
Die große Wahrheit mir zu sagen,
Die Wahrheit, die der Stolz im Glück so leicht vergißt,
Daß Niemand glücklich sei, eh er gestorben ist.
Ich spottete, durch Eitelkeit verblendet,
Des Weisen nur. In stolzer Pracht
Schien ich mir selbst ein Gott an Glück und Macht; —
O Solon! sähest du, wie dieser Gott hier endet!
Er schweigt. Die Nachricht wird dem Sieger überbracht,
Der, als er dieß vernimmt, bestürzt die Augen wendet,
Und kaum der Thränen sich enthält. —
Man bind ihn, ruft er, los, und führt ihn in mein Zelt! —
Der Funke hatte schnell gefangen;
Der edle Sieger überwand
Sich selbst; der schönste Sieg! Den raschen Zorn verschlangen
Gefühle bessrer Art; der Grimm der Rache schwand
In sanftes Mitleid hin. Vor seinen Augen stand
Ein fruchtbar Beispiel, das zu hangen

Betrachtungen ihm nahen Anlaß bot:
Wer weiß, denkt er, welch Los auch mir in Zukunft
droht?
Bin ich nicht auch ein Mensch? Die Krone
Gab mir das Glück; das Unglück kann sie mir
Entreißen, wie es diesen von dem Throne
Zum Scheiterhaufen riß. — Der Ueberwinder schone
Den überwundnen Feind; des Siegers schönste Zier
Sei Menschlichkeit! Was bürget ihm dafür,
Daß, wenn sich einst die Gunst des falschen Glückes
wendet,
Nicht der Eroberer in einem Kerker endet?
Dieß Selbstgespräch begleitet eine That,
Des edlen Cyrus werth. Als Krösus ihm sich naht,
Und sprachlos, tiefgerührt, zu seinen Füßen sinket,
Hebt er ihn auf, umarmt ihn, winket
Die andern fort, und spricht: dein Solon, wie mich
dünket,
Gab als ein weiser Mann uns beiden guten Rath;
Dank ihm! daß dich die Flamme nicht verzehrte,
Und wilde Grausamkeit nicht meinen Ruhm entehrte.
Komm, laß uns Freunde sein! Vertraue mir dein
Land;
Ich fordere dieß nicht, weil ich dich überwand —
Mich reizt ein schönres Ziel. — Durch Schmeichler
eingewieget
Hast du die heilge Pflicht der Könige verkannt;

Das

Das Schicksal hat es schwer an dir gerüget.
Doch auch dein Reich, das krank darnieder lieget,
Braucht einen Arzt, der dem Verderben wehrt,
Das, wie ein schleichend Gift, in seinem Innern gährt.
Sobald des Volkes Geist, die Sitten sich verschlimmern,
Statt rauher Tugenden verfeinte Laster schimmern,
Des Krieges Wuth des Bürgers Fleiß erschlafft,
Der Große, statt ums Wohl des Ganzen sich zu kümmern,
Nur Ansehn, Macht und Gold zusammen rafft,
Und der Regent von Wahn und Leidenschaft
Sich irre führen läßt: dann löst, trotz allem Zwange,
Sich jedes Band im Staat, erreift zum Untergange.
Vergib mir diese Schilderung,
O Krösus! Weit entfernt, durch Vorwurf dich zu kränken,
Bedaur ich dich. Doch Muth! Ich bin, wiewohl noch jung,
Nicht an Erfahrung arm: laß uns auf Mittel denken,
Dein Volk, befreit vom regellosen Schwung
Willkührlicher Gewalt, durch eine Kraft zu lenken,
Die, von dem sanften Geist der Menschlichkeit belebt,
Nach einem edeln Zweck durch edle Mittel strebt.
Dieß, und was sonst noch mehr der junge Held im Feuer
Der edelsten Begeistrung über Pflicht
Der Fürsten, über Recht der Unterthanen spricht,
Dringt tief in Krösus Herz. Der Täuschung dichter Schleier,

Der

Der ihm so lange Zeit der Wahrheit reines Licht
Verdeckte, reißt. Großmüthiger Verzeiher!
Ruft er, wiewohl er kaum vor Rührung stammeln kann,
Nimm meine Huldigung mit diesen Thränen an!
Gepflegt von deinen weisen Händen,
Wird dieß zerfallne Reich aus Trümmern sich erneun;
Doch willst du, weiser Fürst, dein schönes Werk vollenden,
So schließ auch mich in deinen Plan mit ein!
Ich, ohne Freund im Glück, wohin soll ich mich wenden
Im Unglück? Deine Hand allein
Kann mein verirrtes Herz der Tugend wieder geben,
Drum gönne mir, o Herr, das Glück bei dir zu leben!

Begeisternd leuchte mir dein großes Beispiel vor,
Und lehre mich, den falschen Glanz verschmähen,
Den ich, im Glück ein stolzer Thor — —
Hier fällt ihm Cyrus ein: Vergiß, was einst geschehen,
Dein edler Vorsatz hebt weit höher dich empor,
Als du gefallen bist. Du sollst Beweise sehen,
Wie sehr dich Cyrus schätzt, wie wenig er vergißt,
Daß er für einen Thron Ersatz dir schuldig ist.
Er nimmt ihn mit nach Susa, und erkläret
Ihn laut für seinen Freund; ein Loos,
Bei welchem Krösus — jetzt vom Stolz und Wahn bekehret —
Der ächten Freuden mehr genoß,

Als ihm sein Thron, sein Schloß, und Harem je gewähret.

Mit seinem Schicksal ausgesöhnt, verfloß
Des Lebens Abend ihm in einem edeln Kreise
Von Freunden; Thor im Glück ward er durch Unglück weise.

Graun und Euler.

Nein! sagte der große Tonkünstler Graun zu dem noch größeren Mathematiker Euler: die bloße Kenntniß der Regeln der Harmonie machts nicht aus; mit ihr allein ist man kein Meister. Müßten sonst nicht Sie, der Sie jene Regeln so gründlich inne haben, einer unsrer größten Tonkünstler sein?

Und wie, wenn ichs wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunst nicht geübt; ich muß es versuchen. — Sie gaben sich das Wort, beide auf einen bestimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer; nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voll Geist und Gefühl, und man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach der Regel untadelhaft; aber

uns

unfangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth; man war froh, als er die letzte Note anschlug.

Nun! fing der Tonkünstler mit einem kleinen, bescheidenen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie selbst zum Richter nehme, Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß, mit der Kenntniß der Harmonie ists nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand, als ich allein, besitze; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich, so hab ichs Ihnen abstreiten wollen. — Der Tonkünstler lachte, und schenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei diesem kleinen freundschaftlichen Wettstreite waren durch Zufall ein Paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andere ein Schüler von Euler, zugegen.

Sie sehen, sagte der junge Tonkünstler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unsere Kunst Ihre mathematische Theorie ist.

Unnütz? fragt der Mathematiker, das sehe ich nicht ein.

Unnütz in jeder Absicht, mein Herr. Denn fürs erste hat sie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird — und kann keins hervorbringen — —

So wird sies doch führen, erleuchten.

Auch das nicht.

Hat denn Ihr Meister nicht Theorie?

Allerdings! trotz dem Besten! — Aber ich behaupte, er würde nichts schlechter sein, wenn er auch keine hätte. Mit diesem feinen, zärtlichen, richtigen Sinne, womit er geboren ist, mit dieser Kenntniß der besten Werke vor ihm, mit dieser vieljährigen Uebung würd er alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können.

Die leichtern, einfachen Werke vielleicht; aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntniß der Muster nichts vermag, so vermag man mit diesen Erfordernissen Alles. Ja! Gehör allein, mit einer warmen innigen Empfindung verbunden, muß schon genug sein. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden.

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältnißbegriff.

Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsere Zeiten wird mehr erfordert. Jetzt bedarf das Genie der zweifachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.

Warum nicht?

Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke — —

Ja,

Ja, ja, sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte, das Genie, wie ich wol sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder! — Kann ichs Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne. Darum hat noch immer unsre Theorie doch ihren Werth.

Für wen, wenn sie für uns keinen hat?

Für uns selbst.

Sonderbar! Die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar sein!

So gut, wie die Sternkunde es ist, obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schifffahrt, noch Zeitberechnung — —

Was Schifffahrt und Zeitberechnung! Lassen Sie weder Schiffe, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt sein: sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, vortrefflichsten Wissenschaften.

Wie? Ohne zu nützen?

Was verstehn Sie unter Nützen? — Oder um kürzer davon zu kommen, wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie

nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die vom Menschen erfunden wurden, die edelste, feinste?

So denkt von seiner Kunst ein jeder Künstler.

Aber nur einer mit Recht.

Das fragt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit auseinander scheinen; und in der That sind sies auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schätzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt, nicht wahr?

Allerdings! und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiedenen Theilen, schätzbar, weil sie meine Vernunft und also eine Kraft meiner Sele beschäftigt, die doch, hoff ich, auch zu den höhern gehört, und die wol so viel, als jede andere, werth ist. — Wollen Sie statt Beschäftigen etwas anders setzen, das natürlicher Weise daraus entspringt — Bilden, Erhöhen, Erweitern — ich bins zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöht, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: Die Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich sein, was kümmert das mich?

Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plötzlich ausging — wenn Sie sonst nichts, als Beschäftigung Ihrer Vernunft, suchen, so sollt ich denken —

Was?

Ich sollte denken, es gäbe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

Das meint ich.

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und bilden müßte, von je mehreren Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Das

Das Umsuchen.

Sei uns fröhlich gegrüßt, der Freude heiliger Abend,
Denn nicht Kinder freuen sich nur, auch die sinnenden Eltern
Freuen sich dein, wenn sie, den Hausgenossen und Kindern
Zu bereiten ein Fest, bald dieß bald jenes erwählen,
Endlich, was sie gewählt, als das Beste von Allem behalten.
Aber die herzlichste Lust ist unsrer Kinder; das Jahr durch
Denken sie noch des vorigen Fests, wie schön es gewesen;
Hoffen von Ostern an schon das künftige. Selber des Greises
Blick erheitert sich noch, wenn er bei den Freuden der Enkel
Sich lebendiger heut in seine Jugend zurück denkt.
Alles noch weiß er, wie einst in seinem Hause geschenkt ward;
Wie die Mutter so heimlich war; wohl etliche Wochen
Immer dem Mädchen, ging es zu Markt, noch flüsternd was auftrug;
Schränk und Kasten verschlossen erhielt, und so ehrsam vorbeischlich,
Wenn sie unter der Schürze was trug. Wie am Abend nun selber

Ernst

Ernst und eifrig der Vater des Hauses liebe Genossen
Alle zusammenrief, und, waren sie alle beisammen,
Einen der Lobgesänge des Tages mit Andacht anstimmte.
Endlich als Führer voran das Visitenzimmer uns aufschloß;
Wie die Lichter da flammten, die Bäume Rosinen und Mandeln
Trugen an goldenem Zweig, auf blanken Schüsseln das Obst lag
Und die Nüsse, darüber die Pfefferkuchen von Nürnberg,
Und ringsum der Kinder noch viel und viel noch des Spielzeugs.
Das erzählt er, siehe! wird Kind mit Kindern noch einmal,
Wenn ihm der schmeichelnden Enkelinn Hand den selber gestickten
Beutel zum Geld, und das Band an den Stock zum heiligen Christ bringt.
Göttlicher Menschenfreund, mit Wohlgefallen vom Himmel
Siehst du wahrlich herab, und nimmst die Freude der Kinder
Und der Glücklichen all für Feier deiner Geburt an.
Feiert, Einer dann so, der Andre ihn anders: nur sei er
Herzlicher Freude geweiht, der Tag! — Die Gabe zu wählen
Lehr euch prüfende Weisheit, und Liebe mach euch erfindsam,

Ihren

Ihren Werth zu erhöhn durch Künste des freundlichen
Gebens! — —
Sie versteht Palämon, mein Freund. Kein Vater des
Hauses
Macht es zum ernstern Geschäft, des Hauses Freude
zu schaffen.
Mit den Glücklichen feiert ich einst den geheiligten
Abend.
Aufgestanden vom gnügsamen Mahl war die kleine Ge-
sellschaft,
Und die Mutter, indeß herausgetragen, geordnet
Und gereinigt ward, rief uns ins Zimmer daneben,
Zeigte dieß und das, und fragte nach diesem und jenem,
Als ob wär es ihr völliger Ernst. Wir wurden gerufen. —
Frei war das Zimmer, von sechs vertheilten Lichtern
beleuchtet,
Und es umfloß uns der Duft des angezündeten Weih-
rauchs. —
Siehe! da kam aus der gegenüber sich öffnenden Flur-
thür
Fröhlich Freund Palämon daher. — Cremonesische
Saiten,
Die er sparsamer sonst dem besuchenden Kenner nur
rührte,
Hielt er hoch in der Hand und trat in die Mitte des
Zimmers,
Und er spielte nicht nur, er sang auch. Also begann er:

Sucht

Sucht lustig, ihr Kinder!
Den glücklichen Finder
Belohnet ein Schatz.
Zwar liegt er verborgen
Doch seid ohne Sorgen!
Wer klüglicher hört, entdecket den Platz.
Durchwandert das Zimmee,
Und merkt mir nur immer
Aufs wechselnde Spiel.
Wer fern ist, dem schweig ich;
Wer nah ist, dem zeig ich
Durch stärkern Ton, er sei näher am Ziel.

Rings war alles jetzt still und jeder Blick voll Erwartung. —

Wer hat umsuchen gelernt? ruft Vater Palämon.
Karl, ich denke, du wagst, und Karl war der erste, der umging.
Unter dem Spiegel lag ein Paket auf dem marmornen Tischchen,
Lose gewickelt in schlechtes Papier, und mit räuchrigem Faden
Kaum umwunden. Da hätte kein Mensch verborgene Schätze
Innen gesucht; auch ahndete sie der suchende Karl nicht,
Ging von Thür zu Thür, von Fenster zu Fenster, und immer

Schwieg

Schwieg die Musik; von Stuhl zu Stuhl, und immer
noch schwieg sie;
Jetzo naht er dem Spiegelfach, und fliegende Töne
Schwebten ihm zu, verstärkten sich bald, bald wurden
sie schwächer;
Aber, Karl, rief endlich die ungeduldige Mutter,
Merkst du denn nicht, wo es klingt, wenn du hinstehst?
Siehe! da flog er
Hin zum Tisch, und es rauschten die Saiten. Vom
Stuhle zur Rechten
War er im Sprung beim Stuhle zur Linken; hinter
dem Spiegel
Sucht er, und griff in ein Spinnengewebe; sucht unter
dem Marmor —
Da wars denn; doch klangen sie noch zwar zögernd die
Saiten,
Aber sie klangen doch; und denkend stand er am Tischchen:
Hier denn muß es doch sein, so rief er, und wagt es
und wagt es,
Griff! — Da strömt in vollem Akkord das hehre Tris
umphlied:

Er hats! Er hats!
Viktoria!
Der Schatz, der Schatz
Ist glücklich da!
Wen Sorg und Müh
Des Suchens schreckt,

Von dem wird nie
Der Schatz entdeckt.
Heil, Finder, dir!
Hast Muth und Blick!
Drum wünschen wir
Dir billig Glück!

Und sie lachten beim Sang. Doch freundlich versetzte der Vater:

So, mein Karl, wirds oft dir gehen! Wir suchen die Wahrheit
Oben und unten, und links und rechts, und sie liegt in der Mitte,
Scheinlos und leicht bedeckt. Laß nie vom Schimmer dich täuschen!

Nein! das hätt ich doch besser gemacht, rief Julie spöttisch, Karl, und du bist älter, als ich! — Wir wollen doch sehen,

Rief Palämon. Julie sucht. — Indem sie sich anschickt, Zieht sich, wie spielend, gemach die älteste Schwester zum Vater,
In die Mitte des Zimmers. — Wie wärs, ich löste Sie dießmal,
Liebes Väterchen, ab? Wie meines eignen Auges Schon ich der Violine. — Da gab er sie ihr und verbiß sich
Ueber den neuen lustigen Schwank ein beginnendes Lächeln.

Julie ging von Wand zu Wand im geräumigen Zimmer;
Aber es schwieg. Noch einmal; es schwieg. Du verstehst nicht
Zu spielen, Schwester, gib dem Vater das Spiel. Du verstehst nur das Suchen,
Liebe Julie, nicht, sonst hättest du lange gefunden.
Wenn du nicht siehst, so ist einzig der Grund, daß die Sache zu klar ist —
Und sie ging von Person zu Person noch einmal die Runde;
Aber es schwieg. Da flog sie zuletzt halb zornig im Herzen
Gegen die Schwester; und sieh! von selber tönten die Saiten. —
Was ist das? Wirst sehn. — Sie nahte, da tönte es ihr stärker;
Faßte die Schwester, da rauscht ein Marschchen zum Scherz einst
Von Palämon gelernt. — Wie kann dein Mantel denn mein sein? —
Und, er ist wirklich doch dein! So eben, als ich hieher ging,
Kriegt ich ihn erst, du mußt den Schneiderfaden noch finden.
Her ihn zu schicken, war nichts; er kam vielleicht dann in Hände,

Wo er nicht sollte. Da faßt ich mich kurz, und zog ihn
mir selber an,
Denn so sahst du ihn sichtlich vor deinen Augen, und
dachtest
Doch am wenigsten wol, er sei dein. — Das hast du
getroffen!
Aber Täuscherinn du! Du konntest so trocken mir sagen,
Als er ins Auge mir stach: den hat mir Männchen ge-
geben,
Laß du mit Samojeden dich auch heut Abend beschenken!
Aber wie konnt ich das denken? — Des Bruders Be-
lehrerinn mußte
Billig das denken, versetzte der sanft erinnernde Vater.
Doch jetzt fand sie ja auch; singet das Lied von der
Wahrheit:

Allzuhelle Wahrheit
Sehn wir oftmals nicht,
Die zu große Klarheit
Blendet das Gesicht;
Drum schaut ihr dreister
Ins Auge hinein;
Und laßt euch nicht blenden
Durch täuschenden Schein.
Nur drauf losgegangen
Und sie fest gefaßt,
Wenn du sie nach langen
Zirkelgängen hast.

Drum preiset, o Freunde,
Die glückliche Hand,
Die noch vor dem Auge
Durch Greifen sich fand.

Karl voll Freuden indeß durchsah die geöffneten Schätze; Lauter herrliche Sachen! ein mathematisches Reißzeug, Zeichenstifte, Velinpapier, Storchschnabel, Probierstein
Farben, Pinsel. — Mich dünkt, dieß alles sind nützliche Sachen;
Lerne sie brauchen! der Vater sagt; und, fügte die Mutter
Sorglich ihm bei, und werd uns auf Ostern ein guter Primaner.

Julien' kleidet indeß mit dem langen seidenen Mantel
Henriette. Was bist du dieß Jahr nicht, Mädchen, gewachsen!
Sitzt dir das Ding nicht, wie gegossen, am Leibe!
Milon, Henriettens Gemahl, war indessen gekommen,
Den Geschäfte bis jetzt an seinem Pulte gefesselt.
Eben, geliebter Sohn, sind wir bei Dortchen und Hermann,
Rief Palämon ihm zu. — Da nahm der Vater die Tochter,
Umzusuchen mit ihr; und sie fanden in Großpapas Tasche,

Eine

Eine Schachtel mit bleiernen Thieren von Dreißig in Halle.

Lieber noch hätte ich fast die Figuren, bemerkte Pas lämon,

Ohne Farbe gesehn; denn manche Farben sind schädlich.

Doch hier sind sie wol Noth zur Wahrheit des Bildes, und Dortchen

Ist ein verständiges Kind und bringt sie niemals zum Munde.

Aber Mütterchen nahm den kleinen freundlichen Hermann

Jetzt auf den Arm, denn Großmama winkte. Die hatt aus der Kammer

Eine Trommel geholt, und trommelte hinter dem Rücken,

Und zur Rechten bog sich der Klein' und bog sich zur Linken,

Um die Trommel zu sehn; umsonst! denn Großmama wandte

Stets das Gesicht ihm zu. Doch als er sein: Großmama bitte!

Laut und vernehmlich rief, da rührt er ihr Herz, und sie gab ihm

Trommel und Schlägel sogleich mit dem wärmsten, herzlichsten Kusse.

Aber wird uns denn nichts, fragte jetzo Dortchen, gesungen?

Wohl erinnert, mein Kind, versetzte Palämon und spielte:

Glückliche, glückliche Kinder,
Früher zum Suchen gewöhnt,
Werdet ihr desto geschwinder
Einstens als Denker und Finder
Nützlicher Wahrheit gekrönt!
Immer noch suchten wir um. — Auch der Gast bei gastlichen Leuten
Darf vergessen nicht sein, belehrt uns die Mutter des Hauses.
Und der Vater setzte hinzu: Zumal wer dem Bräutchen
Seinen Bräutgam gebracht, Weinachten schöner zu feiern.
Und ich fand, als ich sucht in der Kommode, des Königs
Und der Königinn Bild, die neusten und besten von allen.
Kleine Kinder nehmen schon gern, und große gleichfalls,
Sagte mein Vater mir einst, als ich von Halle zurückkam,
Und das erstemal wieder beschenkt ward. So rief uns Palämon
Henrietten hervor; die fand in der Kammer daneben,
Immer geführt von des Vaters Musik, die große Terrine,
Die sie jüngst sich gewünscht, — und Milon ein saftiges anrothes
Portefeuille, fast groß genug, Minister zu werden.
Und, wie den Kindern, erscholl auch ihren Eltern ein Siegslied.

Wer nie zu suchen Punktum macht,
Hört auch nicht auf zu finden;
Die Mühe wird ihm eingebracht;
Er zieht aus tiefsten Gründen,
Der Wahrheit hold,
Ihr reines Gold.
Das ist ihm Augenweide
Und mehr, als Weihnachtsfreude, —

Aber der fröhlichste Theil des Abends war uns noch übrig,
Denn Louise mit Volkmar, die Braut mit dem Bräutigam, sollten
Hand umsuchen in Hand. Wir vermutheten schöne Geschenke;
Und, ob mühsamer auch, wir fanden sie endlich und endlich,
Denn es führt uns das Spiel zuerst auf die räumliche Hausflur,
Dann die Treppe hinauf, zuletzt in ein oberes Zimmer;
Als es geöffnet ward, da beschienen flammende Kerzen
Eine völlig eingerichtete Wirthschaft, verständig gewählt und geschmackvoll.
Alles ist Euer und lange brauchts, rief Vater und Mutter. —
Darum hielten sie uns so lange das Zimmer verschlossen,
Beste Mutter? Louise sprachs und hing ihr am Halse.

Und mit Rührung umarmte der Sohn den Vater, und dankt ihm.

Aber vor allem Sehn vergaßen wir spielen und singen,
Und wir zogen wieder hinab. Und weder der alte
Treue Diener, noch wurden die Mägde vergessen,
Nicht mit Suchen und nicht mit Singen; so hielt es der Vater.

Aber es fehlen noch zwei, begann nun Jettchen auf einmal.

Die, versicher' ich Euch, sollen allein nicht Ausnahme machen.

Kleine Kinder nehmen schon gern und große gleichfalls,
Sagte der Vater ja. Sie, Mütterchen, ließen uns suchen,
Suchen Sie selber nun auch! — Sie fand im hangenden Flausrock

Milons ein goldnes Etui, mit den Namen der Kinder und Enkel;

Auf dem Deckel ein Glas, und unter dem deckenden Glase
Künstlich geflochtenes Haar, von allen Lieben verwahrsamt. —

Einmal bitt ich mir noch die Violin aus, versetzte
Henriette mit tiefem Knix; denn Väterchen lehrte
Niemals uns Andere bloß, er gab auch immer Exempel.
Also, Väterchen, bitten wir Sie, auch selber zu suchen. —

Schon, als er neben ihr stand, entschlüpften, als wärs in Gedanken,

Oder von Ungefähr, ihr einige liebliche Töne.

Aber sie schwieg, als er ging. — Doch als er, wie-
der sich nahend,
Mit dem Finger jetzt kaum den Strauß von künstlichen
Blumen,
Den an der Linken buschig sie trug, nur leise berührte,
Strich sie dreimal den vollsten Akkord, daß wir staun-
ten; denn Milons
Wußten das Ding allein, nur daß sie der zärtlichen
Mutter,
Um nicht plötzlich vielleicht sie krank durch Freude zu
machen,
Vorbereitet und etwas gesagt. — Jetzt legt aus den
Händen
Henriette das Spiel, und löste den wallenden Strauß ab,
Gab ihn dem Vater: den einen vom Herzen liebender
Kinder!
Aber, als er bei Licht ihn besah, da hing noch ein
Brief dran. —
Und das Siegel so groß? — Er öffnet, und siehe!
da war es,
Unterschrieben mit eigner Hand vom Könige selber,
Ein Belobungsdekret. — Das nenn ich, Kinder, das
nenn ich
Noch ein Weihnachtsgeschenk! Du, liebes Mütterchen,
eile,
Sorge für Punsch; wir bleiben noch heute ein Veilchen
beisammen.

Mütterchen eilt und gab an Louisen die Schlüssel, und
Alles
Flog, den schönen Befehl zu vollziehen. — Palämon,
ein Schweiger,
Wenn er was that und wollte was thun, erzählt uns
nun Allen
Hinterher vom großen Geschäft, das er neulich vollendet;
Wie man, zufrieden damit, selbst an den König berichtet,
Und der König nun schreibe. — Mein Mann vor ei-
nigen Tagen,
Nahm jetzt Henriette das Wort und erklärt uns das
Weitre,
Durch den Freund in Berlin, der ihm schon manches
geschrieben,
Hörte vom nahen Dekret. Das hofft er mit jeglichem
Postag;
Und heut Morgen, da kams. Und die Post war billig,
und ließ uns
Kindern den Brief, um den Tag zu verherrlichen, über.
Aber, was es auch sei, es muß noch Etwas darin stehn!
Und sie lasen nun erst von Anfang zu End, und am
Ende
Kam das Beste: vermehrtes Gehalt und höhere
Würde —
Und das priesen sie alle. Doch, haltend den Brief in
den Händen:
Kinder, verwirrt die Begriffe nicht, versetzte Palämon.

Wem

Wem dieß Lob nicht mehr ist, als Alles, ist seiner nicht würdig.

Gläser umhergetheilt und Volkmar, bräutigamsfröhlich,
Rief: Hoch lebe der Vater! und stieß mit dem Nachbar sein Glas an.

Aber Vater begann: Nach ihrem Werthe vollkommen
Schätz ich Ihre Liebe, mein Sohn; doch können natürlich
Alte Sitte Sie noch des neuen Hauses nicht wissen.
Was es auch sei, und was wir auch feiern, für uns und mit Allen:
König und Vaterland! ist immer die erste Gesundheit.
König und Vaterland! erhub er stärker die Stimme,
Und die Gläser erklangen rings in der ganzen Gesellschaft.

Aber dennoch, als nun: Hoch lebe der Vater! mit Freuden
Volkmar zum zweitenmal rief, da klangs, als wär die Gesellschaft
Wenigstens dreimal so groß; denn es war kein Ende des Klingelns.

Also waren wir fröhlich beisammen; die Kleinen nur ruhten
Sanft auf dem Schoß und im Arm der geliebten, zärtlichen Mutter.
Und wir sangen noch manches Lied und erzählten Geschichten,

Denkend alles des Guten, was uns im Leben begegnet.
Lange noch hätt uns kein Schlummer gerührt, wiewohl schon der Wächter
Zwölfe rief, und Orion und Sirius herrlicher flammten.
Aber: Morgen ist Fest! erinnert uns freundlich Palämon.
Ruhig und sanft, so erzählt uns am Morgen die wachsame Mutter,
Wie der Glückliche schläft, wenn er was Gutes gethan hat,
Schlief Palämon; und war, uns junge Welt zu beschämen,
Früh zur Kirche vom ganzen Hause am ersten schon fertig.

Die

Die belohnte Wohlthat.

Thebe, die arme Fischerinn, war vor der Zeit zur Witwe geworden. Auf ihren Wangen blühte zwar noch der Gesundheit Roth, und auf ihrem Antlitz fast jugendliche Reize; aber keiner der Jünglinge mochte sie freien, denn sie war arm.

Da kam sie zu Kerias, dem reichen Fischer. —

Ich habe sieben Kinder, sagte sie traurig; sie sind noch klein, und ich kann ihnen nicht Brot genug schaffen. Aber dir hat der Himmel Reichthum beschert, guter Mann! — Habe doch Mitleid mit armen hungernden Kindern, und mit einer armen hülflosen Mutter! Nimm ein paar Knaben zu dir, und lehre sie den Hamen und die Netze gebrauchen, daß sie im Alter ihre Nahrung gewinnen mögen, und dir tausendfach danken! O nimm sie zu dir, sei ihr Vater, und nähre sie! So bat sie, und eine Zähre glänzte in ihrem Auge. Stillschweigend stand sie da, und sah dem Fischer so sehnlich ins Antlitz, so sehnlich, daß ihr Blick ihm in die Sele drang.

Du bist eine gute Mutter, sprach er mit freundlicher Miene, sei getrost! morgen werde ich deine Hütte besuchen, und mir die Knaben wählen, die ich ernähren will. Hier hast du ein Körbchen voll Wasserbirnen, hier Brot! Nun esset euch satt, meine Lieben! Und

er gab ihr ein Körbchen voll Wasserbirnen und Walzenbrot. Unter Thränen der Freude schluchzte ihm Thebe ihren Dank, und eilte nach Hause, den sehnlich wartenden Kindern Speise zu reichen. Wie naschten die schmachtenden Kleinen im frischen Obste! wie aßen sie begierig, ihren quälenden Hunger zu stillen, das Brot hinunter! Alle hoben dann ihre unschuldigen Händchen empor, und beteten mit ihrer lieben Mutter für den wohlthätigen Fischer.

Am folgenden Tage, als sie eben im Grase, der aufgehenden Sonne gegenüber, spielten, kam Kerias den Fluß herabgefahren, lächelte die Kinder freundlich an, und stieg ans Land. Was macht ihr hier, meine lieben Kleinen? sprach er liebreich, und trat in ihre Mitte. Sage mir, Töchterchen, was soll der Stab in deiner Hand? Ach dort steht eine Blume am Ufer, antwortete das Mädchen, sie steht traurig mit niedergesenktem Haupte und drohet, vor der Zeit zu verwelken. Es dauert mich das arme Blümchen; es soll nicht vor der Zeit verwelken; an diesen Stab will ich es fest binden, daß es die Sonne anblickt, und wieder aufblüht. Es wird mir dann noch süßer riechen.

Kerias. Laß dich küssen, frommes Mädchen! Ich lobe dich! — Und ihr dort, an der versiegten Quelle, ihr vier muntern Knaben, mit dem Grabscheit und der Hacke am Arme, was macht ihr da?

Die Knaben. Siehst du den schönen Apfelbaum, der einsam dort in der Wiese steht? Wir leiten einen kleinen Bach aus dem Flusse zu ihm; er trägt so gute Aepfel, und jetzt dürstet der gute Baum schon so lange; er müßte verdorren, bekäm er nicht Wasser zu trinken. Aber er soll nicht verdorren; denn sieh! wir haben den Rinnsal bald fertig.

Kerias. Gut, recht gut, meine Lieben! Ihr seid wackere, unternehmende Kinder. Bleibet so! Wie sehr verdient ihr, glücklich zu sein! Und du Mädchen, mit den zwei Kleinen neben dir im Grase? Ihre Augen sind ja noch von Thränen roth! Du pflücktest ihnen gewiß Blumen in den Schoß, daß sie stillschwiegen?

Das Mädchen. Sie haben eben geweint, die kleinen Närrchen, denn sie hungerten so sehr, da pflückt ich Grasblumen in ihren Schoß, und sie weinen nun schon eine Weile nicht mehr.

Kerias. Wartet, ihr sollt gleich zu essen bekommen, ihr lieben Kleinen.

Da holte er behende seine Fischlägel aus dem Nachen, und trat zu Thebe in die Hütte. Meine liebe Fischerinn, sagte er, hier bringe ich Fische; koche sie den Kindern, daß sie essen und satt werden; die armen Jungen hungern schon wieder! Und Thebe dankte ihm, und kochte fröhlich den Kindern die Fische. Eben sah ich sie draußen im Grünen spielen, fuhr Kerias fort, es sind aber nicht sieben, wie du mir gestern sagtest,

ich zählte sie genau, es sind acht. Gesteh mirs, warum verhehltest du es?

Thebe. Fischer, ich verhehlte dir nichts; ich habe nur sieben Kinder, das achte ist ein fremdes Mädchen, das ich halb verhungert im Walde fand. Ich kam in den Wald, und suchte uns Brombeeren zum Nachtmahl, da saß das Mädchen am Sumpfe und weinte, und klagte laut, daß sie keinen Vater und keine Mutter mehr hätte, und daß sie nun kränklich wäre und im ganzen Walde keine Speise für ihren Hunger fände. Da hatte ich Mitleid mit dem Mädchen; wo meine Kinder essen, mag sie auch essen, dacht ich, und nahm sie mit nach meiner Wohnung. Sie hat das beste Herz und wird mir tausendmal für diese kleine Wohlthat danken.

O meine Thebe, wie empfindsam, wie schön ist deine Seele! rief Kerias, und drückte sanft ihre Hand in die seinige. Ich kam her, von deinen Kindern zu wählen, welche ich nähren will; aber ich mag nicht wählen. — Sage, wolltest du mir auch wol eine Bitte gewähren?

Thebe. Du bist reich; was kann ich dir geben?

Kerias. Dich — dich kannst du mir geben, göttliches Weibchen! Magst du nicht meine Gattinn werden? — Ich liebe dich, Thebe, recht herzlich liebe ich dich! — du schweigst, und deine Hand bebt in der meinen? O! sage mir, kannst du mich wieder lieben?

Mein Kerias, was du für Fragen thust! antwortete sie mit zagender Stimme und zog bebend ihre Hand zurück; ich bin ja so arm, du weißt es, ich bin so arm, und habe so viele Kinder; bedenke nur, guter Mann, bedenk es nur! Gewiß du wirst mich nicht lieben können.

Kerias. Warum nicht, beste Thebe? — Willst du mich, o! dann sind deine Kinder mein.

Thebe. Ach wer liebt dich nicht? — Doch ich bin arm, du wirst nicht glücklich sein.

Kerias. Und wärst du noch ärmer, so hätte ich dich dennoch lieb; dein fühlendes Herz achte ich höher, als alle meine Habe, meine Fischerei und Wiesen. O laß mich das erstemal dich küssen, du meine Geliebte, meine künftige Gattin!

Da küßte er sie, und drückte sie zärtlich an seine Brust, und Thebe weinte. Weine nicht, meine Liebe, sprach er, und trocknete ihr sanft die Thränen von der Wange, komm vielmehr, laß uns unsere Kinder versammeln, und den Nachbar Asphalion herüber rufen, daß ich dir vor seinen Augen Liebe schwöre und unverbrüchliche Treue.

Und er lief hurtig hinaus, und rief die Kleinen herein, und holte den Nachbar Asphalion herüber; dann gaben sie sich in seiner Gegenwart die Hände, und schwuren sich Liebe, daß der Alte vor Freuden hüpfte, und diesen Tag ewig selig pries, der bestimmt war, so viele glücklich zu machen. Sieh, meine Nachbarinn, sprach

dieser,

dieser, so lohnet der Himmel die Wohlthat, die du mitleidig einem armen verwaisten Mädchen erzeigtest.

Freundschaft und Bruderliebe.

Mannigfaltige Leiden sind nach Gottes weiser Absicht unter die Freuden gemischt. Rauh und beschwerlich ist daher der Weg durchs Leben, und schwer die Bürde, die mancher Mensch zu tragen hat. Aber Freundschaft und Bruderliebe verschönern den Weg, erleichtern die Bürde. —

Her ist dein Reisebündel! — sprach einst eine Mutter zu ihrem Sohne, als dieser am Morgen sich vom Lager erhob, um seine Reise anzutreten. Zur Hälfte, sprach sie, ist es mit Früchten, zur Hälfte mit Steinen gefüllt. Die Steine, fuhr sie fort, sollen dazu dienen, daß du deine Kräfte üben mögest. Trage sie geduldig, und grüble nicht weiter. Die Früchte werden dich stärken und erquicken. Aber gebrauche sie mäßig, damit du nicht von zu häufigem Genusse auf dem Wege erkrankest.

Hiemit legte sie ihm die Bürde auf die Schulter, und gab ihm schnell ein paar der lieblichsten Früchte zu kosten, damit er über die Schwere der Bürde nicht murrete. Unbekümmert ging nun der Sohn mit ihr zur Hütte hinaus, ohne an die Beschwerden der langen Wanderschaft zu denken.

Der Weg ging einen grünen Hügel hinauf. Blumen blühten zu allen Seiten, Lerchengesänge wirbelten durch die blaue Luft, und die Morgensonne umleuchtete hell und lieblich die Wangen des Jünglings. Jetzt waren sie auf der Spitze eines Hügels, und vor ihnen lag nun ein großes, unabsehbares Land, voll Berge und Thäler, Felsen und Büsche, Gärten und Sandwüsten, hier und dort von blinkenden Bächen durchschnitten. Der Hintergrund der ganzen Gegend war noch mit trübem Nebel umzogen.

Die Mutter zeigte nun mit der Hand nach der Gegend hin, wo das unsichtbare Ziel der Reise ihres Sohnes war. Dort hinaus, sprach sie feierlich, geht der Weg nach deinem Reiseziele. Tritt ihn nun muthig und vorsichtig an, denn von jetzt an gehst du allein. Ich werde zwar immer um dich sein, aber du wirst mich nicht mehr sehen; hören werd ichs immer, wenn du mich um etwas bittest, aber deine Bitte gewähren werd ich nur dann, wenn sie zu meinen Absichten taugt.

Der Sohn streckte seine Arme aus, um die gute, strenge Mutter an seinen Busen zu ziehn; aber sie entschlüpfte seiner Umarmung. Nun mußte er allein sein: Wanderschaft beginnen. Er wußte, seine Mutter war gut; aber was sie einmal sagte, war unwiderruflich.

Sie will immer um dich sein, wenn du sie auch nicht siehst? sie will hören, wenn du sie um etwas bittest, und gewähren, wenn es zu ihren Absichten taugt?

Das begreifst du freilich nicht, aber du weißt doch, daß deine Mutter dich liebt. Drum beginne getrost deine Wanderschaft, und verfolge muthig durch alle Gefahren die Bahn, die deine Mutter dir vorschrieb.

So rief tröstend ein guter Genius in des jungen Wanderers zagende Sele, und fröhlich begann er nun, den Hügel hinabzuschreiten. Ueber die vor ihm liegenden Berge und Thäler hüpfte sorglos sein Blick, und wünschte, schon mitten zwischen jenen Bergen, Felsen und Büschen zu wandeln; denn von dem Hügel hinab hatte das Ganze ein gar zu lachendes Ansehen.

Plötzlich sprang hinter einem kleinen Gesträuche am Wege ein freundlicher Knabe hervor. Halt dein Bündelchen auf, sprach er, und warf eine köstliche Frucht hinein; deine Mutter, fuhr er fort, hat mich hieher gestellt, um dich auf der Reise zu erquicken; noch viele meiner Brüder, mit weit schöneren Früchten, wirst du am Wege treffen.

O du gute, sorgende Mutter! rief voll Entzücken der Jüngling, dir will ich folgen, dir will ich vertrauen, wohin auch mein Weg mich führen mag. Und hiemit hüpfte er weiter, und holte zur Stärkung eine Frucht aus dem Bündel.

So leicht und fröhlich, als unser Wanderer den Hügel hinabflog, durchschneidet kaum ein Nachen die stille, klare Fluth, wann günstige Winde die Segel ihm schwellen. Sorglos sitzt der Schiffer am Ruder unter dem

Laub-

Laubdach, das er sich flocht, und denkt nicht an die Stürme, die das leichte Fahrzeug in seinem fröhlichen Laufe hemmen, — die es weit vom Ziele zurückschleudern können.

Halt dein Bündelchen auf, Wanderer, rief plötzlich wieder ein Knabe hinter einem Gesträuche hervor; — und ach! ein schwerer Stein flog hinein. — Der Jüngling erschrak. — Deine Mutter hat mirs befohlen, sagte der Knabe. Noch viele meiner Brüder harren dein am Wege.

Nun, wenn du es befohlen hast, Mutter, sprach der Jüngling gelassen, so sei es! Von der Frucht habe ich genossen, die du mir schicktest, — auch den Stein will ich tragen, den du mir aufladest.

Voll Muth und Vertrauen, doch nicht mehr so fröhlich, setzte er seinen Weg nun fort. Schon war er unten im Thale, und ging getrost längs einem Bache auf einer grünen Aue hin. Hier und da lagen zwar Steine im Wege; aber er übersprang sie, wann sie kleiner, und ging um sie hinum, wann sie größer waren. Mannigmal öffnete sich vor ihm die reizendste Aussicht in der Ferne: und dieß gab ihm immer neuen Muth, vorwärts zu dringen. Wo ers am wenigsten vermuthete, oft hinter einer finstern Klippe hervor, flog eine Frucht ihm zu. Dankend fing er eine jede auf, doch, eingedenk der Ermahnung der Mutter, war er mäßig in ihrem Genusse.

Aber nicht immer Früchte wurden von den Knaben am Wege ihm zugeworfen. Hier ein Stein und dort wieder einer flog in sein Bündel. Das drückte nun freilich immer mehr auf die Schultern, aber es war der weise Wille der Mutter. Die Steine mußten getragen werden bis ans Ziel; was blieb also übrig, als dulden und weiter gehn? Die Sonne hob sich zwar schon immer höher, und Schweißtropfen standen auf der Stirn des Wanderers; aber es war auch zur Linken ein Bach mit hellem, erquickendem Wasser; von Zeit zu Zeit ein Trunk daraus geschöpft, der gibt neue Kraft; und zur Rechten ein schattichtes Wäldchen; dorther tönen Gesänge der Vögel, da vergißt sich die Länge des Weges. — Doch der Bach beugte sich allmählich ab vom Wege. Sein Murmeln und das Lied der Vögel verschwand. Zwischen überhangenden Felsen zog sich der Pfad. Der Knaben mit Steinen fanden sich immer mehr und derer mit Früchten immer weniger. Die Strahlen der Sonne wurden immer brennender.

O Mutter! meine Bürde drückt mich schwer zu Boden, seufzte der arme Wanderer. — Vergiß auf diesem rauhen Pfade deines schwachen Sohnes nicht!

Und immer mühevoller und einsamer ward der Pfad. Immer drohender hingen über dem Haupte des Wanderers die halb schon abgelösten Felsenstücke. Immer fürchterlicher öffneten neben seinen Füßen sich finstre, tiefe Schlünde. Flammen stiegen aus diesen, Stürme heulten

aus

aus jenen herauf — und ach! kein leitender Arm für den Verlaßnen. Nur mühsam schleppte der Arme sich weiter, bald auf, bald niederwärts. O, wie sehnte er sich wenigstens nach irgend einem mitleidig theilnehmenden Wesen, das seine Klagen hörte, das ihn tröstete! Aber scheue Eulen rauschten mit schweren Flügeln über ihn hinweg; hungrige Raben krächzten ängstlich aus hoher Luft ihm zu; der Todtenvogel rief aus enger Felsenritze sein ewig trauriges Lied ihm entgegen. — Nun schwanden die Kräfte des Wanderers dahin und mit ihnen sein Muth. Erschöpft lehnte er sich an eine rauhe Klippe, und sah sich ängstlich nach Hülfe um.

In diesem Augenblick der schwärzesten Verzweiflung umleuchtete ihn plötzlich eine glänzende Wolke. Sie schwebte vor ihm nieder, zerfloß vor seinen Blicken, und sieh! zwei himmlische Gestalten standen vor seinen Augen.

Oft wüthen rauhe Mitternachtsstürme durch die Blüthen des Mais, und wildes Schneeflockengetümmel saust durch die Luft. Schon neigen die Blumen ihre Häupter zur Erde; schon krümmen tausend Blüthenblätter sich dem frühen Tode entgegen; der Gärtner sieht seine Hoffnungen sterben: — da rafft der Frühling schnell alle seine Kräfte zusammen, und kämpft gegen den wiederkehrenden Winter. Die Stürme fliehen; das Schneeflockengetümmel zerfließt; allbelebend bricht die Sonne hervor, und alles ist wieder erwärmt, gestärkt und belebt.

lebt. Was sich neigte, das hebt sich; was sich krümmte, das steigt wieder empor. Freudig wieder athmend jauchzt die ganze Schöpfung einen Dank zu dem Himmel hinauf. — So war die Wonne des staunenden Wanderers, als er die beiden Göttinnen sah.

Wir sind vom Himmel gekommen, sprachen sie, und haben dein Elend vernommen. Willst du dich uns vertrauen, so retten wir dich aus den Gefahren, die dich umgeben, und bringen dich ans Ziel. — Ich will deine Bürde dir erleichtern, will dir rathen, wenn du in Gefahr bist, und dich aufheben, wenn du gesunken bist, sprach die eine. — Und ich will den Schweiß von der Stirn dir trocknen, ich will Blumen auf den rauhen Pfad dir streuen, und wenn du verwundet bist, mit Balsam dich heilen, so sprach die andere.

Mit klopfendem Herzen, doch sprachlos, stand der Wanderer da, und wußte nicht, ob ein Traum ihn täuschte. Endlich erhohlte er sich von seinem Erstaunen, und sein beseelter Blick war das innigste Dankgebet zum Himmel. Dann sah er wieder die Göttinnen an, und die Klippen und Felsengründe schienen ihm jetzt schon nicht mehr halb so schrecklich und gefährlich zu sein, als vorher. Unwillkührlich streckt er die Hand aus, aber unentschlossen, welcher von beiden er sie reichen sollte. Sah er nach dieser — so wollt er sie dieser; sah er nach jener — so wollt er sie jener reichen. Denn beide waren so göttlich schön, und beide zogen durch den un-

beschreiblichen Zauber, der ihr ganzes Wesen umfloß, gleich stark ihn zu sich hin. Noch kämpfte er mit sich selbst, als sein guter Genius ihm zurief: Reiche beiden die Hand! Da ward er freudig, und jauchzte, und reichte beiden die Hand. Und beide geleiteten ihn in schwesterlicher Eintracht bis ans Ziel seiner Reise. Ihr Eifer, ihm zu helfen und ihn zu trösten, blieb sich immer gleich. Es war der holde Einklang zweier Akkorde zu Einer Harmonie, das Streben zweier Fittige nach Einem Ziele.

Mochte der Weg auch noch so rauh sein, sie verließen ihn nicht. Wollte er gleiten, sie hielten ihn; war er gesunken, sie hoben ihn auf. Ihre traute Gespräche kürzten ihm den Weg. Die Zuversicht, mit welcher sie in allen Gefahren ihm zur Seite gingen, stärkte seinen Muth, und mit demselben wuchsen seine Kräfte. An ihrer Seite ging er jeder Gefahr und jedem ihm zugeworfenen Steine kühn entgegen. Jede neue Gefahr ward die Vorbereitung zu einem neuen Triumph. Sehnte er sich nach Erquickung, so empfing er aus ihren Händen den Labetrunk, aus ihren Händen die süße Frucht. Sie nahmen ihm die Bürde auf ein Weilchen ab, daß er gestärkter hernach sie tragen konnte; gossen Balsam in die Wunden, die er von den Dornen am Wege bekam, daß er leichter nachher wandeln konnte. Und dann gings muthig weiter über Berge und Thäler, durch menschenleere Wüsten und schattenreiche Büsche, wie der Weg sie ihnen entgegenführte.

Wie fröhlich setzte der Wanderer seinen Weg nun fort! Fast fühlte er seine Bürde nicht mehr, und immer neue Freuden tanzten um ihn herum. Hinter ihm nun so viele überstandene Gefahren, und vor ihm immer heiterer die Aussicht nach dem lange gewünschten Ziele! Immer näher kam es; immer herrlicher blinkte es im Schimmer der milden Abendsonne ihm entgegen; und mit vollem, heißen Dank im Herzen gegen seine treuen Begleiterinnen langte er endlich auf dem Plätzchen der Ruhe an. Wie schien ihm alles überstandene Ungemach jetzt so geringe, und wie so kurz der zurückgelegte Weg! Vor Freude sank er seinen Führerinnen in die Arme, und legte dann sein Haupt auf weiches Moos und Blumen, und ruhte süßer, als ein König auf seidenen Kissen.

Durch die Freude des Jünglings hinlänglich belohnt, wollten nun die Göttinnen zu ihren Wohnungen im Himmel zurück. Da kam seine Mutter erfreut, trat bittend zu ihnen, und sprach: Bleibt hier, gute Göttinnen, auf dieser Erde, und nehmt meiner übrigen Kinder euch an, wie ihr dieses Kindes euch annahmt. Begleitet sie auf ihrer Reise, und ärntet ihren Dank und Segen.

Und sie willigten ein und blieben. Sie blieben und schufen, wo sie wandelten, zu einem Elysium die rauhe Erde und bildeten aus dem schwachen, freudenlosen Menschen einen Halbgott. Sie wohnten mit ihm in Hütten und Palästen, und waren ihm Lehrerinnen in jeder Tugend. Und die Menschen hingen an ihnen mit Kindeslie-

be alle Zeiten hindurch, sangen ihnen ihre schönen Lieder, bauten ihnen Tempel und Altäre, und trugen ihr Bestes zum Opfer ihnen hin.

So lange sie zum Himmel nicht zurückkehren und den Menschen nicht verlassen, welche Noth ist dann für ihn! Ist der Weg durchs Leben auch noch so mühevoll; sind die Leiden, die das Schicksal ihm aufbürdet, auch noch so drückend — sie reichen ihm die Hände, und so erliegt er nicht. Da kämpft er jeden Kampf; da schwingt er zu jeder Höhe der Kraft und Tugend sich auf. Mögen ihre Altäre auch unter den Trümmern der Welt begraben werden — doch sind in dem Herzen des Menschen, so lang es noch klopft, ihre heiligen Namen, Freundschaft und Bruderliebe, unauslöschbar.

König

König Philipp. Don Karlos.

Karlos.

(geht, sobald der Herzog das Zimmer verlassen hat, auf den König zu, und fällt vor ihm nieder. Im Ausdrucke der höchsten Empfindung.)

Jetzt mein Vater wieder,
jetzt wieder mein, und meinen besten Dank
für diese Gnade! — Ihre Hand, mein Vater! —
O süßer Tag! — Die Wonne dieses Kusses
war Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum denn nicht? Warum nicht? — O mein König,
wie viele Wunden meiner Sele fangen
zu bluten an mit der Erinnerung!
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
verstoßen, Vater? Was hab ich gethan?
Unselger Arwohn, ewger Busenwurm
der Könige, der auch die feste Schlinge
des heiligen Instinkts zernagt! — Ists möglich?
Schon drei und zwanzig Jahre nennt die Welt
mich Philipps Sohn — nur Er hats nie erfahren!

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von diesen Künsten;
Erspare sie, ich mag sie nicht.

Karlos.

Karlos.

(aufstehend)

Das war es!

Da hör ich Ihre Höflinge. — Mein Vater,
es ist nicht gut, bei Gott! nicht Alles gut,
nicht Alles, was ein Priester sagt, nicht Alles,
was eines Priesters Creaturen sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heißes Blut
ist meine Bosheit — mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht; wenn auch
oft wilde Wallungen mein Herz verklagen,
mein Herz ist gut. —

Philipp.

Dein Herz ist rein, ich weiß es,
wie dein Gebet.

Karlos.

So mag des Welterlösers
Barmherzigkeit wie einen bösen Wurm
mich von sich schleudern, heuchle ich. Sehr ernst
und feierlich ist mir in dieser Stunde
zu Muthe — Niemals oder jetzt! — Wir sind
allein — des Ranges Ketten abgefallen —
der Etikette bange Scheidewand
ist zwischen Sohn und Vater eingesunken.
Jetzt oder nie! Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
glänzt in mir auf, und eine süße Ahnung
fliegt durch mein Herz — der ganze Himmel beugt

mit

mit Schaaren froher Engel sich herunter;
voll Rührung sieht der dreimal Heilige
dem großen, schönen Auftritt zu — mein Vater!
Versöhnung!

(er fällt ihm zu Füßen)

Philipp.

Laß mich und steh auf!

Karlos.

Versöhnung!

Philipp.

(will sich von ihm losreissen)

Zu kühn wird dieses Gaukelspiel —

Karlos.

Zu kühn
Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?
Unwürdger Anblick! — Geh aus meinen Augen!

Karlos.

Jetzt oder nie! — Versöhnung, Vater!

Philipp.

Weg
aus meinen Augen! Komm mit Schmach bedeckt
aus meinen Schlachten: meine Arme sollen
geöffnet sein, dich zu empfangen. — So
verwerf ich dich.

(er stößt ihn von sich)

Die

Die feige Schuld allein
wird sich in solchen Quellen schimpflich waschen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
sich Reue nie ersparen.

Karlos.

(sieht den König eine Zeitlang mit furchtsamem Erstaunen an)

Wer ist das?
Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
zu Menschen sich verirrt? — Die ewige
Beglaubigung der Menschheit sind ja Thränen!
sein Aug ist trocken! ihn gebar kein Weib.
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
den Kummer neidenswürdig macht, den Menschen
noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
zur Sterblichkeit herunterlocken könnte —
des Weinens süße Freuden kennt er nicht.
O! zwingen Sie die nie benetzten Augen,
noch zeitig Thränen einzulernen, sonst,
sonst möchten Sies in einer harten Stunde
noch nachzuholen haben.

Philipp.

Bildest du
dir ein, den schweren Zweifel deines Vaters
mit schönen Worten zu erschüttern?

Karlos.

Zweifel?
Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will

mich

mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde
von diesem Herzen niederfällt. — Wer sind sie,
die mich aus meines Königs Gunst vertreiben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
verscherztes Leben zur Vergütung geben?
Sie wollen Liebe? — Hier in diesem Busen
springt eine Quelle, frischer, feuriger,
als in den trüben, sumpfigen Behältern,
die Philipps Gold erst öffnen muß.

Philipp.

Vermeßner,
halt ein! — Die Männer, die du schändest,
sind die geprüften Diener meiner Wahl,
sind meines Thrones Stützen — stolzer Knabe,
und du wirst sie verehren.

Karlos.

Nimmermehr!
Ich fühle mich. Was Ihre Alba leisten,
das kann auch Karl, und Karl kann mehr. Was fragt
ein Miethling nach dem Königreich, das nie
sein eigen seyn wird? Was kümmerts den,
wenn Philipps graue Haare weiß sich färben?
Sein König bleibt, wenn Philipp nicht mehr ist,
und dort wie hier wird seine Münze gelten.

Ihr

Ihr Karlos hätte Sie geliebt! — — Mir graut
vor dem Gedanken, einsam und allein
auf einem Thron allein zu sein.

Philipp.

(von diesen Worten ergriffen, steht nachdenkend und in sich.
Nach einer Pause.)

Ich bin

allein.

Karlos.

(mit Lebhaftigkeit und Wärme auf ihn zugehend)

Sie sinds gewesen! Hassen Sie mich nicht mehr,
ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
nur hassen Sie mich nicht mehr! — Wie entzückend
und süß ist es, in einer schönen Sele
verherrlicht uns zu fühlen! es zu wissen,
daß unsere Freude fremde Wangen röthet,
daß unsre Angst im fremden Busen zittert,
daß unsre Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
mit einem theuern, vielgeliebten Sohn
der Jugend Rosenbahn zurückzueilen,
des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
wie groß und süß, in seines Kindes Tugend
unsterblich, unvergänglich fortzudauren,
wohlthätig für Jahrhunderte! — wie schön
und göttlich groß, im Orient des Sohnes
noch einmal zu der Nachwelt umzukehren,

der

der Sonne gleich, die in der Spiegelscheibe
des Mondes wieder aufersteht! — wie süß,
zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst ärntet,
zu sammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
wie hoch sein Dank einst flammen wird! — Mein Vater,
von diesem Erdenparadiese schwiegen
sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp.

(nicht ohne Rührung)

O mein Sohn,
mein Sohn! du brichst dir selbst den Stab. Sehr reizend
mahlst du ein Glück, das du mir nie gewährest.

Karlos.

Das richte der Allwissende! — Sie selbst —
Sie schlossen mich, wie aus dem Vaterherzen,
von Ihres Zepters Antheil aus. Bis jetzt,
bis diesen Tag — o! war es gut, wars billig? —
bis jetzt mußt ich, der Erbprinz Spaniens,
in Spanien ein Fremdling sein; Gefangner
auf diesem Grund, wo ich einst Herr sein werde.
War das gerecht, wars gütig? — O wie oft,
wie oft, mein Vater, sah ich schamroth nieder,
wenn die Gesandten fremder Potentaten,
wenn Zeitungsblätter mir das Neueste
vom Hofe zu Aranjuez erzählten!
Mit schwerem Herzen scherzt ich dann: „der König
thut darum nur mit seinem Reich so heimlich,

den guten Sohn einst desto herrlicher
am Krönungstag zu überraschen."

Philipp.

(einen ernsten Blick auf ihn richtend)

Karlos

sehr viel sprichst du von jenen Zeiten, wo
dein Vater nicht mehr sein wird.

Karlos.

Nein, bei Gott!
von jenen nur, wo ich ein Mann sein darf;
und wer ist Schuld, wenn beide gleich viel heißen?

Philipp.

Es ist ein ehrenvolles Amt, mein Sohn,
das du bei mir bekleidest. — Ein genauer
Minutenweiser meiner Sterblichkeit —
mich, deinen Vater, der dir das Leben gab,
aus Dankbarkeit nur an den Tod zu mahnen.

Karlos. (unterbricht ihn mit Feuer)

Beschäftigung, mein Vater! und Ihr Zepter
Mag dauern bis zum Weltgericht.

Philipp.

Geduld!
Zu heftig braust das Blut in deinen Adern;
du würdest nur zerstören.

Karlos.

Geben Sie
mir zu zerstören, Vater! — Heftig brauste

in

in meinen Adern; — drei und zwanzig Jahre,
und Königs Philipps Sohn, und nichts gebaut,
und nichts zertrümmert unter diesem Monde!
Ich bin erwacht, ich fühle mich! — Mein Ruf
zum Königsthron pocht wie ein Gläubiger
aus meinem Schlummer mich empor, und alle
verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
mich laut wie Ehrenschulden. Er ist da,
der große, schöne Augenblick, der endlich
des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert;
mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm,
und des Gerüchtes donnernde Posaune.
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhms
glorreiche Schranken aufzuthun — — Mein König,
darf ich die Bitte auszusprechen wagen,
die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?

Entdecke sie.

Karlos.

Der Aufruhr in Braband
wächst drohend an. Der Starrsinn der Rebellen
heischt starke, kluge Gegenwehr. Die Wuth
der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
ein Heer nach Flandern führen, von dem König
mit souverainer Vollmacht ausgestattet.
Wie ehrenvoll ist dieses Amt, und wie

so ganz dazu erfunden, Philipps Sohn,
des großen Kaisers Enkel, bei der Welt
und Nachwelt einzuführen? — Mir, mein König,
mir übergeben Sie das Heer. Mich lieben
die Niederländer; ich erkühne mich,
mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redest, wie ein Träumender. Dieß Amt
will einen Mann, und keinen Jüngling! —

Karlos.

Will
nur einen Menschen, Vater, und das ist
das Einzige, was Alba nie gewesen.

Philipp.

Und Schrecken bändigt die Empörung nur;
Erbarmung hieße Wahnsinn — deine Sele
ist weich, mein Sohn, der Herzog wird gefürchtet. —
Steh ab von deiner Bitte.

Karlos.

Schicken Sie
mich mit dem Heer nach Flandern; wagen Sies
auf meine weiche Sele. Schon der Name
des königlichen Sohnes, der voraus
vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
wo Herzogs Alba Henker nur verheeren.
Auf meinen Knieen bitt ich drum. Es ist
die erste Bitte meines Lebens — Vater! vertrauen,
vertrauen Sie mir Flandern. — Phi-

Philipp.

(nach einer langen Pause, unter welcher er den Infanten mit einem durchdringenden Blicke betrachtet)

Und zugleich
mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
Das Messer einem Mörder?

Karlos.

(betroffen zurücktretend)

O mein Gott!

Bin ich nicht weiter? und ist das die Frucht
von dieser längst erbetnen großen Stunde?

(nach einigem Nachdenken, mit gemildertem Ernst)

Antworten Sie mir sanfter. Schicken Sie
mich so nicht weg. Mit dieser übeln Antwort
möcht ich nicht gern entlassen sein, nicht gern
entlassen sein mit diesem schweren Herzen.
Antworten Sie mir sanfter. Thun Sie etwas,
das meine kindliche Verpflichtung schärft,
das mich als Ihren Schuldner ewig bindet;
behandeln Sie mich gnädiger. Es ist
mein dringendes Bedürfniß, ist mein letzter;
verzweifelter Versuch. Nur Dankbarkeit
kann meine Tugend retten! —

Philipp.

(sehr strenge und gebieterisch ihm ins Wort fallend)

Deine Tugend?

Karlos. (erschrocken)

Gott! was hab ich gesprochen? — — Vater, ich

war

war außer mir — ich kanns nicht fassen, kanns
nicht standhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
mir alles, alles, alles so verweigern. — —
Jetzt lassen Sie mich von sich. Unerhört,
von tausend süßen Ahnungen betroffen,
geh ich aus Ihrem Angesicht. — Ihr Alba
und Ihr Domingo werden siegreich thronen,
wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
der Höflinge, die bebende Grandezza,
der Mönche sünderbleiche Zunft war Zeuge,
als Sie mir feierlich Gehör geschenkt.
Beschämen Sie mich nicht. So tödtlich, Vater,
verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
des Hofgesindes schimpflich mich zu opfern,
daß Fremdlinge von Ihrer Gnade schwelgen,
Ihr Karlos nichts erbitten kann! Zum Pfande,
daß Sie mich ehren wollen, schicken Sie
mich mit dem Heer nach Flandern.

Philipp.

Wiederhole
dieß Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn!

Karlos.

Ich wage meines Königs Zorn, und bitte
zum letztenmal: vertrauen Sie mir Flandern
Ich soll und muß aus Spanien. Ein Uebel,
das niemand ahnet, tobt in mir. Mein Hiersein
ist Athemholen unter Henkershand;

schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
wie das Bewußtsein eines Mordes. Nur schnelle
Veränderung des Himmels kann mich heilen.
Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
mich ungesäumt nach Flandern.

Philipp.

(mit gezwungener Gelassenheit)

Solche Kranke,
wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege,
und wohnen unterm Aug des Arzts. Du bleibst
in Spanien, der Herzog geht nach Flandern.

Karlos (außer sich)

O jetzt umringt mich gute Geister! — —

Philipp.

(der einen Schritt zurücktritt)

Halt!
was wollen diese Mienen sagen?

Karlos.

(mit schwankender Stimme)

Vater;
unwiderruflich bleibts bei der Entscheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Karlos.

Mein Geschäft ist aus.

(er macht eine Verbeugung und will sich entfernen)

Philipp.

(sieht ihm eine Weile starr und schweigend nach, dann ruft er ihn zurück)

Infant, dein stilles Weggehn ist nicht Demuth!

Karlos.

Nein!

Philipp.

Nein?

Karlos.

Denn eben träumte mir, ich sähe
das Testament des Kaisers, Ihres Vaters,
auf einem Scheiterhaufen rauchen. —

Philipp.

(schrickt zusammen)

Ha! was soll das?

Karlos.

Ein großer Mann, ein vollkommner Kaiser!
und das Insekt will klagen? Ich empfange,
Er aber gab — und wie unendlich viel
mag noch zu einem solchen Sohn mir fehlen!

(er geht ab)

Philipp.

(verhüllt das Gesicht und schlägt wider seine Brust)

Zu schwer, o Gott!
liegt deine Hand auf mir. — Mein Sohn! — mein
Sohn! —

Friedrich II.

Doch was red ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige mit dem Geiste und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden, oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich waren, Andern übertragen hätte! War Ers nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete, seine Verträge und Bedürfnisse schloß? Wars nicht sein eignes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? Wars nicht sein eigner Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte, seine eigne Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm her trieb? Und in jenem schwarzen, schrecklichen Zeitpunkt, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß Römischer Muth hätte zagen und Römische Standhaftigkeit wanken können, wars nicht seine eigne Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich

vor dem Untergange — oder was sag ich nur vor dem Untergange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdscholle an der äußersten Gränze, retete? Wars nicht seine eigne haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte, die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen wieder zu Städten erbaute, das Heer verstärkte, die Zeughäuser anfüllte, die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft, Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Selen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandne oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Gränzen zu erhalten; wie sollte

man

man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Aernte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordre werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahin gegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte, und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wann sie ihn kaum über den Gränzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken vor sich aufrollt, von ihren Bergen; aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte; über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah, und in alle Winde zerstreute;

streute; durch neue Provinzen einer noch stolzern sieg-
reichen Macht entgegenging, sie angriff, vernichtete, Al-
les, was das Schwert nicht traf, in den Schnee der
Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung ei-
ner Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres,
ruhte; diese erstaunenswürdige Hitze, Eile, Gewalt,
was läßt sie, als den entschiedensten Charakter eines Krie-
gers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit,
Härte vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechens-
lands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg,
und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit
so ungestümen Feuer von Schlacht zu Schlacht, von
Siege zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreck-
liche, — friedliebende Weise, der, weil er alles ist, was
er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er
nur aus Nothwendigkeit wollte, — das, was mit den
natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meis-
sten streitet: ein Feldherr. Denn betrachtet man ihn,
wo er völlig sich selbst überlassen handelt, in seiner Fami-
lienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in
den Arbeiten seiner müßigen Augenblicke: wo ist da
Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes?
Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft
bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Ent-
fernung von allen geräuschvollen, lärmenden Ergötzungen,
wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß
als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohl-

gefallen, aus Liebe, spricht, und ihr so gern, für Feinheit und Geschliffenheit, ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß war, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünschen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses die höchste Ehre der Menschheit, und, sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heers, aber in der That noch bewundrungswürdiger ist der stille, ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Throns, und, einmal beschlossen, konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehn; aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede

de unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthans erwidern; und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und kannte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstiget von den Musen sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichern Reizen widerstehen, und freiwillig auch die kleinsten reizlosesten Pflichten erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweiset einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabner, als selbst die kühnste Entschlossenheit in der Gefahr ist. — — Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen ihm und dem Volke. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt: mit welcher Kraft muß erst Güte in Ver-

bin-

bindung mit Größe wirken? Ehrfurchsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert Alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst durch die weise Einrichtung unsrer Arbeiten, sorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wie wollen wir ihn feiern, diesen Tag? und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhn? nur den erschlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Sele, zu ihrer Erleuchtung und Vollkommnung, in sich selbst kehren? alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere, würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir selbst in der Größe des Königs finden?

Dem erleuchteten, weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie seine Mittel lauter Weisheit sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist, er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Sele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eignen Augen

so

so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt; daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegentheil Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und (da sein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil ist) daß er durch Tugend, gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so wie diese Erkenntniß den Weltbürger — sollte nicht eben so den edeldenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanke rühren: daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbesserung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger sein, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabenen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigne königliche Sele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren: daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabenen Geiste zu Einem Werke verbindet, und in einem höhern Sinne des Worts sein Gesellschafter und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehen und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen;

men; so ist es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger, edler Gedanke: dem Könige nachzuahmen. Denn was heißt es im Grunde mehr, als: so wie er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Sele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groß sind: so sind wirs überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte, nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt beleuchtet.

Fün-

Fürstenfreuden.

Ein König sein — vernimmt man Weise sagen —
Ist nicht der Wunsch, der unsre Ruhe stört.
Er muß sich stets mit schweren Sorgen tragen;
Von Schmeichlern wird sein bessres Selbst bethört;
Ihm naht kein Freund, der ihn die Wahrheit lehrt,
Der stets mit ihm, in kummervollen Tagen
So wie im Glück, ein jedes Schicksal theilt,
Durch einen Händedruck des Herzens Wunden heilt.

Ja, Diogen, wenn du in deiner Tonne
Des Helden lachst, der Fürstengunst dir beut;
Wenn dich ein Strahl der warmen Morgensonne
Mehr, als der Stolz geborgter Macht erfreut:
So hast du Recht! Der Freiheit süße Wonne
Ersetzt kein Glanz in Unterwürfigkeit.
Ein Sklav ist arm, trägt er auch goldne Fesseln,
Und schläft im seidnen Bett doch immer nur auf Nesseln.

Der Weise so. Im Schatten düstrer Myrthen
Träumt er sich lieber Fürst, und sieht — wenn er erwacht —
Sich frei, im Kreis zufriedner Schweizerhirten,
Wo Freud und Scherz mit Milch und Brot bewirthen,
Als daß er stolz, vom bleichen Neid bewacht,
Am Tage Last und keine Ruh bei Nacht,
Um einen Thron verlornen Goldstaub sammelt,
Im Busen Schlangen nährt und Schmeicheleien stammelt.

Doch sollte drum der Fürsten stetes Loos
Nur Sorge sein? — Des Lebens schöne Freuden
Auf immer sie, des Thrones wegen, meiden? —
Zufriedenheit, du schliefest nie im Schoß
Der höchsten Macht, auch dann nicht, wenn bescheiden
Sie äußern Glanz verbirgt, durch eigne Tugend groß? —
Getäuschtrr Stolz ließ diesen Wahn erdenken!
Nur Weisheit, nicht der Stand, kann Menschen Freude schenken.

Ja, Königssohn, Dir reifen goldne Trauben,
Erfüllest du einst jede Fürstenpflicht. —
Der Erde Glück kann schneller Zufall rauben;
Wir können heut uns noch ein Krösus glauben,
Wenn morgen schon im grausenden Gericht
Der strenge Tod uns unser Urtheil spricht.
Doch das Bewußtsein, gut, gerecht und brav zu handeln,
Die Freude — kann das Grab auch nicht in Staub verwandeln.

Und o! wem beut des Tages strenger Fleiß,
Das Hochgefühl, genug gethan zu haben,
So süßen Lohn, als dem Monarchen, der es weiß,
Daß Tausend sich an seiner Milde laben?
Daß Menschen ihm der Herrschaft Zepter gaben,
Ihr Trost zu sein; auf dessen Machtgeheiß
Die bleiche Noth von ihrem Lager schwinde,
Bei dem die Unschuld Schutz, das Laster Rache finde?
Ein Fürstenherz muß nie nach eitelm Ruhm,

Nie

Nie nach dem Glanz des Erdenlebens ringen;
Staub macht die Zeit aus allen Wunderdingen!
Zertrümmert liegt Roms Kapitolium, —
Von Glut verzehrt Dianas Heiligthum; —
Und könnte nicht Homer so göttlich singen,
Wir wüßten nichts von Trojas großem Brand,
Nicht daß Achilleus dort den Hektor überwand! —
Der Menschheit Wohl alliebend zu umfassen,
Ist wahrer Ruhm, der gute Fürsten krönt.
Ein Dionys mag Menschenfleiß verprassen,
Domitian aus Wollust Brüder hassen:
Fluch ist ihr Loos; — Wem Lob des Weisen tönt,
Der hat das Recht der Menschheit nie verhöhnt;
Dem ist ein Sieg, schwer über sich errungen,
Mehr werth, als wenn sein Schwert Istambolls Reich erzwungen.
Was ist dein Ruhm, der Thränen uns erpreßt?
Den wir mit Blut, mit Bruderblut erkaufen?
Der Ruhm, die rauhe Bahn des Helden zu durchlaufen? —
Ein Irrlicht, das in Sümpfen uns verläßt!
Ein Zauberbild für blinde Völkerhaufen! —
Der Adler, der von seinem hohen Nest
Die Fluren übersieht, lacht, wenn mit wilden Sprüngen
Zwei Haselhüner um ein Weizenkörnchen ringen.
Viel süßer ists, als Fürst ein Menschenfreund
Vom Thron herab dem Kummer nachzuschleichen,

Durch Hülfe Trost dem Leidenden zu reichen,
Und wenn, vom Stolz bedrückt, die Unschuld weint,
Gerecht zu sein, auch wenn es grausam scheint.
Die Tugend darf nie dem Verhältniß weichen,
Gerechtigkeit nie durch den Schleier sehn,
Und reiche Boshrit nie sich ungestraft vergehn.

Volksliebe heißt die schimmernde Juwele,
Die Kronen reich, Monarchen glücklich macht.
Sie schützt kein Heer, — gewinnet keine Schlacht, —
Sie glänzet nur bei einer edeln Sele,
Bei Königen, die, wie die Mark-Aurele,
Die, wie die Friederichs, gehandelt und gedacht.
Wer sie verliert — und herrscht' er über Sonnen —
Der hat den Purpur zwar, doch nicht den Thron gewonnen.

Monarchenglück, dem diese fehlt, ist Tand.
Doch wer sie hat, der schläft auf Rosenkissen;
Auch unbewacht wird er sich sicher wissen;
Ihm drohet nicht Rebellenwiderstand.
Er wird den Trost der Freundschaft nie vermissen,
Sich sehnen nach der Liebe Freudenland
Sein größer Herz — es schlägt für Millionen,
Die unter seinem Schutz als frohe Menschen wohnen.

Sie nahen sich — o süßer Augenblick,
Das Vorgefühl des Himmels zu genießen! —
Ein ganzes Volk liegt hier zu seinen Füßen,
Nennt Vater ihn, — dankt freudig dem Geschick

Für ihn, der auf den Thron nur Menschenglück
Mit weiser Hand gepflanzt; — und heiße Thränen fließen
Zu seinem Ruhm, die ihn zum Gott erhöhn,
Und ohne Heuchlerkunst für ihn um Leben flehn.
O Seligkeit für ihn! Von göttlichen Gefühlen
Alsdann berauscht zur stillen Grotte gehn,
Wo Weste sanft mit Blumendüften spielen;
Hier die Vergangenheit im Dunkel zu erspähn,
Der Väter Bild im Lorbeerkranz zu sehn,
Mit dem Entschluß, wie sie, nach Ruhm zu zielen,
Daß ihn, wenn sich der Geist vom Leib getrennt,
Der späte Enkel noch mit hoher Ehrfurcht nennt!
Mit dem Gefühl in heilger Stille sitzen, —
Voll innrer Ruh und Selbstzufriedenheit
Zu denken, daß dort auf der Berge Spitzen
Man freudig ihm dankbare Thränen weiht,
Und daß ein ganzes Volk, ihm Einzigen zu nützen,
Nicht Mühe, nicht Gefahr, nicht Leben scheut: —
Bei Gott! wer hier nicht fühlt die Wonne guter Fürsten,
Der wird, wie Tantalus, nach Freuden ewig dürsten.

Das Goldstück.

Der einzige Sohn und Erbe eines steinreichen Mannes ließ auf den Tod seines Vaters ein großes und herrliches Schaustück prägen. Das Gold pries in vielen schönen Sinnbildern und Worten die Verdienste des Verstorbenen.

Darauf am Tage des prächtigen Leichenbegängnisses verschenkte der reiche Sohn und Erbe eine Anzahl dieser kostbaren Schaumünzen unter Verwandte und Freunde. Alle priesen die Großmuth des Gebers, die Schönheit des Goldstücks und die Verdienste des Verstorbenen.

Selbst ein ärmerer, jedoch naher Anverwandte, der durch Schiffbruch sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, wurde nicht ausgeschlossen von der gemeinsamen Familiengabe, und man lobte unter einander die Herablassung des Erben.

Aber nicht lange darauf erfuhr der reiche Erbe, und bald auch die ganze Stadt, daß der Verwandte seine empfangene Schaumünze veräußert habe.

Das ist entsetzlich! — sagte der reiche Sohn, stand entrüstet auf von der köstlich besetzten Tafel — entsetzlich! ein solches Familienstück in fremde Hände zu geben. Ich gab es aus Mitleid, aber nun sehe ich ein, ich habe es an einen Schlechtdenkenden verschwendet.

Ein

Ein satanischer Undank! schrie ein Priester und stampfte dabei das leere Glas auf den Tisch.

Er hat dadurch, fuhr der Stadtrichter mit bedächtigem Tone fort, offenbar allen Ansprüchen auf Verwandtschaft völlig entsagt, so wie ein Edelmann durch ein Verbrechen Adel und Wappen verwirkt.

Ein Anfall von Wahnsinn! — sagt der Hausarzt, der einen Kapaun zerlegte.

Jammerschade um das schöne Gepräge und feine Gold! hub ein alter Wucherer an. Es wird ihm für jeden Preis feil gewesen sein! —

Wer weiß, worauf er den Ertrag verwendet haben mag! — setzte grinsend ein entnervter Wollüstling hinzu.

Ach! wie tief der Mensch doch sinken kann! seufzte ein empfindelnder Scheinheiliger.

So war an der köstlichen Tafel des Reichen nur Eine Stimme der Verdammung, und jeder Gast trug sie in sein Haus und die Stadt.

Da erschien der Verbrecher selbst vor dem Sohne und Erben des steinreichen Mannes mit blassen, abgehärmten Wangen.

Ein neuer Unfall, begann er, raubte mir auch noch den Rest meines kleinen Vermögens. Der Gram warf meine Gattinn auf das Krankenbett, meine armen unschuldigen Kinder weinten um Brot — da gedachte ich des einzigen sorgsam bewahrten Goldstücks —

ich nahm es, und nun sagt die Welt.... Hier vermochte er nicht weiter zu reden vor Wehmuth; er verstummte.

Aber der reiche Erbe wandte sein Angesicht von ihm weg und verließ ihn.

Euphemion.

Es war der letzte Tag des Jahres, als Euphemion, ein gutgearteter, aber auf seine Tugend stolzer Jüngling, den Hügel verließ. Bei jenem fernen blätterlosen Haine war um die Sonne untergegangen, und nur diese Sonne, die letzte so mancher schon von ihm durchlebten Jahre, sinken zu sehn, hatte er den Hügel bestiegen. Jetzt sah er auch ihren schwächsten Schimmer am Horizonte nicht mehr; es dämmerte, als er vom Hügel herabstieg. Die Nacht, sprach er, verhüllt jetzt das Jahr, das nicht wieder zurückkehrt. Mit diesem Gedanken beschäftigt setzte er am Fuße des Hügels sich an einen bemoosten Baum. Ein plötzlicher Schlummer ergriff sein Auge, und durch die unsichtbare Macht seines Schutzgeistes sank er in einen tiefen Schlaf. Sogleich sah er sich in eine weite Grotte von seinem Schutzgeiste geführt. Viele große Tafeln

sein und auf denselben eine ungeheure Menge Bücher erblickte er daselbst.

Woher diese Bücher? fragte er seinen Schutzgeist. Du siehest hier, antwortete dieser, die Bücher, in welchen der Schutzgeist eines jeden Menschen dessen Handlungen zeichnet, die einst vor einem strengen Gericht nach dem Tode des Menschen geprüft werden sollen. Auf der einen Seite sind die guten auf der andern die bösen verzeichnet. Am Ende des Jahres wird die Rechnung zusammen gezogen. — Voll Neugierde sprach der Jüngling zu seinem Genius: Ist denn auch mein Buch hier verwahrt? — Dort steht es, erwiderte dieser. — Und darfst du es mir zeigen? fuhr der Jüngling fort, ihn mit heiterm Gesichte zu fragen. — Wenn du es wünschest, war die Antwort, ich darf es. Aber willst du deine Ruhe stören? — Ich meine Ruhe stören? sprach der Jüngling mit selbst zufriedener Miene; dieß hoffe ich nicht. Ehe die Sonne unterging, erwog ich auf der Spitze des Hügels meine Handlungen im verflossenen Jahre. Ich war mit dem Wachsthum meines Geistes und Herzens und mit den Neigungen desselben zufrieden. Ich hatte, meiner Rechnung nach, erfüllt, was mir oblag, und erinnerte mich keiner sträflichen Handlung. Oeffne mir das Buch. — Du willst es? — Ich will es.

Der Genius öffnete das Buch, und schlug die Blätter des verflossenen Jahres auf. Sie waren noch

nicht gegen die Mitte des Buches. Der Jüngling las die Ueberschrift der einen Seite, mit großen Buchstaben geschrieben: Edle Handlungen. Die Seite war halb erfüllt. Sie hätte aber völlig beschrieben werden müssen. Er wendete um, und las die Ueberschrift der folgenden Seite: Böse Handlungen. Unbeschreiblich war die Freude, als er diese Seite ganz weiß erblickte; er machte seinem Schutzgeiste Vorwürfe wegen der Furcht, die er ihm habe einjagen wollen. Siehest du, sprach er zu ihm, daß ich ein strenger Richter über mich selbst bin, und mich keiner strafbaren Handlung beim Sonnenuntergange erinnerte? — Es ist wahr, erwiderte dieser, du bist von Lastern frei, aber freue dich nicht. — Jetzt hob er ein verdecktes Blatt auf. Der Jüngling las die Ueberschrift. Unterlassenes Gute. Ach! das Blatt war bis untenan beschrieben. Bekümmert sah er zu und las, und bemerkte denn, wie sein Schutzgeist tausend Gelegenheiten bezeichnet hatte, wo er hätte Gutes thun können, wenn nicht Trägheit und andere Hindernisse ihn abgeschreckt hätten.

Bekümmert verließ nun der Jüngling diesen Büchersaal sogleich. Letzte Sonne des Jahres, so sprach er, mit mehrerer Wehmuth hätte ich dich untersinken gesehn, hätte mein Genius mir eher dieses Blatt gezeigt. Aber erste Morgensonne des neuen Jahres, du sollst zu neuen Entschlüssen mich wecken, und des-

sen

sen letzte Abendsonne soll jedes Blatt mit der Ueberschrift „Unterlassenes Gute“ nur bis zur Hälfte beschrieben sehen; weiß wird es wol nie sein.

Solche edle Entschlüsse regten sich in des Jünglings Sele, und sein Schutzgeist, der diese Entschlüsse hatte wecken wollen, lösete jetzt den Schlummer von des Jünglings Augen. Schon war es Mitternacht, der Mond schien am Himmel, und beide Jahre trennten sich, als der Jüngling in seine Wohnung ging.

Die Erfindung des Schachspiels.

Zur Zeit, als Attila der Völker viel
Im Süden von Europa züchtigte,
Herrscht ein Tyrann in Indien. Noch jung
Und kenntnißlos hatt er der Väter Thron
Bestiegen, überzeugt, die ganze Welt
Sei seinetwegen da, und, was er thue,
Sei recht und wohlgethan. Der bessre Mann,
Der sich mit Wahrheit ihm zu nähern wagte,
Fand Zorn, Gefängniß und den Tod zum Lohn. —
Und bange Stille herrscht im Land umher;
Stumm trug ein jeglicher des Drängers Joch.
Doch wie, wann unter drückendem Gewölk
Die Erde schweigend ruht, die drohendsten
Gewitter brüten, also schlich durchs Land
Die Mißzufriedenheit; jetzt dumpf und scheu,
Allein bereit, im nächsten Augenblick
Zur Wuth zu werden, die die Fessel bricht. —
Da war ein weiser Mann, den jammerte
Des Volks und seines Fürsten. — Nassir sah
Unweisheit, sich zu retten, hier und dort;
Sah, wenn dem Einen nur geholfen war,
War Allen wohl: und kühnes Muths entschloß
Der Edelste von der Bramanen Stamm
Sich, alles dran zu wagen, um zu sehn,

Ob nicht in Behubs roher Sele noch
Das Göttliche, was etwa in ihr schlief,
Zu wecken wäre. — —

Vierzig Tage lang
Saß er verschlossen in sich selbst, vergaß
Oft Speis und Trank, und oft des süßen Schlafs,
Und grübelte. — Den König, stark und schwach,
Durch Liebe stark, schwach durch des Volkes Haß,
Wollt er im Bilde, das so deutlich spräche,
Daß auch der Blind es sehen müßte, gern
Vor Behubs Sele stellen. — Vor ihm lag
Des Zimmers Boden, weiß und schwarz getäfelt,
Und in ihm lebten und webten Könige
Mit ihrem Thun auf Erden, Ritter, Knechte,
Und Roß und Elephanten um sie her.
Und er vertheilt in seines Zimmers Raum
Das ganze Heer. Dort zum Exempel soll,
So dacht er bei sich selbst, ein König stehen:
Ich gegenüber. Um uns beide stehen
Hier Freund und Schaarenführer, weiter vor
Die Reisigen. Ist Ordnung nun im Land,
Und liebt mein Volk mich, ha, bei Gott, so soll
Mir doch der Teufel selbst, so weiß er ist,
Nichts abgewinnen! — Laßt die Probe sehn! —
Frisch auf, ins Feld gerückt! dort kommt ein Feind;
Entgegen ihm! er fliegt zu hastig vor;
Gefangen ihn genommen! schnell auch den!

Befürchtet nichts; ihr Kinder, seid gedeckt,
Wir schützen euch. — So schlug er weise Schlacht;
Viel Tage lang. Und immer heller ward
Das lang gesuchte Bild vor seinem Geist. —
Er ordnete zum Ganzen jeden Theil,
Gab jedem seine Stell und sein Gesetz:
Dem vorn, dem hinten, jenem links, dem rechts;
Dem einen festen Stand, dem andern
Flug, dem schiefen Angriff, jenem Tummelsprung,
Und diesem hier geraden sichern Gang.
In ihrer Mitte stand der stolze Schach. —
Herr König, es gilt ihm! rief Nassir laut,
Wenn er ihn bloß erblickte. Weislich schob
Er dann Beschützer vor, bis aller Schutz
Nichts weiter half, und er gefangen war! —
So ward durch eines Denkers Grübeln einst,
Im großen Zweck, dem Menschen wohl zu thun,
Das Königsspiel erfunden! Andre nennens
Das Tausend Sorgenspiel; denn, traun! es heischt
Viel Sorgen und Gedanken! weisen Plan
Des Treffenforderers, und scharfen Blick,
Den Gegenplan des Feindes auszuspähn!
Nun lehrt ers seine Freunde; diese dann
An Ande und Andre wieder. Bald durchdrang
Die ganze Gegend, weit und breit, sein Ruhm.
Und wer es sah, bewunderte den Mann,
Der so viel Geistes in ein Spiel gelegt,

Und tiefen Sinn in leichten Scherz verwandelt,
Daß ihr, indem ihr auf dem Teppich ruht,
Und scheinbar handelt — denkt und denken lernt! —
Und bald erscholl der Ruf des neuen Spiels
Von allen Seiten auch an Behubs Hof. —
Und ein Befehl erging von Behub aus:
„Sogleich erscheine Nassir, Dahers Sohn,
Und bring in tiefster Unterthänigkeit
Vor Behubs Thron sein neuerfundnes Spiel.“ —
Bescheiden kam der Weise. — Gott verleihe
Dem König Heil und Liebe seines Volks!
Dein Knecht hat jüngst gescherzt; und freut sich hoch,
Daß du, Herr König, seinen kleinen Scherz
Zu sehn für würdig hältst. Denn Niemand, wahrlich,
Bedarf ob seiner Sorg um Menschenglück
Mehr Freude billig und Erheiterung
Zu guten Thaten, als der gute Fürst! —
„Komm, Nassir, und erkläre mir dein Spiel.“ —
Vielleicht, Herr König, daß es dir gefällt:
Es hat auch Könige; den Einen hier,
Den Andern gegenüber. Jedem steht
Sein Freund zur Seite; Beiden zu Befehl
Zwei Läufer, rechts und links, neben diesen
Zwei Ritter schnell zum Sprung, und hier
Die beiden Flanken zu befestigen,
Ein Elephant. Hier zieht das Heer sich vor,
Bereit zum Schutz und Trutz. — Ein Reisiger

Thut einen Schritt nur vorwärts. — „Und der
König?“ —
Steht still. — Sein Freund durchfliegt den ganzen
Raum
Vor, rückwärts, links und rechts, gerad und schief,
So weit ers offen findet. — „Und der König?“ —
Steht still, und übersieht das Ganze. — Hier
Die Läufer laufen, wo sie Freies sehen,
Und wie sie wollen, allen Winden zu,
Der Eine schief die weißen Reihen durch,
Der andre durch die schwarzen. — „Und der
König?“ —
Steht still, ordnet Alles. Auf dem Roß
Springt keck der Ritter über seinen Kreis
Ins zweite größre Viereck um sich her,
Von weiß auf schwarz, von schwarz auf weiß. —
„Der König,
Nur er thut mir nichts?“ — Der König, Herr,
Steht still und braucht die Weisheit statt des Arms. —
Der schwere Roche, wenn's Entscheidung gilt,
Bricht stolz hervor, vor und hinter sich,
Und rechts und links, gerades Ganges fort. —
„Der König also schützt nur alle?“ — Schützt,
Und wird beschützt. — „Und wird beschützt? Von
wem?“ —
Von Allen, von der Liebe seines Volks!
Und er beschützt sein Volk durch Weisheit! Herr,

Befiehlst du, so beginnt der Heere Kampf! —
„Mein König will, ein Reisiger dringt vor“ —
Auch meiner will's. — „Der vor dem Feldherrn folgt.“ —
Nicht gut geboten. Schach dem Könige! —
„Was, Freund, ist das?“ — Dein Schach ist unbeschützt,
Und steht dem Angriff meines Läufers frei: —
„So deckt der Mann vor meinem Läufer ihn.“ —
Wohl! aber dennoch nur, für seinen König
Sein Leben aufzuopfern. Sieh, er fällt;
Und — Schach dem Könige! — — Drauf kehrt er ihn,
Wie seines Ritters Vormann, übereck,
Den allzuschnellen Läufer wiederfasse! —
Die waren hin. Doch nun begann der Kampf
Von Neuem; Schach auf Schach drang Nassir vor,
Bis müd und matt, obgleich er einen Schritt
Nur stets mit Würde that, des Königs König
Das Treffen schloß, und sich gefangen gab.
So schlugen sie, zehn heiße Tage lang,
Noch manche Schlacht. Und Nassir, unvermerkt,
Als wär es nur des Spieles Nothdurft selbst,
Verwebte weise Lehren in das Spiel.
Wie stark durch Ordnung seines Volks der König,
Wie sicher er durch dessen Liebe sei,
War aller Orten sichtbar. Ohne die

Vermocht er nichts. Nur seine Reisigen
Und Diener thaten alles, ihn zu schützen.
Der Kleinst, an seinen rechten Ort gestellt,
War oft der Schutz des Herrn; und sein Verlust
Der letzten Hoffnung Tod. Auch schwangen sich
Gemeine Kämpfer durch Verdienst empor,
Und flogen siegend nun im Feld umher.
Das wurmt im Innern Behub. Immer schwebte,
Was er auch that, es ihm vor seinem Ohr:
Stark durch die Liebe seines Volks, und schwach,
Wenn Lieb und Ordnung fehlt. So unrecht nicht! —
Doch Ordnung, soll sie sein, bei Gott! so muß
Sie Einer machen, und der Eine muß
Verstand zur Ordnung haben. — Sollen sie
Mich lieben, müssen sie mich lieben können;
Das ist. „Ich muß zuerst sie lieben, und —
Durch That beweisen, was im Herzen ist!“ —
So ging und dacht er in sich. „Höre, sprach
Er eines Tags zu Nassir, Dahers Sohn:
Du bleibst bei mir, wir spielen fleißig Schach,
Und wenn wir unsers Spieles müde sind,
Philosophiren wir. Du machst mir Alles
So deutlich, wie noch keiner!“ — Ringsumher
Umstanden viele sie, von Behubs Hof.
Ein Strahl der Hoffnung ging, indem er sprach,
In ihren Herzen auf. — Noch standen sie,
Da kam ein alter Diener: „Herr, es flieht

Mit sieben Kindern eine Wittwe dir;
Ihr Mann fiel in der Schlacht.“ Er zitterte,
Der alte Diener, als er vor ihn trat;
Denn Behub zürnte sonst den Bittenden. —
„Greif in den Schatz, und gib des Goldes ihr,
So viel mit deiner Hand du fassen kannst.
Sinds Söhne?“ — Söhne sechs, und eine Tochter. —
„Wohl schöne Hoffnung für das Vaterland!
Der Aermste, wenn er gut erzogen ist,
Und einst in seine rechte Stelle kömmt,
Schwingt öfters durch Verdienst sich empor.“
Und eine Freudenthräne schimmert
In aller Aug umher. Noch standen sie,
Da kamen ferne Boten: „Herr, o Herr,
Erbarme dich der leidenden Provinz,
Die uns gesendet hat. Erst Sonnenbrand,
Heuschrecken-Heere dann, und nun zuletzt
Noch unsrer Heerden Pest, vernichten uns.
Gespenster schleichen, Menschen nicht, umher
Im öden Land. — „Genug! rief Behub aus,
Genug! Das ganze Land zu übersehn,
Bin ich da. Ich, zu sorgen und zu ordnen.
Schnell, Boten, eilt! die Vorrathshäuser,
Die der leidenden Provinz am nächsten sind,
Die senden allen ihren Vorrath hin;
Die nächsten füllen diese wieder, und

So fort die nächsten dies, aus Hand in Hand,
Bis alles gleich ist.“ — Und sie hielten sich
Nun länger nicht, priesen Brama laut,
Der solche Weisheit, solche Freundlichkeit
Dem jungen König in die Sele gab.
Und leis, in einem Winkel, betete
Auch Nassir, Dahers Sohn: Dank Brama, dir,
Der Funken ist geweckt; o laß ihn nun
Zur Flamme werden, die nicht wieder löscht! —
Indem erscholl ein Lärm. Zehntausend Stimmen;
So schiens, ertönten um dem Pallast her.
„Was ist das?“ — fragte Behub, und erschrak,
Und alles flog, kam wieder: Herr, dein Volk
Ist freudetrunken; denn es hat entzückt
Die Worte deiner Freundlichkeit gehört,
Und muß dich sehn, und muß dir danken. — Schnell
Erhob sich Behub, zeigte sich dem Volk,
Und, wie das Brausen des empörten Meers,
Stürmt ungestüm sein Jauchzen auf zum Himmel — —
Und Behub, außer sich, die Freudenthränen
Auch er im Auge, kam vom Volk zurück.
„Wo ist mein Nassir? Nassir, bitte mich,
Dir dank ich diese Wonne! bitte mich,
Worum du du willst; ich will, es sei dein Lohn,
Und wärs die Hälfte meines Königsreichs!“ — —
Demüthig sank der Weise vor ihm nieder. —

Die Tugend meines Herrn soll Weisheit sein,
Nicht bloß Gefühl; er lerne rechnen! Still
Denkts Nassir bei sich selbst, und sagt ihm laut:
Der Felder meines Spiels, Herr, wie du weißt,
Sind vier und sechzig. Soll ich unbelohnt
Nicht meinem König dienen: So gebeut
Den Knechten deiner Vorrathshäuser, mir
Aufs erste Feld des Spiels Ein Weizenkorn
Zu legen, zwei aufs zweit, aufs dritte vier,
Und so fort auf jedes folgende
Noch eins so viel. — Und Behubs Angesicht
Verwandelte sich schnell aus Tag in Nacht.
„Thor Nassir, nicht der weise Nassir mehr!
Was soll die Kinderbitte? fordre dir,
Was meiner würdiger und deiner ist!“ —
Es gnüget deinem Knecht, wenn du mir gibst,
Was ich dich bat. — „So gnüge Kleines dir,
Wenn du nichts größres fassen kannst!“ versetzte
Unwillig Behub ihm, und gibt Befehl. —
Bald aber kommt, Verlegenheit im Blick,
Der Magazinverwalter. — „Hast du schon
Dem Manne seine Körner zugezählt?“ —
Herr König, um die Wahrheit zu gestehn,
Die Rechnung ist fast wundersam. Wir sind
Zur Hälft' erst fertig, und dein ganzes Reich
Hat schon der Weizenkörner nicht so viel;
Und hättest in zehntausend Städten du

In jeder tausend Vorrathshäuser, und
In jeden Weizens hunderttausend Maaß:
Ich glaube, gegen das, was endlich kommt,
Wär's noch, Herr König, eine Kleinigkeit! — —
„Noch einmal, Nassir, hast du mich besiegt!
Bei Gott, du rechnest besser doch, als ich! — —
Komm, und umarme mich! — du bleibst bei mir
Und bist mir Freund und Bruder bis zum Tod!“ —

Reich=

Reichthum und Ehre.

Es reisten einst der Reichthum und die Ehre. —
Kaum setzten sie den Fuß in ein entferntes Land,
So war ihr Name gleich bekannt,
Und wie die Wogen drängten Heere
Von Menschen sich herbei, und stellten sich dem Paar
Demüthig als Verehrer dar.
Da kamen Prinzen, Bürger, Hirten;
Der Priester bat sie in sein Haus;
Der Kaufmann wollte sie bewirthen;
Ein Schäfer nur blieb aus.
„Wie, sprach der Reichthum, der? hat der um nichts zu bitten?“
Die Ehre rief erstaunt: „wohnt solcher Stolz in Hütten?“
Von beiden ward der Mann verkannt.
Jung war er und nicht stolz. Amynt hieß ihn das Land.
Ihm hatte die Natur ein frohes Herz gegeben,
Den Geist der Freiheit, Lust zur Ruh,
Und einen hellen Kopf dazu.
Was braucht er mehr, vergnügt zu leben?
Jedoch die Ehre sprach: „der Mann will mich verachten!
So mancher Weise ruft ja doch um Gunst mich an!
Wo sind die Helden, die nach meiner Huld nicht trachten.

Wo ist der Patriot, der mich entbehren kann?
Wird nicht um mich der Völker Blut vergossen?
Hat es in Stürmen nicht so oft um mich geflossen?
Wer schämt der Ketten sich, die ich ihm angelegt?
Wo ist der Sterbliche, der nicht mit Lust sie trägt?
Der Hirt nur fliehet sie! Ich schwörs, ich will mich rächen,
Sein Stolz soll biegen oder brechen.“
Der Reichthum gibt ihr Recht, und will ihr Helfer sein;
Ein listger Anschlag wird von beiden ausgesonnen.
Sie kehrten bei Amynt, verstellt als Schäfer, ein,
Und folgendes Gespräch wird nun mit ihm begonnen.
Mit schlauer Zunge spricht die Ehre zu Amynt:
Wär ich, wie du, mein Freund, ich würde hier nicht liegen.
Ich kenne Männer, die zu großem Ruhm gestiegen,
Und wahrlich dir nicht gleich an Geist und Gaben sind.
In diesem Winkel hier zu sterben!
Wär ich, wie du, ich könnt es nicht.
Welch einen Namen wollt ich mir erwerben!
Es schmeichelt doch, wenn so die Welt laut von uns spricht.
Wär ich, wie du, man sollt auf Erden
Gewiß noch Thaten von mir sehn,
Es sollten Schlachten noch von mir gewonnen werden;
In der gelehrten Welt wollt ich ganz oben stehn.

Hier kennt dich keiner recht. Allein vor wenig, Tagen
Hört ich den Edelmann, der hier vorbeiging, sagen:
In dieser Hütte sei ein Mann,
Ein Schäfer, dem sah keiner an,
Was einst aus ihm noch werden könnte,
Wenn er sich selbst der Welt nur gönnte.
So spricht die Schmeichlerinn. Ihr süßes Gift gefällt,
Amynt verschlingt es gleich, indem er gerne höret,
Wie der vermeinte Nachbar ihn so ehret;
Er wünscht zum erstenmal sich in die große Welt,
Und seines Herzens Ruhe ist gestöret.
Er kämpft; der Reichthum siehts, sieht, wie der junge Hirt
Von Leidenschaft bestürmet wird,
Sieht die Vernunft bei ihm nur schwach noch widerstreben;
Jetzt, denkt er, ist es Zeit, ich muß den Ausschlag geben.
Amynt, spricht er zu ihm, bedenke doch auch dieß:
Ein Mann, wie du, (es kann nicht fehlen)
Wenn der sein Glück versucht, so muß er ganz gewiß
Sein Geld in kurzer Zeit bei Millionen zählen.
Dann dächtest du wol einst an deine Nachbarn hier,
Du bautest hier ein Schloß, und zu gewissen Zeiten
Kämst du, und würdest Freud und Ueberfluß verbreiten.
Du wärst hier wie der Fürst; und wir,
Wir segneten den Tag, da du von uns gegangen,

Und deine Glücksbahn angefangen.
So sprachen sie und gehen. Ihr Gift wirkt immer mehr.
Amynt kann länger nicht dem Wunsche widerstehen,
Sich groß, geehrt und reich zu sehen.
Verdrießlich schleichet er umher,
Macht sich nichts mehr aus seinen Heerden,
Haßt seine Hütte jetzt, und ach! den ganzen Tag
Und in schlafloser Nacht denkt er beständig nach,
Der Welt nur erst bekannt zu werden.
Jetzt merkt sein frommes Weib, was er im Herzen sinnt,
Und zärtlich räth es ihm, die Grillen zu vertreiben.
Wir sind ja glücklich hier, laß uns doch glücklich bleiben.
Mit Thränen sagt es dieß. Vergebens! denn Amynt,
Verhärtet durch der Ehre Zauberlieder,
Wovon die Töne stets ihm gegenwärtig sind,
Geht eines Morgen aus, und ach! er kömmt nicht wieder;
Amynt geht in die Welt. In guter Laune schauet
Das Glück des Jünglings kühnen Schritt,
Und lacht und spricht: Ich gehe mit,
Und schütz ihn, weil er mir vertrauet.
Das Glück hält Wort. Es macht Amynten bald bekannt;
Amynt hat Dichtergeist; das Glück führt ihn zu Chören,
Die mit Bewundrung seine Lieder hören.
Sein Ruhm fliegt schon durchs ganze Land;
Am Hofe selbst wird er mit Beifall schon genannt.

Amynt kommt an den Hof. Mit schnellem Blicke
Erforschet er der Höfe Kunst,
Erwirbt sich selbst des Fürsten Gunst,
Und jeder Mann beneidet sein Geschicke.
Ihm selbst genügt es nicht; er ruft sich täglich zu:
Amynt, vergiß nicht, zu erhabnen Stufen
Der Ehre bist du ja berufen;
Bis sie erstiegen sind, genieße keine Ruh.
Er hat des Fürsten Herz in Händen;
Der Fürst ernennt zum Feldherrn ihn,
Und — sehet schnell das Blatt sich wenden! —
Die Feinde, die sonst siegten, fliehn.
Nun geht er kühnen Schritts den Weg, den Helden gingen.
Er siegt in mancher blutgen Schlacht;
Ein Siegeskranz wird nach dem andern ihm gebracht.
Von seinen Thaten hört man alle Dichter singen.
Entscheidend ist sein letzter Sieg,
Entschieden wird dadurch der Krieg;
Der Feind, entkräftet, fleht um Frieden.
Amynt, den man bisher als Helden nur gekannt,
Wird zum Minister jetzt ernannt,
Und er regiert das ganze Land.
Wem wurde je ein größer Loos beschieden?
Jetzt läßt er einen Pallast baun,
Voll Pracht und voll Geschmack. Man kömmt von allen Enden,

Eh noch die Künstler ihn vollenden,
Das Meisterstück der Baukunst zu beschaun,
Umringt von Schaaren, die ihn glücklich nennen,
Sieht oft Amynt dem Baue zu.
Einst sagt er; möcht ich bald dieß Haus beziehen
können!
Zum Tempel widm ich es der Ruh!
Hier will ich erst mein Leben recht genießen!
Hier soll mirs sanft und sorgenfrei verfließen.
Der Pöbel hörts, und glaubet nicht,
Daß dieß Amynt von Herzen spricht;
Glaubt, daß es lauter Heuchelei,
Zum mindsten falsche Demuth sei.
Das Werk ist fertig. Aus entlegenen Provinzen
Kömmt eine Schaar von Rittern, Grafen, Prinzen,
Zu sehn des Festes Herrlichkeit,
Womit das Haus wird eingeweiht.
Im Lustbarkeitenrausch sind Wochen schon verflossen;
Amynt hat keine Ruh genossen.
Er seufzet oft: wann hats ein Ende dann,
Daß ich mein selbst genießen kann?
Sie gehn vorbei, die lärmenvollen Tage;
Es kömmt die erste stille Nacht.
Doch ach! auch die hat ihre Plage, auch die wird
schlaflos zugebracht.
Die zweite drauf; es folgt die dritte;
Es kommen mehrere dazu:

Amynt im Tempel seiner Ruh,
Schläft nie so sanft, wie einst in seiner Hütte.
Und du wärst glücklich? fragt Amynt sich selbst;
Worin bestehn denn deine Freuden,
Die in so reichem Maß dir zugeworfen sind?
Um die dich Könige beneiden?
Laß sehn, was dir begegnet ist,
Seit du im Wahn der Welt, des Glückes Liebling bist.
Als Dichter trat ich auf. Wer kann die Tage zählen,
Die ich bloß zugebracht, den Ausdruck recht zu wählen?
Oft, wenn ich Nächte durch auf neue Bilder sann,
Und keine fand, wie muthlos war ich dann!
Ein kleines Lied war oft die Frucht von vielen Wochen,
Von vielem Sinnen, vieler Müh.
Das achteten die Leser nie;
Ihr Urtheil wurde schnell gesprochen.
Noch mehr. Stets wuchs der Dichter Chor;
Ein neuer trat mit jedem Tag hervor.
Da war Anstrengung Noth, mit ihnen mich zu messen.
Nie durfte meine Muse ruhn;
Sie mußte neue stets und größre Wunder thun,
Sonst wurden sie und ich vergessen.
Was sag ich von dem stillen Gram,
Der oft mir allen Muth benahm,
Wann strenge Tadler mir laut meine Fehler wiesen?
Der Tadler kamen immer mehr,
Und fanden bei der Welt Gehör,

Und wurden laut von ihr gepriesen.
So trat ich endlich gern vom Dichterschauplatz ab,
Und wohl mir! daß ichs that, eh man mir Abschied gab,
Eh mir die Welt es deutlich sagte,
Daß ihr mein Singen nicht behagte.
Ich ward ein Held. Und nun, was hat der Held vollbracht,
Daß eine Stunde nur ihn glücklich hat gemacht?
War ichs in jenen trüben Tagen,
Als, schwankend noch, der Sieg dem Feinde günstig schien?
Wie leicht, wie leicht konnt er mich schlagen!
Und ich — entsetzlich — sollte fliehn!
Nein; sprach mein Herz, du mußt, du mußt nicht fliehn!
Laß eher todt dich von dem Kampfplatz tragen!
Wo der Gedanke herrscht, kann da wohl Ruhe sein?
Doch ich gewann die Schlacht; war ich nun glücklich?
Nein;
Man ließ mir nicht die Zeit, mich seiner zu erfreun;
Fort, hieß es, säume nicht, der Held muß vorwärts eilen!
Der bloße Sieg thuts nicht allein!
Mehr, als verlorne Schlacht, schimpft müßiges Verweilen!
Auf! sammle frisch des Sieges Früchte ein!
Noch mehr. Im Lauf der schönsten Thaten

Hört ich bald hinter mir den Tadler und den Neid;
Da hieß es: Nicht Amynt, nicht seine Tapferkeit
Gewinnt uns jeden Sieg; er ist bloß so gescheid
Zu thun, was ein paar Freund ihm rathen;
Er hat ja nie den Krieg gelernt!
Die beiden Freunde sinds! und würden die entfernt;
Er würde länger nicht sich stolz mit Lorbern schmücken,
Die Frenndeshände für ihn pflücken.
Bald warf man Kälte mir, bald rasches Feuer vor;
Der Tadler List gewann sogar des Fürsten Ohr.
Nie hab ich reines Lob vernommen.
Bald hieß es: hätt Amynt nur dieß nicht übernommen,
Die Feinde hätten schon an ihrem Glück verzagt;
Bald aber: hätt Amynt nur auch noch dieß gewagt,
Wir hätten Frieden schon bekommen.
Viel war der Sorgen, viel der Müh;
Das Lob war kümmerlich, und ganz erhielt ichs nie.
Minister ward ich nun. Wie! zu den höchsten Stufen,
Sagt ich erstaunt mir selbst, bist du, Amynt, berufen?
Ist ein Minister nicht, wie Gott? Aus seiner Hand
Fließt Ordnung, Wohlstand, Ruh und Segen übers
Land;
Allmächtig ordnet er bloß an, und seinen Willen
Eilt alles in dem Staat wetteifernd zu erfüllen.
Amynt, nie oder jetzt, da deine Thätigkeit
Das Wohl von Tausenden besorgt, wird Seligkeit,

Wird Götterseligkeit in deine Sele fließen,
Und auf dein ganzes Leben sich ergießen.
Gott, wie ich mich betrag! Ein Staatsmann ist nicht frei,
Zehnfach ist seine Sklaverei;
Er ist des Fürsten Sklav, der Sklav von Tausend Andern,
Die hin und her zum Fürsten wandern,
Und deren jeder, bei Gelegenheit,
Des Mißtrauns Samen ihm ins Herze streut.
Der Sklav des Pöbels, der laut schreit,
Wenn man nicht seiner Würde achtet;
Der Sklav von jedem unter ihm,
Der brauchbar ist, und der mit Ungestüm
Nach größerem Gehalt, und höhern Stellen trachtet;
Der Sklav der Priester, wenn des Fürsten schwacher Sinn
Den Beichtstuhl fürchtet; Sklav der Damen,
Sklav der Familien von großen Namen,
Sklav der Geschäfte. Er, meint man, beföhle bloß;
Nein! ihm befiehlt der Wirbel der Geschäfte;
Den hemmt er nicht, und hätt er Riesenkräfte;
Die Nacht des Stromes ist zu groß.
Doch leist' er, was er kann, wie wird es angesehn?
Der Fürst gibt oft ihm zu verstehn,
Hier sei so wenig, dort zu viel geschehn.

Bald klagt und murrt das ganze Land;
Bald wird ein Andrer laut genannt.
Den, heißt es, lasse man das Steuer führen,
Kein Mensch versteht, wie er, das Staatsschiff zu regieren.
Ach! all mein Streben jetzt, geht es nicht bloß dahin,
Aus meinen Händen nicht dieß Steuer zu verlieren?
Ist dieß nicht bloß der Zweck, um den ich thätig bin?
Des Landes Wohl — ach ja! mich dünkt, die ersten Morgen
Kam der Gedanke mir zuweilen in den Sinn;
Doch jetzt hab ich zu viel der Sorgen,
Daß ich mir selbst das bleibe, was ich bin.
Furcht, mich gestürzt zu sehn, begleitet mich zu Bette;
Verfolgt mich in des Fürsten Kabinette;
Setzt sich mit mir zu Tisch. Oft, wenn die Miene lacht,
Quält mich im Herzen laurender Verdacht:
Selbst meine Gäste, die so tief sich vormir bücken,
Sein im Begriffe, mich zu unterdrücken.
Mein Reichthum! wann genieß ich ihn?
Ich kann ihn nicht nach meinem Sinn verwenden;
Die Schmeichler locken mir ihn künstlich aus den Händen.
Wer suchet nicht von mir zu ziehn?
Der Künstler hier, dort der Gelehrte;
Der Kaufmann, welcher sich dem Falle nahe sieht;

Bald

Bald der Verschwender, bald der Neubekehrte;
Der Heuchler, der den Ruhm des Menscheufreundes
liebt,
Und der Allmosen gern vom fremden Gelde gibt;
Die Werber zu Subscriptionen —
Sie, und viel Tausend Andre mehr, —
Unzählbar ist das ganze Heer! —
Die machen täglich Jagd auf meine Millionen.
Denn Millionen, wähnt die Welt,
Muß ein Amynt zum Mindesten besitzen;
Er konnte ja, als Staatsmann und als Held,
Die besten Quellen, reich zu werden, nützen.
Wie lange sehn ich schon nach einem Abend mich,
Wie mir so oft in meiner Hütte
In tief gefühlter Lust verstrich!
Ein halb zerbrochner Tisch stand in der Mitte,
Um welchen unsre kleine Schaar
So herzlich froh und munter war.
An meiner Tafel jetzt seh ich nie wahre Freunde;
Da sitzen meine ärgsten Feinde;
Verräther trinken meinen Wein,
Nur sie sind lustig, spotten mein;
Und ich, damit sie mir nicht schaden,
Muß sie zu neuen Festen laden.
Nein, nein! dieß ist zu viel! Amynt ermanne dich,
Gehorche der Natur! sie hat dein Leben
Dir zum Geschenk, zur Knechtschaft nicht gegeben;

Wer ihr Geschenk verkennt, bestrafet selber sich.
Verzeih, Allgütiger, zu dir kehr ich zurücke,
Und trink aus deinem Quell ein dauerhaftes Glücke.
So spricht Amynt, und mit entschloßnem Sinn
Kehrt er zurück zu jenem Thale hin,
Wo edel noch, nach manchen trüben Tagen,
Die Seinen zärtlich um ihn klagen.
O! wer beschreibt was er empfand,
Als da vor ihm die Gegend stand,
Wo es sich einst so glücklich fand!
Was er empfand, als er mit giergen Blicken
Sein altes Dach von weitem schon erkennt!
Als er die Heerde sieht! Wer mahlt sein Entzücken,
Als ihm sein edles Weib sogleich entgegen rennt,
Und ihn mit Blicken voller Treu
Mehr, als mit Worten, fragt, wo er gewesen sei?
Es ist mir, spricht Amynt, recht wunderlich gegangen.
Auf jenem Berge schlief ich ein,
Und träumte da bis jetzt. Kein Traum kann bunter sein;
Doch ängstlich war er auch. Gottlob, daß er vergangen!
Ich träumt, ich wär ein großer Mann,
Reich, wie ein Fürst, und mächtig, wie ein König;
Glück strahlte mich von allen Seiten an;
Doch hier inwendig fühlt ichs wenig;
Da fühlt' ich, was ich sonst noch nie gefühlt.

Von Leidenschaften ward dieß arme Herz zerwühlt,
Von Haß, von Neid; — ich mag sie dir nicht nennen;
Und wer gern groß, und reich will sein
Kann sich von ihnen nicht befrein;
Die Wahrheit lernt ich in dem Traume kennen.
Doch jetzt, jetzt ist der Trarm vorbei,
Und ich bereu ihn nicht, denn er hat mich gelehret,
Daß, wer sein Glücke sucht, und die Natur nicht höret,
Wer nur die Welt befragt, und Mod und Fantasei,
Daß der der Thoren größter sei.
Auch ich war dieser Thor, mein Traum hat mich belehret.
Was hier der edle Hirt, Amynt, schon früh gestand,
Hat mancher Alte spät, oft sterbend erst, bekannt.

Das Sterbebette.

In dem Zimmer, das nach dem Garten hinausliegt, dicht an dem Fenster, wo rechts die große Linde sich erhebt, die in keinem Jahre von den Nachtigallen verlassen ist, deren Geschlecht der Amtmann von Wildenbrug so sorgsam hegte, dicht an dem Fenster stand das Sterbebette. Das Fenster war offen, und der milde Blumenduft schwebte über das Bett des schlafenden Greises, und an der blaßgrünen Wand zitterte der Schatten des Lindenzweiges. Die Bienen summten schon schwerbeladen aus dem Blumengarten in die volkreiche Heimath; Vögel, näher und ferner, trillerten unter einander, und auf der Linde schlug noch an ihrem Abschiedstage eine Nachtigall, sanft und befriedigt in die kindlichen Gesänge der Natur. Zu den Füßen des Greises saß seine Tochter, die jüngste und die einzige. Sie scheuchte bald ein unbescheidenes Insekt zurück, bald lauschte sie wieder auf den leisen Athem des Schlafenden, und die längste Zeit über ruhte sie dann mit großem Wohlgefallen auf dem heitern Angesicht des geliebten Vaters. Auf dem Tische neben dem Bette stand statt aller Tropfen, Pulver und Latwergen ein kleines Fläschchen alten Rheinweins, und darneben lag Hallo's glücklicher Abend, aus dem das Töchterchen dem Vater gestern vorgelesen hatte. Die Stubenuhr schlug

eben Neun, da weckte den Schlafenden der Glockenschlag aus dem leisen Schlummer.

Recht so! das Fenster offen — der Himmel frei über mir — recht so, Töchterchen, du weißt was einem Menschen behagt. Ach, ich habe sehr sanft geschlafen! Nun guten Morgen, Töchterchen! Du hast aber auch dafür wohl recht schlecht geschlafen! hast so dicke, trübe Augen. Komm, meine Tochter, mein treues Kind. — Er küßte sie, und dann sagte er: Hole mir eine Rose aus dem Garten — du weißt, ich mußte des Morgens immer die ersten Rosen brechen — daß ich nicht aus der Gewohnheit komme; und sage mir, ob die volle Rose an dem Erdbeerbeete schon große Knospen treibt.

Das Töchterchen ging. Der Greis aber legte die Hand auf sein Herz, und redete so vor sich hin: Klopfest schon recht leise an, altes Herz. Treulich hast du dich in Stürmen gehalten, und innig dich gefreut, wenn ein heiterer Tag war. Nun! magst wol müde sein; und ich denke immer, du wirst heute Abend ruhn. Mags! wird doch keine Schuld dich in deinem Todesschlafe mit leisen Träumen ängstigen. — Aber das — ja das, das möchtest du noch vollbringen; dann könntest du fröhlich aufhören und sanft ruhn. Er richtete seine Augen gen Himmel. O du, sprach er lauter, hier und dort, wo ich dich suche, Dank, gütiges Wesen! Ich bin zufrieden. Ich habe viel mehr empfan-

gen,

gen, als Andere; habe nie gehungert, nie gedürstet, und immer klärte nach dunkeln Tagen der Himmel sich wieder noch blauer auf, als er vorher gewesen war. Ich fand ein tugendhaftes Mädchen, und hatte das Mädchen lange zum lieben Weibe. Ich empfing von derselben fünf liebliche Kinder, die an ihrer Brust wuchsen, wie die Blumen im fetten Lande, und ich behielt von ihnen eine Tochter, die mein pflegt im Alter. Oft haben mir die Rosen geblüht, sehr oft; und wenn ich heute, wie mirs ahnet, in ein anders Rosenthal gehn soll — ich bin zufrieden, und sage Dank. Ich freue mich; denn dort treffe ich mein Weib und meine Kinder. Wie oft habe ich mich nicht zu ihnen gesehnt! Wenn mein Geburtstag war, und Jakobine stand allein vor mir, und es war so einsam, wo's so wonnevoll war; wenn an dem Aerntefeste die Leute mir sagten: „Unsere Frau war bei dem Weizenkranze immer recht fröhlich; noch das letztemal, wie sie mit uns allen tanzte, und auch den schlechtesten nicht verachtete!“ wie oft hab ich bei solchen Gelegenheiten heftig gesehnt! und nun sollt ich mich nicht freuen, daß mein Sehnen erfüllt wird? Aber doch ist das Herz noch schwer. Unberathen und verlassen steht die Pflegerinn meines Alters an meinem Sterbebette. Wohin mit ihr? Ich hatte einen Gedanken. Soll ich? — Du sollst, sagte er endlich, als er sich noch eine Weile bedacht hatte.

Bringst du Rosen, Töchterchen? Sind das doch die Rosen vom Erdbeerbeete! Blüht der Stock schon? Den hätt ich gern gesehen. Sieh, Töchterchen, als Euer noch fünf waren, da nahm ich fünf wilde Rosenstöcke, und augte sie mit vollen Rosen. Da meinte deine Mutter, die Rosenstöcke bedeuteten unsere fünf Kinder. Auch mir gefiel der Gedanke. Vier Augen gingen aus, und als mir eben in dem Jahre deine vier Geschwister an den Blattern starben, da hätt ichs deiner Mutter vorwerfen mögen, daß sie damals den Gedanken hatte. Aber nachher hab ich immer den übriggebliebenen Rosenstock, dessen Auge so prächtig trieb, vor allen andern werth gehalten. Er war ja das Bild meiner Tochter; auch der einzigen von fünfen; auch hochgeschmückt mit großen Blüthen der Hoffnung. Ich hab ihn immer vor Allen geliebt als dein Sinnbild. Aber wenn ich dann bedachte, daß der Rosenstock bei allen seinen großen Blüthen doch im Herbste keine Frucht hat, dann segnete ich meine Tochter, die bei ihrer lieblichen Blüthe jetzt schon Früchte trägt, und dereinst noch mehr tragen wird. O komm, Wohlthäterinn meines Alters, meine Freude, mein Glück; komm, mein Kind, daß dich der Vater segne!

Das Mädchen lag weinend an der Wange des Greises, und der Greis strich ihr zärtlich die vorwärts gefallenen Haare aus den Thränenaugen, und freute sich seines väterlichen Glücks.

O Dank, meine gesegnete Tochter! Ach, ach! Rosenduft geht doch über allen Blüthenduft; wie sanft! und, fuhr der Greis fort, wenn man eine Nelke hat, so sagt man wieder: wie kraftvoll! und bei der Resede spricht man: so schmucklos, und doch so himmlischer Natur, wie das häusliche Glück! und wer riefe nicht, wenn man den Duft der Veilchen einathmet: wie rein! wie frisch! So sind die Lebensfreuden mannichfaltig, und alle schön. Das ist dadurch bewiesen, daß wir immer die heutige Freude für schöner halten, als die gestrige. Und wie jede Jahrszeit ihren Blumenkranz hat, so jedes Alter seinen Freudenkreis. Wer mag bestimmen, ob die Freuden der Kindheit schöner sind, oder die Freuden der Jugend? die Veilchen oder die Rosen? und wer möchte tadeln die Freuden der männlichen Jahre? die Nelken; — und das Alter? — das hat ja die Freuden des ganzen menschlichen Lebens, wenn auch nicht alle in der Wirklichkeit, so doch in der Erinnerung. Tochter, ich habe die Blumen des Lebens alle gehabt, und die Freuden der Jugend, die Rosen, werden mich wol ins Grab begleiten. — Deine Thränen, Töchterchen? Nicht doch! — Wie voll die Rosen doch in diesem Jahre sind! So schön hat der Stock noch nicht geblüht. — Nicht! Töchterchen, nicht! Sieh, was wollt ich wohl, wenn ich mich sträubte? Alt und satt, und doch duftet mir die Rose noch süß. O auch du, meine Tochter, wirst ja so weit kommen,

men, daß du die letzte Rose, die letzte Aster des Lebens noch mit Wohlgefallen holest! Sei muthig! Sieh, ich möchte heute noch Abschied nehmen, und ich werde dankbar von dir scheiden. Du sollst mir heute noch thätig sein, und mir viel ausrichten. Thränen aber machen unthätig. Steh auf, mein Töchterchen, liebes Töchterchen! du sollst mir noch einen Brief schreiben. Setz dich an den Schreibtisch, und nimm ein feines Blatt.

„Aber wollen Sie nicht erst einen Bissen Brot in Wein tauchen? Die Rosen und das Weinbrot ist ja sonst Ihr Frühstück.“

Nein, Töchterchen, erst schreiben. Der Brief liegt mir auf dem Herzen. —

Die Tochter schrieb. Aber oft mußte sie das Gesicht seitwärts kehren, daß die Thränen nicht aufs Papier fielen.

Karl,

ich bin reisefertig. Willst du mich noch treffen, so mußt du dich gleich aufmachen. Ich hätte viel mit dir zu sprechen. Wer versagt dem Sterbenden eine Bitte? Du gewiß nicht!

Wilhelm Rufdorf.

So! nun schlag den Brief zusammen; so! — Des Herrn Kriegsraths Reising.

„Reising, Vater? Reising?“ — Ja! — „An den, den Sie für den einzigen Menschen hielten, der

viel

viel Bitteres gegen Sie im Herzen hätte?“ — Ja! an den. Wundert dich das so, daß ich auch meinem Feinde Lebewohl sagen will? — „Aber er wird nicht kommen.“ — Und doch; ja er wird kommen, wenn er nur kann. Ich hab ihn Karl genannt, und das wird er verstehn. Er soll ein edler Mensch sein; und dem Rufe eines Sterbenden gehorchen auch minder edle Menschen.

„Edler Mensch und Feind meines edeln Vaters?“ — Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Ich will dir das erklären. Sieh, Reising und ich liebten einst deine Mutter, bei der wohl Manchem das Herz höher schlug, wenn er sie sah in ihrer bezaubernden Glorie. Reising war damals ein Jüngling, ein Knabe möcht ich sagen, von sechzehn Jahren, und wenigstens sechs Jahr jünger, als deine Mutter; übrigens aber ein feuriger, talentvoller Knabe. Selbst deine Mutter hielt seine Liebe für nichts, als kindische Zuneigung, und doch hatte seine Sele diese Liebe festgehalten. Er ward krank, als er von der Heirath deiner Mutter hörte, sehr krank. Nur mit großer Anstrengung wurde er gerettet. Er ging auf die Akademie; er kam in seine Vaterstadt zurück, und eine seiner ersten Fragen war Pauline gewesen. Fast sollt ich glauben, er habe um Paulinens willen nie ein Weib genommen. Schon in seinen damaliger Krankheitsphantasieen hatte er mit Feuer und Schwert gegen mich

geraſet. Die Zeit hatte dieſe tiefen Eindrücke des Haſſes noch nicht ausgeglättet, als ich unglücklicher Weiſe mit ihm bei einer Pachtübergabe, wo man mich zum Beiſtand gewählt hatte, zuſammen treffen mußte. Schon bei unſrer Bewillkommnung war er bei meiner herzlichen Freude nicht allein kalt, ſondern auch höhniſch; und ich hatte doch einſt auf Einer Stube mit ihm gewohnt, aus Einer Schüſſel mit ihm gegeſſen, hatte den Knaben, deſſen Aufſeher ich damals war, ſehr lieb gehabt, und ihn ſeit funfzehn Jahren nicht geſehen. Nachher kams obendrein wegen Dächer und Ausſaat zwiſchen uns zu Streitreden. Du weißt, ich habe mir immer viel darauf zu Gute gethan, wenigſtens mein Fach gründlich zu verſtehn; und Reiſing griff mich auf dieſer meiner ſchwächſten Seite an, behandelte mich mit bitterm Uebermuthe, wollte mich zu einem Unwiſſenden machen, ließ michs fühlen, daß er Kriegsrath, und ich Amtmann ſei; da floß zuletzt meine Galle, und bitter, ich glaube, ſehr bitter. Schon in der folgenden Stunde hätt ichs ihm abbitten mögen, aber Reiſing war zu übermüthig. Mein Unſtern wollte, daß ich wider mein Wiſſen noch zweimal mich ſeinem Willen widerſetzen mußte; und ſo verlor ich jede Gelegenheit, mich mit ihm auszuſöhnen, obwohl ich mich öfter darum bemüht habe. Aber jetzt, hoff' ich, ſoll die rechte Stunde ſein. Doch ich verplaudre die Zeit. Geh, Töchterchen, gib den Brief meinem Paul.

Er

Er soll den leichten Wagen nehmen, und eilen; und wäre Reising abwesend, so soll er, wenns nicht allzu weit ist, ihm nachfahren; denn ich denke nicht eher zu sterben, bis ich ihn gesehen habe.

„Könnt er nicht auch einen Arzt mitbringen?“

Nein! Kind, woran wär ich krank, als daran, daß das Lebensöl nun schier aufgebrannt ist. Und was nützt es, wenn man den Dacht auch noch so sehr herauszieht, und noch so weit auseinander spreitet? und noch so viel köstliches Wasser darauf gießt? Wenn es an dem Lebensöl gebricht, so verlöscht das Licht um so eher. Lebensöl aber ist in keinen menschlichen Händen. Aber geh nur, daß der Brief fort kömmt. Wenn du wieder kömmst, will ich frühstücken.

Indeß stand der Greis auf, wusch sich, und zog seinen sonntäglichen Schlafrock an, daß Jakobine sich innig freute, als sie zurückkam, und der Vater auf dem Großvaterstuhle saß, und hinter in den Garten schaute.

Jakobine brachte eine Guirlande von Feldblumen, die die Hofmädchen gewunden hatten, weil sie wußten, welch ein Blumenfreund der Greis war. Dieß Blumenband hängte sie dem Greise um. „Die Hofmädchen schenkens Ihnen, sie wolltens selber bringen, aber da Sie, Vater, noch nicht aufgestanden waren, so mußten die Hofmädchen gehn, den Flachs zu gäten, und da hatten sie mirs aufgetragen.“ — Der Greis

war

war geschmückt, als wäre heute sein Geburtstag, und sein Gesicht war dem gleich. Die Liebe seiner Leute that ihm unbeschreiblich wohl. Er freute sich über jede Blume in dem langen Bande. Jakobine aber rückte ein Tischchen vor den Großvaterstuhl, und breitete das Frühstück aus; und der Greis nahm das stärkende Mark der Erde, Brot und Wein. Auch Jakobine tauchte auf das freundliche Zureden des Vaters, indeß Paul rasch über den Hof fuhr. So saßen sie: und der Greis begann von seinem Begräbniß.

In diesem Schlafrocke, in diesem Blumengehänge sollen sie mich begraben. Niemand soll mich entkleiden, denn ich bin ja reinlich angezogen. Um meinen Sarg mit blankem Zinn, das an einem Sarge gar keinen Sinn hat, und mit schönen Buchstaben, die Niemand in der Erde lesen kann, zu verzieren, dazu ist meine Jakobine zu verständig. Mein Sarg sei von schlechten Fichtenbrettern. Der Prediger soll Nichts bei meinem Sarge sagen. Meine Fehler würde er wol Niemand zur lehrreichen Warnung aufstellen; und um mich zu loben? — die, die mich lieb gehabt haben, werden mich auch nach meinem Tode ehren, ohne das öffentliche Lob. Aber bezahle dem Prediger; denn er ist angewiesen auf das Grab, daß er von diesem Thränenacker ärnte. Wer sich um mein Grab versammeln will, der mags thun. Leichengäste solist du nicht bitten, aber Allen mein Ableben bekannt machen, auch dem

Aerm-

Aermsten. Am liebsten hätt ichs, wenn mein Körper begraben würde, so wie die Sonne aufgeht. Der frühe Morgen hat so etwas Erhebendes, ist so das Bild des verjüngten Lebens. Die Mittagsstunde ist drückend, und die Sele spricht dann schwerer zu Gedanken an, die Abendstunde aber ist die Stunde vieler dunkeln Gefühle, die nie gut sind, am wenigsten beim Grabe. Wenn der Sarg sinkt, könnte das Lied von Klopstock: Auferstehn u. s. w. gesungen werden; übrigens aber hätt ichs gern still und geräuschlos: still, wie die Erwartung, geräuschlos, wie die höhere Freude. Am Begräbnißtage laß eine große Tafel decken, setze Wein und Bort hin, auch Kuchen, so du willst, und nöthige den Armen am freundlichsten. Theile dann zugleich die Kleider und die Bücher aus, welche die Kinder in der Aernte bekommen. Der größte Theil ist ja fertig, und solltest du Tag und Nacht arbeiten lassen, theile doch ja aus. Es ist ja dann das Letzte, was ich auf Erden austheile. Mein Angesicht sollst du verdecken. Es mag Eitelkeit sein, aber ich habe den Gedanken einmal gelesen, und mir hat er sehr gefallen. Der Tod entstellt das Gesicht, und lösch die Züge der Sele aus. Es ist nicht angenehm, sich den Verstorbenen immer mit einem Todtengesichte zu denken. Du sollst dich schwer erbitten lassen, mein Angesicht aufzudecken. Wenn du nicht um der Menschen willen gezwungen wärst, so würde ich dir rathen: Ziehe nach meinem Tode kein

schwar-

schwarzes Kleid an; die schwarze Farbe nährt Traurigkeit und dunkle Gefühle. Das darf ich dir nicht sagen, daß du in meiner letzten Bewußtlosigkeit keine kindischen Matronen zulassen sollst, daß sie mich in den Tod singen; auch das nicht, daß du meinen Körper liegen lassen sollst, bis er weset. Da magst du einen Arzt holen lassen, der entscheide, ob der Körper wirklich todt ist. — Das wäre so Alles. Ich hab es auch aufgeschrieben; es liegt in meinem Schreibtische. Was noch übrig ist, dazu werde ich noch wol eine andere Stunde finden. — Es hat mir geschmeckt, und der Tropfen Wein mich recht gestärkt. Ich glaube, daß ich im Stande wäre, in den Garten zu gehn; aber ich habe da vorgestern schon Abschied genommen. Nun setz dich hin, Töchterchen, und spiel mir ein Lied; spiele leise, damit man auch die Vögel höre, und singe sanft dazu.

Das war der Inhalt des Gesprächs, das der Amemann in Wildenbrug mit seiner Tochter bei seinem Frühstück führte, nur daß das Gespräch oft lange Pausen hatte, in denen das Mädchen heftiger weinte, und der Vater die Tochter tröstete, und dann wieder nöthigte, mit ihm zu essen und zu trinken. Versuche nur, wie das stärkt, setzte er dann hinzu.

Und als nun die Tochter dem Vater noch einmal alle seine Lieblingslieder durchgespielt, und nach Mögzichkeit dazu gesungen hatte, da hätte man es sehen

müssen,

müssen, wie der Vater sich bei der Tochter bedankte, um den Werth des Danks zu fühlen. So küßte er die Tochter, die vor ihm kniete, so drückte er ihr die treuen Augen, und streichelte ihr die blässere Wange.

Hast du auch an ein Mittagsbrot gedacht? fragte der besorgliche Hausvater. Es muß schon zierlicher seyn, denn wir haben einen Gast. — Das Töchterchen nickte. — Ich freue mich recht, daß ich den Knaben heut noch wieder sehen soll, der — ach es können 40 Jahre sein, — der damals so treulich an meinem Krankenbette saß. Ich war sehr krank und hatte kein Geld; der Knabe auch nicht. Da lief der Knabe fort, und kam lange nicht wieder. Endlich kam er, brachte einige Citronen, und schüttete einen ganzen Haufen Münze vor mir hin; und mit welcher Freudigkeit! Er hatte seine silbernen Schnallen verkauft, die er doch so theuer hielt, die ihm damals von allen seinen Mitschülern beneidet wurden. Töchterchen, der Knabe hatte ein freundliches Herz zu mir, wie könnte er das Herz ganz verloren haben? Die Zeit wird mir noch lang werden, bis er kömmt. Lies mir das Ende von Hallo.

Als Jakobine das Ende von Hallo gelesen, und der Greis noch ein wenig geruht hatte, da rollte der Wagen in den Hof, und des Greises Wange röthete sich. — Geh, Töchterchen, geh! Er ist da. Empfang ihn ja freundlich und führ ihn herein. — Stärke

zum

zum letzten Tagewerke! Glück zur letzten Arbeit! seufzte der Greis; da trat Reising herein. Sein Auge war sanft; um seinen Mund schwebte eine Freundlichkeit, die der Greis nicht gesehen hatte, seitdem er den Knaben verließ. Der Greis wollte aufstehen, aber Reising drückte ihn zärtlich zurück, küßte ihm ehrfurchtsvoll die Stirne, und setzte sich gleich ungebeten neben ihn.

„Woher kömmt mir die Ehre?“ sagte er dann, und faßte die Hand des Greises. — Ich danke dir, daß du gekommen bist, daß du so augenblicklich gekommen bist. Sieh, mein Leben möchte wol nur noch wenige Stunden haben, und ich wollte nicht gerne gehn, ohne dein Angesicht gesehn zu haben. Ich danke dir, daß du meinen letzten Wunsch erfüllt hast.

„Wie ich vorher sagte, Ruhdorf, es war mir eine Ehre, und ich wäre, das magst du glauben, zu dir gekommen und wenn ich, selber krank, mich in einer Sänfte hätte sollen hertragen lassen. Aber du solltest sterben?“

Ja, Reising, es möchte vielleicht gar der letzte Tag sein; denn die Lebenskraft ist verbraucht. Aber siehe, meine Einladung war auch eigennützig. Ich wollte dich nicht allein sehen, ich wollte dich auch bitten. Du weißt, ich habe deine Pauline, die du so sehr liebtest, einst zum Weibe genommen. Sie ist in der andern Welt. Aber da steht ihre Tochter. Siehe, ob es nicht das getroffene Bild der Mutter ist,

die du liebtest! Ich gehe, und das Mädchen ist verlassen. Wolltest du ihr Vater sein? Ich kenne Niemand, dem ich die Pflegerinn meines Alters, meine Erdenfreude, lieber anvertraute.

Reising war überrascht und beschämt. Er biß sich auf die Unterlippe, sein Auge ruhte am Boden, sein Athem hob die Brust.

Karl, fuhr der Greis fort, entsinnst du dich noch, wie ich so krank war, und du die Schnallen verkauftest?

Da brach nach einem schweren Kampfe die feste Männlichkeit.

„Ruhdorf, rief Reising weinend, du bist mehr, als ich. Die Ehre hatte ich nicht verdient. Deine Tochter willst du mir, mir anvertrauen? Ruhdorf, du bist ehrwürdig. Ruhdorf, segne mich! Vergib deinem Karl!“ —

Der Greis bog sich auf Reisings Angesicht herab, der mit dem Kopf auf der Seitenlehne des Großvaterstuhls dicht an der Brust des Greises lag, und die thränenvollen Augen zu ihm emporrichtete.

Wann hätt ich meinen Karl, den treuen Wächter an meinem Krankenbette, nicht gesegnet? O Segen dem Vater meiner Tochter, dem Vater von Paulinens jüngsten Kinde!

„Ja, Tochter meines Ruhdorfs und meiner Pauline.... Reising ging auf Jakobine zu.... sprich, willst du mich zum Vater? willst du mich auch ehren?

mich auch beschämen, wie der Vater mich beschämt hat? traust du mir ein Vaterherz zu? .... Die Thränen ließen ihn kaum zu Worten kommen. Er umarmte das Mädchen .... „Glaube mir, rief er, ich werde in dir deine Mutter lieben, und deinem Vater abbitten.“

Das Mädchen aber duldete schweigend die Umarmung. Sie war so erschreckt, so neu war ihr das, so unvorbreitet war sie darauf; sie antwortete weder Ja noch Nein.

„Wie der Gerechte sich freut! sagte Reising dann, als er das holde Gesicht des Vaters sah, wie er sich weidete an dem Anblick, daß der, der sein Feind war, sein Kind in Vaterarmen hielt!“

Also willst du? .... und der Greis reichte ihm dankbar die Hand entgegen. Reising aber faßte die Hand, und es war ihm, als sollt er sie küssen, und er hätt es gethan, hätt ihn der Greis nicht sanft an sein Herz gezogen.

Wie dankbar werd ich von dir scheiden, guter Karl! wie wird meine Sele so immer bei dem Vater meiner Tochter sein! O segne, gütiges Wesen, den Vater meines Kindes, der mich von meiner letzten und größten Sorge erlöset! segne meinen Karl — und meine Jakobine! setzte er mit dem weichen Tone der zärtlichen Liebe hinzu, indem er die Hand auf das Haupt des neben ihm knieenden Mädchens legte. Karl, ich nenne dich gerne so, Karl, ich gebe dir ein liebes Kind.

Du wirst das einmal zu deiner Freude erkennen, wie Jakobine lieb und gut ist. Ich weiß, du wirst von Herzen Vater sein; du bist edel und auch verständig, ich hätte mein Kind dir sonst nicht anvertraut. Aber zürne mir nicht, Karl! sieh es bloß als eine Väterlichkeit an. Mein Herz hat noch Einen Kummer. Du wirst ihn wol entschuldigen. Es ist der Kummer: du könntest wol einst Heirathsplane machen, in die das Herz des Kindes nicht willigte. Auch die Besten und Verständigsten haben wol eher darin gefehlt. Entschuldige den Kummer; und tröste den Vater darüber. Zürnst du auch, Karl?

Reising gab sehr feierlich dem Greise die Hand. „Ich will um meinen ganzen väterlichen Dank kommen, wenn ich das thue. Du kannst mir gewiß in Allem vertrauen, du, mein älterer Bruder. Deine Stelle werde ich nicht ersetzen können; aber ich will auch einmal etwas thun, was uns auf dem Sterbebette eine fröhliche Erinnerung geben kann.“

Der Greis war ein wenig erschöpft. Er sank in den Großvaterstuhl zurück. Das Mädchen blieb knieend an dem Stuhle liegen, und Reising arbeitete still die heftigen Bewegungen seines Herzens aus.

Was nur, fing dann nach einer langen Ruhe der Greis an, was nur meine Pauline sagen wird, wenn ich ihr erzähle, was Reising gethan hat?

„O grüß mir sie, rief der Mann, feurig wie ein Jüngling, grüß mir sie, Ruhdorf!“

Der Greis nickte lächelnd dazu. Beide dachten an das geliebte Weib. Auch Jrkobine ward heiterer; aber sie hatte nicht Stärke, dem Vater auch einen Gruß an die liebe Mutter zu geben. Ihre Thränen, die jetzt dichter an dem aufgehobenen Gesichte herabrannen, riefen die Mutter.

Da ist der Schlüssel zu meinem Schreibpult, mein Karl, es ist alles in Ordnung. So viel wirst du finden, um mein Kind auszustatten.

Ach mit welchen Gefühlen sah das Mädchen dem Schlüssel nach, den der Vater sonst nie aus den Händen gab! Mit dieser Handlung brach ihre letzte Hoffnung. Dann ist die Abreise keinem Zweifel mehr unterworfen, wenn ein Mensch nun die Schlüssel von den Thüren seiner Wohnung zieht, und sie einem Andern gibt.

Bist du mit mir auch zufrieden, mein betrübtes Töchterchen? fragte der Greis.

„Vater!“ — Sie zog des Vaters Rechte mit beiden Händen an ihr Herz, als wollte sie den Vater festhalten, als wollte sie ihn bitten, ihr verlaßnes Herz zu bedenken, und um des Herzens willen bei ihr zu bleiben. Dann lag sie still mit dem Gesicht auf seiner Hand, als wäre mit der letzten Hoffnung auch das Leben aus ihr gewichen.

Aber du bleibst ja, meine Tochter, sagte der Greis. Mach den Abschied nicht schwer, liebe Jakobine. Er suchte sie durch Liebkosungen wieder zu ermuntern. Er nannte sie seine Einzige, seine Freundin, die Liebe seines Alters. Liebkosungen mildern den Schmerz, und wecken am leichtesten und sanftesten das Herz aus seinen tödtlichen Ohnmachten.

Da kam der Schreiber. — Meine Leute, Karl, laß nicht hülflos auf dem Wege stehn; vor Allen meinen Paul nicht. — Nun, Paul, willst auch du mir das Herz schwer machen? Komm, treuer Sohn! Sieh, Reising, ich fand ihn einst als ein neugebornes Kind am Wege. Ich kam damals so gerufen, und das Kind war mir so von Gott gegeben. Mir war gerade ein Söhnlein gestorben, und da war mirs, als wär es wieder auferstanden, und ich nannte den Findling nach meines Kindes Namen, und Pauline säugte ihn an ihrer Brust. Du mußt ihn auch als einen Sohn deiner Pauline betrachten. — Nun, Paul? Wollt ihr denn Alle mit Thränen kommen? Wohl ehren mich eure Thränen, aber sie greifen auch das Herz an. Guter Paul, bleib bei mir, so lange ich lebe, und wenn — o Reising, sorge doch ja für meinen Findling! Du weißt nicht, wie lieb mich mein Paul immer gehabt hat, und wie krank uns der Knabe ward, als er das Grab unserer Pauline gesehen hatte.

„Ich verlasse Paulinens Kinder nicht!“ das war Alles, was Reising sagte. Er sah nur still auf den Jüngling, wie er vor den Knieen des Greises lag, wie sein Herz sich ergoß, wie des Greises Hand auf dem blonden Kopfe des Jünglings ruhte, wie Beide einander segneten.

„Es sind die Wildenbruger draußen“ fing endlich Paul an.

O laß sie hereinkommen, meine Kinder, mit denen ich die fröhlichen Ernten des im Sturm uud Unwetter ausgesäeten Samens eingesammelt. — Nun, Kinder, sagte er denn zu den Eintretenden, seid Ihr doch alle gekommen! Wie soll ich die Liebe Euch danken? Kommt Ihr, Abschied zu nehmen? Ich wollte Euch eben rufen lassen; denn Ihr konntets leicht denken, daß ich nicht gehen würde, ohne Euch, treue Arbeitsgefährten, mein dankbares Lebewohl zu sagen. Ihr seid mir zuvorgekommen. — Er reichte ihnen Allen die Hand entgegen, und sie traten einer nach dem andern heran, und küßten die Hand des Greises. Der Schulze aber brachte einen Stock mit Moosrosen, nach denen der Greis lange getrachtet hatte. Es trug der ehrliche Schulze Meilen weit den schweren Blumentopf mit Freuden her, und setzte ihn triumphirend vor den Greise auf den Tisch.

„Wollte doch Gott Ihren Leib, lieber Herr, verjüngen, wie er in jedem Frühjahre so eine Blume verjüngt!“

Moosrosen! rief der Alte mit lebhafter Freude; Moosrosen! guter Schulze! bezahl Euch Gott das Geschenk! — Dann besah er mit solchem Wohlgefallen, mit solchem jugendlichen Sinn für seine alte Liebhaberei den Rosenstock und jede einzelne Rose. — Hab ich doch, fing der Greis an, mein Monument gesehen! Jakobine, im Herbst sollst du den Rosenstock auf mein Grab pflanzen, und der Rosenstock soll da Euch, guter Schulze, zu Ehren blühen, und Euch allen, die Ihr so traurig steht. Er soll das rühmliche Zeugniß sein, das meine Wildenbruger mir beim Abschiede gegeben haben.

Der Greis weidete seine Augen noch immer an den seltenen Rosen, indeß die ehrlichen Wildenbruger ihre Liebe auf die mannichfaltigste Art sehen ließen. Der Eine schaute still und ernsthaft auf den Greis, als wollte er sich sein Gesicht noch recht einprägen; ein Anderer stand mit zusammengepreßten Lippen da, sah starr auf die Erde, und wußte nicht, daß er weinte; ein Dritter redete so vor sich hin: „Was meine Anne nur sagen wird, wenn sie ihrem Pathen zu Grabe läuten? Wer wird rathen, borgen, helfen? Wer wird Kinder in die Schule schicken, und der Kranken sich erbarmen? Wo wird man dann wohl hingehen, wenn hier ein Anderer wohnt?“ Zuletzt wurden sie Alle still, und da wurden die Thränen allgemein.

Der Greis unterbrach die stille Trauerscene. Kommt her, daß ich Abschied nehme. Keinen Feind unter Euch? — wie wohl mir das thut! Und hätt ich irgendwo gefehlt, vergebt es mir. Ich habe Euch wenigstens alle geliebt, und nie aus bösem Willen zu hart geredet. Seid mir fromm, und macht mir im Grabe keine Schande! Gott aber gebe gebe Euch gute Tage und gute Ernten, und einen Nachfolger nach mir, der ein dankbares Herz für Eure tägliche Arbeit hat! — Nun, Schulze, auf Wiedersehn in den Rosenthälern des Himmels! — Jürge, versöhnt euch doch mit Steffen, daß keine Feinde an meinem Grabe stehn! — Kasper, werdet mir ja nicht müde, die blinde Lene zu pflegen! — Peter gebt dem Rudolf eure Tochter, er ist arm, aber fleißig, ich meine, Ihr werdet Freude erleben. — Märtin, habt noch einige Jahre Geduld mit euerm unverständigen Weibe, so scheidet euch der Tod. — — So nahm der Greis Abschied. Bei Jedem hatte er ein besonderes Wort, das dem Menschen unvergeßlich blieb, weils ihm sein sterbender Wohlthäter gesagt hatte. Der Greis empfing dafür wieder so viel Segen, als das beklommene Herz nur immer auf der ungelehrigen Zunge hervorbringen konnte. Leise gingen sie dann alle hinaus, und standen noch lange vor dem Hause, wo die Weiber und Kinder sich versammelt hatten.

Lebt wohl, meine Kinder, rief der Greis unaufhörlich; noch da sie schon alle hinaus waren, rief er vor

sich:

sich: Lebt wohl, liebe Wildenbruger! — Man hätte glauben sollen, es würde ihm schwerer, sich von seinen Wildenbrugern zu trennen, als selbst von seinem eignen Kinde, so heftig hatte die Abschiedsscene den Greis bewegt.

„Die Menschen machten dir wol viel Ehre? Wie gut muß der gewesen sein, der sie so gut erzogen hat! Was meinst du, mein Bruder, wenn ich auf mein Alter einen Schattensitz suchte, wenn ich Wildenbrug pachtete, und mit deinem Kinde und dem Blondkopf da hier bliebe?“

Das war eine große Freude für den Greis. Ja, o ja, ja das thu, mein Karl! so haben meine Bauern Nichts verloren, und meine Jakobine darf sich dann nicht von Wildenbrug trennen; auch mein Paul nicht. O, Karl, wenn das nicht ein vorübergehender Gedanke wäre!

„Ich gebe dir meine Hand.“

Sieh, Töchterchen, küsse ihn, danke ihm! Ich soll noch unter Freuden, über Alles getröstet, ohne irgend eine Sorge sterben. — Auch dem Mädchen ging ein augenblicklicher Freudenschimmer auf, der aber bald wieder in den Thränen erlosch.

Jetzt, als die Sonne tiefer nach Abend hinuntersank, da ward der Greis sichtlich schwächer. Die Anstrengungen des Tages hatten seine Kräfte sehr erschöpft. Es war, als schlummerte er. Nur zuweilen blickte er auf, als wollte er die Tochter sehen; und von Zeit zu

Zeit

Zeit fühlte das Mädchen den leisen Händedruck des Vaters. Als die Köchinn so laut jammerte, da erwachte er, um zu sagen: Ich danke Euch! Ein Bettler sang vor der Thür, da erwachte er wieder. Gebt doch, sprach er; und als Jakobine ihm noch ein Kissen unter den Kopf schob, und über der Arbeit ihre Thränen auf das Angesicht des Schlummernden fielen, da redete er noch einmal: So, Herzenstöchterchen, so! müde bin ich! Dank und Segen, Töchterchen!

Reising setzte sich an das Clavier; da öffnete der Greis noch einmal seine Augen, und sie lächelten freundlich auf das sanft schallende Clavier hinüber.

Als die Sonne nun gesunken war; als die singenden Arbeiter mit der schleppenden Pflugschaar heimwärts zogen; als die Nachtigall in der Linde schlug; als der Schmetterling um das Geisblatt flatterte, und der Abendstern am Himmel stand: da verhallte der letzte Ton des Claviers; da hörte die horchende Tochter keinen Athem mehr; da war die schöne Harmonie des Lebens geendet; und Jakobine hatte den Augenblick nicht wahrnehmen können, wo der letzte leiseste Ton verhallt war. —

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seidenstücker, Johann Heinrich Philipp,

Deklamatorisches Lesebuch für mittlere und obere Schulklassen [ein Geschenk für junge Leute, welche schon fertig lesen können und schön zu lesen wünschen]

Dortmund 1810

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/OS 242(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11346145-1